

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Dienstag, 13. Juni 2017 · Nr. 135/24 R 1

HERAUSGEGEBEN VON WERNER D'INKA, JÜRGEN KAUBE, BERTHOLD KOHLER, HOLGER STELTZNER

2,70 € D 2955 A F.A.Z. im Internet: faz.net

Macrons Bewegung ruft zu Demut auf

mic. PARIS, 12. Juni. Nach dem Erfolg im ersten Wahlgang der französischen Parlamentswahlen für die Bewegung La République en marche (LREM) hat Regierungssprecher Christophe Castaner in Paris vor Siegesgewissheit gewarnt. „Noch ist nichts entschieden“, sagte Castaner mit Blick auf den zweiten Wahlgang am nächsten Sonntag. Auf die geringe Wahlbeteiligung müsse reagiert werden. „Wir müssen das Vertrauen wiederherstellen“, sagte der Regierungssprecher. Jean-Paul Delevoye, der die LREM-Kandidaten ausgewählt hatte, rief zu „Demut“ auf. „Dieses Ergebnis verlangt von uns viel Demut angesichts der Zerrissenheit der französischen Gesellschaft“, sagte Delevoye. Nach Angaben des Innenministeriums kamen LREM und die verbündete Modem-Partei auf 32,3 Prozent der Stimmen und liegen damit weit vorn. Les Républicains (LR) und die verbündete Partei UDI erreichten knapp 21,6 Prozent der Stimmen. Der frühere Premierminister Jean-Pierre Raffarin (LR) sagte am Montag, Frankreich erlebe einen politischen Urknall. „Eine neue Kraft in der Mitte ist entstanden“, sagte er. Die etablierten Parteien würden abtreten. Die bisherige sozialistische Regierungspartei fiel im ersten Wahlgang weit zurück und kam auf 9,5 Prozent der Stimmen. Die Kandidaten des Front National erzielten 13,2 Prozent der Stimmen. (Siehe Seite 3.)

Help me if you can



I'm feeling down – Politische Prozesse haben fast überall eine derartige Beschleunigung erfahren, dass Beobachtern die Spucke wegbleibt und die Akteure sich oft fühlen wie bei einem Sturz in den Mahlstrom. Die britische Premierministerin Theresa May könnte von dieser schwindelerregenden

Tauchfahrt ein Liedchen singen. In dem selbstverschuldeten Schlamassel könnte sie sich aber auch auf Lawrence von Arabien besinnen, dessen Rat auch bei politischen Nadererfahrungen Hilfe verspricht: „Der Trick ist, sich nichts daraus zu machen, dass es weh tut.“ **Seite 2** Foto Robert Freeman

Der Preis der Repression

Von Reinhard Vesper

Die russische Führung ist sich ihrer Macht offenbar nicht so sicher, wie sie es angesichts der Umfragen sein sollte, laut denen Präsident Wladimir Putin das Vertrauen einer deutlichen Mehrheit der Russen genießt. Das harte Vorgehen gegen die friedlichen Demonstranten in Moskau und Petersburg zeigt, dass der Kreml den offenen politischen Wettbewerb fürchtet: Er versucht ihn mit Gewalt und Repression zu unterbinden, bevor ein potentieller Gegner so stark ist, dass er in einem Machtkampf gewinnen könnte.

So weit ist Aleksej Nawalnyj noch nicht. Aber er ist für das Regime trotzdem schon eine Bedrohung. Zum einen hat er die Basis für Proteste sowohl in gesellschaftlicher als auch in geographischer Hinsicht erweitert, indem er sich nicht nur auf die Großstädte Petersburg und Moskau konzentriert, sondern überall im Land Unterstützer organisiert. So können die vielen lokalen Proteste, die die Machthaber bisher leicht voneinander isolieren konnten, Teil einer breiteren, landesweiten Bewegung werden. Und zum anderen bietet Nawalnyj eine Alternative zu Putin an – personell wie pro-

grammatisch. Das jetzige System ist nur solange stabil, solange Wladimir Putin sowohl in den Augen der untereinander bis aufs Blut um Einfluss und Pfründen kämpfenden Seilschaften in der Elite als auch in denen der Bevölkerung alternativlos erscheint. Das ist an der Unsicherheit und Nervosität des offiziellen Moskauer zu erkennen, wenn Putin einige Tage schweigt.

Nawalnyj ist auf dem Weg, dieses Monopol Putins zu brechen. Er erhebt einen unverhohlenen Machtanspruch, und er hat intelligente Leute um sich herum versammelt, die an einem ernsthaften Programm für eine demokratische Umgestaltung Russlands schreiben. Vieles daran ist noch unausgeformt, bei vielen Punkten ist offen, wie sie verwirklicht werden sollen. Es gibt gute Gründe, Nawalnyj kritisch zu sehen: Seine Rhetorik gegen die „Gaulner und Diebe“ im Kreml ist oft gnadenlos populistisch, und seine auf Konfrontation mit dem Regime setzende Strategie ist risikoreich – und zwar nicht nur für ihn persönlich, sondern auch für diejenigen, die seinen Aufrufen folgen. Aber die von ihm angeführte Bewegung ist schon jetzt so groß, dass der Kreml mit ihr rechnen muss. Die Wahrscheinlichkeit, dass Nawalnyj scheitert, ist groß. Aber für das Regime wird der Preis der Repression hoch sein.

Ein handlungsfähiger Partner

Von Michaela Wiegand

Emmanuel Macron sollte Frankreich vor Marine Le Pen schützen. Doch der junge Mann ist über sein Ziel hinausgeschossen. Im ersten Wahlgang der Parlamentswahlen haben die Kandidaten von Macrons Bewegung La République en marche (LREM) in so vielen Wahlkreisen den Spitzenplatz erreicht, dass sie am nächsten Sonntag die absolute Mehrheit der Sitze in der Nationalversammlung erringen werden. Bemerkenswerter aber ist, wie schnell Macron den Front National (FN) zurückgedrängt hat.

Noch vor einem Monat galt es als ausgemacht, dass Marine Le Pen sich bei den Parlamentswahlen für ihre Niederlage bei den Präsidentschaftswahlen am 7. Mai rächen würde. Die Rechtspopulistin träumte davon, Macron einer klaren Mehrheit in der Nationalversammlung zu berauben. Sie behauptete, ihre Partei werde als stärkste Fraktion in die erste Parlamentskammer einziehen. Doch der FN wird nicht einmal genügend Abgeordnete in die Nationalversammlung entsenden können, um Fraktionsstärke zu erreichen. Mit nur 13,2 Prozent der Stimmen ist der FN offenbar weit hinter die Ergebnisse Marine Le Pens am 23. April (21,3 Prozent) und am 7. Mai (33,9 Prozent) zurückgefallen. Knapp drei Millionen Wähler stimmten für FN-Kandidaten. Vor fünf Wochen waren es noch mehr als zehn Millionen gewesen.

Macron ist es gelungen, den schier unaufhaltsamen Aufstieg Le Pens an den Urnen zu beenden. Das ist eine beachtliche Leistung. Denn seit ihrer Wahl zur FN-Vorsitzenden Anfang 2011 lag Marine Le Pen im Aufwind. Sie vergrößerte die Wahlerbasis ihrer Partei von Wahltermin zu Wahltermin und erweckte den Eindruck, als werde sie unweigerlich eines Tages im Elysée-Palast landen. Dieser Aufwärtstrend ist nun beendet. Ein gewichtiger Grund dafür liegt im parteiinternen Richtungsstreit über eine Abkehr vom Euro und von der EU. Die „Fxxxit“-Debatte in der FN-Führungsrunde hat viele Wähler abgeschreckt. Auch der verheerende Auftritt Le Pens während des Fernsehduells mit Macron wirkte nach. Le Pen offenbarte bei der Debatte ihre Inkompetenz in Sachfragen. Als Führungsgestalt hat sie sich entzweit.

Das bedeutet noch nicht, dass sich die französischen Wähler dauerhaft von den Verheißungen der Rechtspopulisten abgewendet hätten. Aber die meisten Le-Pen-Anhänger waren nicht motiviert, an den Urnen den angekündigten Siegeszug von Macrons Bewegung zu verhindern. Nur jeder zweite Franzose nahm an der Wahl teil. Die Wahlbeteiligung ist seit Bestehen der V. Republik bei Parlamentswahlen noch nie so niedrig gewesen.

Macron verspricht nach den Parlamentswahlen ein anstrengender Präsident zu werden. Denn er zwingt dazu, überkommene Denkmuster aufzugeben. Dazu zählt die Vorstellung, dass

mit der politischen Klasse in Paris keine Reformen zu machen seien. Macron hat diesen jahrelang gepflegten Vorwurf ernst genommen und einen radikalen Erneuerungsprozess eingeleitet. Die Wähler haben mitgespielt: Annähernd 100 Abgeordnete, die für ihre Wiederwahl antraten, scheiterten schon im ersten Wahlgang. Zu den Abgestraften zählt der sozialistische Parteichef Jean-Christophe Cambadélis. Im ersten Wahlgang vollzogen die Wähler den Abschied von den etablierten Parteien. Das bekamen auch die Kandidaten von Les Républicains (LR) zu spüren, die sich auf weitere fünf Jahre auf der Oppositionsbank einrichten müssen. Es zeigt sich, dass das schlechte Abschneiden François Fillons bei den Präsidentschaftswahlen kein Unfall war.

Macron kann seine Reformen verwirklichen. Alte Denkmuster müssen überwunden werden.

Der Richtungsstreit über den künftigen Kurs dürfte nun voll entbrennen. Ein Teil der LR-Führung strebt an, Macrons Reformprogramm konstruktiv zu unterstützen. Doch gibt es auch einflussreiche Hardliner, die lieber von einem Bündnis mit allen patriotischen Kräften einschließlich der FN-Enkelin Marion Maréchal-Le Pen träumen.

Die Wähler haben vor allem politischen Newcomern das Vertrauen ausgesprochen. Neun von zehn künftigen LREM-Abgeordneten sind Novizen in der Nationalversammlung. Doch schon jammern die Parteigrößen von LR und PS, all diese Dilettanten würden im Gesetzgebungsverfahren versagen. Sie warnen davor, dass die neue Regierungsmehrheit zu gefügig sein werde. Dabei verdrängen sie, dass gerade die undisziplinierte Regierungsfraktion in der vergangenen Amtszeit dazu beitrug, dass wichtige Reformen verschleppt oder aufgegeben wurden. Macron hingegen wird durchregieren können. Anders als sein Vorgänger hat er bereits einen genauen Reformfahrplan, den er durchziehen will. Es steht nicht zu erwarten, dass der Präsident wie seinerzeit François Hollande den Sommer mit Abwarten vertändelt.

Die Linke und die Gewerkschaften werden es sich nicht nehmen lassen, Proteste gegen die weitreichende Arbeitsrechtsreform zu organisieren. Aber der Druck von der Straße hat die Regierenden in Paris immer nur dann verzagen lassen, wenn ihre Legitimität ohnehin schon schwach war. Macron hingegen zieht nach dem zweiten Wahlgang voraussichtlich mit frischer Legitimität an die Reformfront. Damit empfiehlt er sich als handlungsfähiger Partner Deutschlands. Es wird höchste Zeit, auch in der deutsch-französischen Beziehung alte Denkmuster zu überwinden.

Heute

Computer – schlau wie wir

Künstliche Intelligenz dringt in den Alltag vor, und viele erkennen noch nicht die riesige Chance, die sich hier bietet. **Wirtschaft, Seite 20**

Abnutzungskrieg in Caracas

Täglich geht Venezuelas Opposition auf die Straße. Gewalt und Gegengewalt fordern Leben. Wo steht die Kirche? **Politik, Seite 5**

Eine Schatzkiste Roms

Die ganze Geschichte der Ewigen Stadt in einer Ausstellung – unmöglich? In Paderborn gelingt genau das. **Feuilleton, Seite 9**

Türkische Wirtschaft wächst

Das Wachstum bleibt dennoch hinter dem Durchschnitt zurück. Droht Ungemach wegen der Haltung zu Qatar? **Wirtschaft, Seite 18**

Unermüdlich verbessern

Nadals zehnter Tennis-Titel von Paris ist eine monumentale Leistung. Das Geheimnis dahinter teilt er mit Federer. **Sport, Seite 32**

Viele Hürden

Die Pläne der Stadt Frankfurt für einen neuen Stadtteil sind für die Regionalplaner eine Herausforderung. **Rhein-Main-Zeitung, Seite 33**

Briefe an die Herausgeber Seite 6

Schwarz-Gelb einigt sich in Nordrhein-Westfalen

reb. DÜSSELDORF, 12. Juni. Drei Wochen nach Beginn der Verhandlungen wollen CDU und FDP in Nordrhein-Westfalen am Freitag ihren Koalitionsvertrag vorstellen. Das kündigten die Generalsekretäre der beiden Parteien am Montag in Düsseldorf an. In einer Plenarsitzung am 27. Juni soll dann die Wahl von Armin Laschet (CDU) zum Ministerpräsidenten stattfinden. An diesem Dienstag wollen die Verhandlungsdelegationen der beiden Parteien zu einer abschließenden Runde zusammenkommen. (Siehe Seite 4.)

NDR distanziert sich von Sachbuch-Entscheidung

F.A.Z. FRANKFURT, 12. Juni. Auf der von NDR Kultur, „Süddeutsche Zeitung“ und dem Börsenblatt des Deutschen Buchhandels veröffentlichten Liste „Sachbücher des Monats“ wurde im Juni ein postum veröffentlichtes Buch des Historikers Rolf Peter Sieferle empfohlen, das rechtsextreme Ansichten vertritt und antisemitische Aussagen enthält. Der NDR distanzierte sich von der „Fehlentscheidung“ und setzte die Zusammenarbeit mit der Jury „bis zur vollständigen Aufklärung“ aus. Der für die Empfehlung verantwortliche Juror, der „Spiegel“-Redakteur Johannes Saltzwedel, verlässt die Jury. Er bedauert die „Verwerfung“, habe aber lediglich ein „sehr provokantes Buch“ in die Diskussion bringen wollen. (Siehe Feuilleton, Seite 9.)

Regierungskoalition in Finnland vor dem Aus

HELSINKI, 12. Juni (dpa). Nach einem deutlichen Rechtsruck an der Spitze der finnischen Regierungspartei Finnen will Ministerpräsident Juha Sipilä das Bündnis mit dem euroskeptischen Koalitionspartner aufkündigen. Es gebe keine Voraussetzungen mehr für eine weitere Zusammenarbeit mit den Wahren Finnen unter Führung von Jussi Halla-aho, schrieb Sipilä am Montag auf Twitter. Der Chef der dritten Koalitionspartei, Petteri Orpo, äußerte sich ähnlich. Halla-aho war am Wochenende zum Vorsitzenden der Wahren Finnen gewählt worden, die seit Mai 2015 gemeinsam mit Sipiläs Zentrumspartei und den Konservativen die Regierung stellt. Er strebt den Austritt Finnlands aus der EU an.

Lohscheller wird neuer Opel-Chef

magr. FRANKFURT, 12. Juni. Mitten in den Verhandlungen über den Verkauf des deutschen Autoherstellers Opel an den französischen Konkurrenten PSA Peugeot Citroën ist Opel-Chef Karl-Thomas Neumann zurückgetreten. Wie das Unternehmen am Montag in Rüsselsheim mitteilte, macht Neumann den Platz frei für den bisherigen Finanzvorstand Michael Lohscheller. Neumann werde aber bis zum Abschluss der Verhandlungen mit PSA Mitglied der Geschäftsführung bleiben. Am Wochenende hatte die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung berichtet, dass der bisherige Opel-Chef das Unternehmen nach dem Übergang von General Motors an PSA verlassen wolle. (Siehe Wirtschaft, Seiten 17 und 22.)

Hunderte Festnahmen bei Protesten gegen Korruption in Russland

Tausende gehen in vielen Städten auf die Straße / Initiator Aleksej Nawalnyj verhaftet

frs. MOSKAU, 12. Juni. In Dutzenden Städten Russlands haben am Montag neuerlich Tausende Demonstranten gegen Korruption der Führung um Präsident Wladimir Putin protestiert. Dabei wurden nach Angaben von Menschenrechtlern vom Montagabend allein in der Hauptstadt Moskau 750 sowie in St. Petersburg 900 Personen festgenommen. Die Sicherheitskräfte setzten teils Schlagstöcke ein. In Moskau wurde der Initiator der Proteste, der Oppositionelle Aleksej Nawalnyj, schon beim Verlassen seines Wohnhauses festgenommen.

Auf einer Protestveranstaltung im Zentrum der russischen Hauptstadt, die von den Behörden nicht genehmigt worden war, wurden weitere Oppositionspolitiker abgeführt, unter ihnen Ilja Jasin, ein

Mitstreiter des im Jahr 2015 in der Nähe des Kremls ermordeten Politikers Boris Nemzow. Auf der Veranstaltung skandierten die Menge Parolen wie „Putin ist ein Dieb“ oder „Medwedjew vor Gericht“ in Anspielung auf Korruptionsermittlungen über den Ministerpräsidenten Dmitrij Medwedjew durch Nawalnyj, die schon am 26. März zu Protesten Zehntausender in Dutzenden Städten Russlands geführt hatten.

Proteste gab es in vielen Teilen des Landes von Wladiwostok im Osten bis in die westliche Exklave Kaliningrad, das frühere Königsberg. In der Stadt Welikij Nowgorod wurden 15 Personen festgenommen, die für den örtlichen Wahlkampfstab Nawalnyjs tätig sind; der Oppositionelle will bei den Präsidentschaftswahlen im kommenden

Jahr antreten. Auch in anderen Städten wurden Organisatoren der Proteste festgenommen.

In Moskau hatten die Behörden eine Protestaktion erlaubt, allerdings unter strengen Auflagen. Zudem hatten sie nach Angaben Nawalnyjs verhindert, dass die Organisatoren überhaupt eine Bühne anmieten konnten. Nawalnyj hatte mit dieser Begründung am Sonntagabend dazu aufgerufen, ein Volksfest nahe des Kremls am Nationalfeiertag für den Protest zu nutzen. Alexander Bortnikow, der Leiter des Geheimdienstes FSB, bezeichnete dies als „Provokation“, auf die die Sicherheitskräfte „nach dem Gesetz“ reagieren würden. Die städtischen Behörden hatten von einer Teilnahme an der „unerlaubten Protestaktion“ gewarnt. (Siehe Seite 2.)

Merkel: Mit Afrika, nicht über Afrika sprechen

G-20-Konferenz zur Entwicklungspolitik in Berlin / Nigrischer Präsident für Marshallplan

sat. BERLIN, 12. Juni. Bundeskanzlerin Angela Merkel hat die Staatengemeinschaft zu mehr Investitionen in Afrika aufgerufen. „Die gute Entwicklung der Welt wird nicht funktionieren, wenn nicht alle Kontinente der Welt daran teilnehmen“, sagte die Vorsitzende der Gruppe der G-20-Staaten, der die wichtigsten Wirtschaftsmächte aller Kontinente angehören. Gut drei Wochen vor dem Gipfeltreffen der Gruppe in Hamburg lud die Kanzlerin am Montag zehn afrikanische Staats- und Regierungschefs nach Berlin ein. Afrika ist zum ersten Mal Schwerpunktthema einer G-20-Präsidentschaft.

Merkel hob hervor, dass die klassische, einseitige Entwicklungshilfe nicht immer der richtige Weg gewesen sei, um Afrika zu helfen: „Wir brauchen eine Initiative,

die nicht über Afrika spricht, sondern die mit Afrika spricht“, sagte sie. Potentiale habe der afrikanische Kontinent etwa bei den erneuerbaren Energien und in der digitalen Entwicklung. Allerdings sei Sicherheit nicht überall in Afrika in ausreichendem Maße gewährleistet. In einigen Ländern Afrikas sei „das tägliche Überleben die größte Priorität“. Nur dort, wo Sicherheit gewährleistet sei, könne überhaupt Entwicklung stattfinden, sagte Merkel. Auch der Vorsitzende der Afrikanischen Union, Guineas Staatspräsident Alpha Condé, sprach sich für eine Stärkung der Rolle des Privatsektors in Afrika aus. Der Kontinent habe viele Vorzüge.

Der nigrische Präsident Mahamadou Issoufou forderte im Gespräch mit dieser Zeitung einen „Marshallplan“ für Afrika.

Für einen nachhaltigen Erfolg bei der Verhinderung irregulärer Migration bedürfte es eines Entwicklungsplanes: „Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es für Europa den Marshallplan. Das wäre das richtige Modell für Afrika.“ Später sprach er in einer Rede von einem „Merkel-Plan“ für Afrika. Issoufou sagte weiter, im Kampf gegen den Terror habe man Fortschritte erzielt. So sei der Zerfall der radikalislamischen Gruppe Boko Haram nur noch eine Frage der Zeit. Für den Kampf der sogenannten G-5-Sahel-Truppe forderte er westliche Unterstützung. Man benötige Hubschrauber, Panzer, Waffen – aber auch Zugang zu nachrichtendienstlichen Erkenntnissen, sagte Issoufou. (Siehe Seite 4 und Wirtschaft, Seite 18.)



Russlands neue Lust am Protest

Abermals folgen vor allem junge Russen dem Aufruf von Oppositionsführer Nawalnyj, öffentlich zu demonstrieren. In Moskau kapern sie ein historisches Fest.

Von Friedrich Schmidt

MOSKAU, 12. Juni

Eigentlich sollen die Hütten aus Baumstämmen auf der Twerskaja-Straße im Herzen von Moskau zeigen, wie das Leben hier vor Jahrhunderten ausgesehen haben könnte. Doch statt müder Recken mit Streitaxten, Fellmützen und Kettenhemden prägen aufmüpfige junge Leute das Bild. Sie klettern auf die Hütten, schwenken Russlands Trikolore oder ein selbstgemaltes Bild, auf dem „Nawalnyj 2018“ steht. Denn auf Geheiß des Oppositionsführers Aleksej Nawalnyj, der im kommenden Jahr zur Präsidentenwahl antreten will, haben die Demonstranten das große Moskauer Volksfest zum „Tag Russlands“ gekapert.

Gut gelaunt skandieren sie Parolen gegen die Korruption der Führung um Präsident Wladimir Putin und Ministerpräsident Dmitrij Medwedjew, dem Nawalnyj Anfang März ein über pseudowohlthätige Stiftungen kontrolliertes Luxusimmobilienetz zugeordnet hat. Dagegen hat Nawalnyj schon Ende März überraschend Zigttausende in Dutzenden Städten des Landes auf die Straßen geholt – und sie fordern weiterhin Antworten, trotz Repression und Diffamierung als „Verräter“ im Solde des Westens. Die neue Lust am Protest ist noch wach, so viel wird schon am Montag klar, trotz allein in Moskau Hunderte Verurteilungen zu Bußgeld, Dutzender zu kurzen Haftstrafen und zweier zu Lagerhaft nach den Märzprotesten. Für Nawalnyj, dessen Teilnahme an der neuen Demonstration die Polizei per Festnahme schon am Ausgang seines Wohnblocks verhindert, ist das ein weiterer Achtungserfolg.

In Moskau hatten die Behörden seine Protestveranstaltung erlaubt, allerdings an anderer Stelle, am Sacharow-Prospekt, und unter strengen Auflagen. Dann hatten sie nach Angaben Nawalnyjs durch

Druck verhindert, dass sich überhaupt ein Unternehmen fand, um am genehmigten Ort eine Bühne aufzubauen. Am Sonntagabend veröffentlichte Nawalnyj deshalb eine Videobotschaft, in der er den Versuch der Behörden rügte, „uns zu erniedrigen“, und dazu aufrief, nicht auf den Sacharow-Prospekt, sondern auf die Twerskaja-Straße zu kommen, die zum Kremel führt. Dort fand ein Fest „Zeiten und Epochen“ statt, das an die „Geschichte der Siege Russlands“ erinnert. Dabei wird am 12. Juni eigentlich an die Unabhängigkeitserklärung der Russischen Sowjetrepublik vor 27 Jahren und damit an einen Sargnagel der Sowjetunion erinnert, deren Ende die Führung lieber dem Westen anlasst.

Auf der Twerskaja-Straße ist neben den Mittelalterhütten viel historisches Kriegsgeschütz zu sehen, Panzer, Maschinengewehre, Flugzeuge und Feldküchen. Es soll ein Spaß für die ganze Familie sein, und zuerst ist es das auch: Durch die „Rahmen“ – Metalldetektoren, die in Russlands stets Massenveranstaltungen absichern sollen – strömen Familien, ältere Leute, es sieht nicht nach Protesten aus. Das ändert sich schlagartig ab etwa 14 Uhr; für diese Zeit hatte Nawalnyj seine Protestaktion anberaumt. Vor allem junge Leute tauchen an den Barrikaden auf, viele schwenken, wie Nawalnyj angeregt hatte, russische Fahnen. Zu sehen sind, anders als Ende März, wenige Enten und Turnschuhe, die dank Nawalnyjs Enthüllungsfilm zu Symbolen von Medwedjews Reichtum geworden sind. Das bedeutet auch, dass es für die Sicherheitskräfte schwierig ist, Festtagsbesucher von Demonstranten zu unterscheiden. Die feindliche Übernahme wird klar, als die Menge auf einmal Parolen skandiert wie „Putin ist ein Dieb“, „Russland ohne Putin“, „Russland wird frei sein“ oder, und das ist neu, „Medwedjew vor Gericht!“.

Wieder sind es vor allem junge Gesichter, die die Menge ausmachen. Wie dasjenige von Anarbek Burschujew, einem 20 Jahre alten Studenten. In den Händen hält der junge Mann einen schlichten Zettel, der auf der einen Seite Medwedjew dazu auffordert, „abzuhauen“, und auf der anderen Seite an das Verfassungsrecht auf friedliche Versammlung erinnert. Ihm und seinen Kommilitonen habe die Universitätsleitung zu verstehen gegeben, dass die Teilnahme an Nawalnyjs Demonstration zum Verlust des Studienplatzes führen könne, berichtet Burschujew. Über entsprechende Mahnungen etlicher Schulen und Hochschulen wird aus dem ganzen Land berichtet. Vor einer Festnah-

me hätten ihn Ende März nur seine „schnellen Beine“ bewahrt, erzählt Burschujew. Auf die Frage, warum er trotz der Gefahr gekommen sei, sprudelt es nur so aus ihm heraus: Er sei natürlich gegen Korruption, sagt er. „Wir sind doch ein Teil Europas! Im Fernsehen zeigen sie, dass da alles schlecht ist, aber dort kann man immerhin seine Regierung kritisieren, und hier herrscht Putin-Kult. Sie zeigen ständig, dass der Westen unser Feind ist, aber wir wollen nicht streiten!“ Seine Kommilitonen wollten alle auswandern, sagt Burschujew, aber das könnten doch

nicht alle: „Wir wollen unser Land besser machen! Wir sind doch keine Sklaven!“

Es ist kaum zu sagen, wie viele Leute am Montag auf der Twerskaja-Straße des Festes wegen und wie viele wegen der Demonstration gekommen sind. Doch wirken die Sandsäcke, die an Krieg und Ruhm erinnern sollen, auf einmal wie ein Schutzwall gegen Russlands Jugend, die Veränderungen fordert, derweil Präsident Putin im Kremel zum Nationalfeiertag besonders verdiente junge Leute ehrt und in einer Rede wieder einmal „politische Stabilität, Einheit der Ziele und Konsolidie-

rung der Gesellschaft“ als Garanten der „Stärke des Staates“ darstellt. Auf dem Volksfest, das zum Protest geworden ist, bewegen sich die Sicherheitskräfte des Präsidenten, bewehrt mit Helmen und Panzerung, im Pulk durch die Menge; die Männer legen ihrem Vordermann die Hände auf die Schultern, dahinter die Jugend, die den Aufzug nachhäft. „Alle verhaftet ihr nicht!“, skandieren einige. Aber wieder werden allein in Moskau Hunderte Personen festgenommen, die irgendwie nach Demonstranten aussehen, und wieder kommen Schlagstöcke zum Einsatz.



Greiftrups im Einsatz: Die Polizei nimmt auf der Twerskaja-Straße in Moskau einen Demonstranten fest.

Foto Reuters

Ein Sprung ins Ungewisse

Die EU rätselt, ob die neue politische Arithmetik in London die Chancen auf eine „sanfte Scheidung“ verbessert oder verschlechtert / Von Michael Stabenow

BRÜSSEL, 12. Juni. Johannes Hahn ist in der Europäischen Kommission eigentlich zuständig für die Beziehungen der Europäischen Union zu ihren östlichen und südlichen Nachbarn. Am Montag bemühte sich der österreichische Kommissar, ein positives Bild der dortigen Entwicklung zu zeichnen. Vielleicht könne schon während der nächsten, Ende 2019 beginnenden fünfjährigen Amtszeit der Kommission das eine oder andere weitere Balkan-Land EU-Mitglied werden. Für Hahn ist die Lage eindeutig: „Es geht darum, Stabilität zu exportieren oder Instabilität einzuführen“, sagte der Kommissar.

Sicher ist dagegen nach derzeitigem menschlichem Ermessen, dass sich das jetzige EU-Mitglied Großbritannien am 1. November 2019, zu Beginn der nächsten Amtszeit der Kommission, in den Kreis der „Nachbarn“ der EU eingereiht haben dürfte. Unter welchen Bedingungen die Briten Ende März 2019, nach 46 Jahren Mitgliedschaft, die EU verlassen, ob sie Mitglied des schrankenlosen Binnenmarkts und der Zollunion bleiben oder die Rolle eines Zaungasts übernehmen werden – all dies bleibt wenige Tage nach dem überraschend knappen Ergebnis der britischen Unterhauswahlen ungewiss.

Auch Hahn wollte nicht darüber spekulieren, wie es mit dem künftigen EU-Nachbarn Britannien weitergehen werde. Dennoch ließ er sich eine nicht allzu zuversichtlich stimmende Einschätzung zu den möglichen Folgen der Unterhauswahlen für die Brexit-Gespräche entlocken: „Das Ergebnis ist nicht sonderlich dazu angetan, die Sachlage zu vereinfachen.“ Zu hoffen sei nun auf einen „vernünftigen, ergebnisorientierten Dialog“.

Tatsächlich scheinen die Brexit-Unterhändler in London und Brüssel sich noch nicht schlüssig zu sein, wann und wie es in den Gesprächen konkret weitergehen soll. An der vom französischen EU-Chefunterhändler Michel Barnier zu vertretenden Linie der 27 in der EU verbleibenden Staaten hat sich offiziell nichts geändert. Sie lässt sich auf die Formel verkürzen, nun sei erst einmal London am Zuge. Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker hatte zuletzt klargestellt, dass erst die Bedingungen der Trennung zu klären seien, ehe sich Brüssel und London mit den

Einzelheiten der künftigen Beziehungen befassen könnten.

Nach einem Bericht der britischen Zeitung „The Guardian“ soll die EU-Seite London sogar dazu gedrängt haben, seine Verhandlungsstrategie zu überdenken. Sollten die Briten darauf bestehen, parallel über die Bedingungen des Austritts und ihr künftiges Verhältnis zur EU zu verhandeln, dann werde sich die EU-Seite „ein Jahr Zeit nehmen“, neue Leitlinien für Barnier zu formulieren.

In Brüssel war am Montag dagegen zu hören, es bleibe bei der Absicht, jetzt

schrittweise vorzugehen. So seien in einer ersten Phase der Gespräche die Kernpunkte die Rechte der rund drei Millionen in Großbritannien lebenden EU-Bürger, Finanzfragen, der Status der inneririschen Grenze sowie eine Reihe verwaltungstechnischer und juristischer Fragen zu klären. Das entspreche der Vorgehensweise, die in den Verhandlungsleitlinien für Barnier vorgegeben sei. Ziel sei es, bis zum Herbst „ausreichende Fortschritte“ über diese Fragen zu erlangen und sich dann – auch parallel – den Einzelheiten des künftigen Verhältnisses zuzuwenden.

Damit Großbritannien wie geplant Ende März 2019 austreten kann, müssten die Verhandlungen bis Herbst 2018 beendet sein.

Hinter den Kulissen wird indessen weiter gerätselt, ob die neue politische Arithmetik in London die Chancen auf eine „sanfte Scheidung“ verbessert oder verschlechtert haben. Für ein Entgegenkommen scheinen zwei im Zusammenhang mit der Regierungsbildung in London stehende Entwicklungen zu sprechen. Die im Unterhaus auf 13 Sitze erstarkten, eher europafreundlichen schottischen

Konservativen könnten die Gelüste auf einen „harten Brexit“ dämpfen, der Großbritannien aus Binnenmarkt und Zollunion befördern würde. Die Rolle eines Züngleins an der Waage könnte aber auch den zehn Abgeordneten der nordirischen unionistischen Partei DUP zukommen, die den 318 Konservativen die Mehrheit im 650 Mitglieder zählenden Unterhaus sichern sollen. Obwohl viele nordirische Protestanten Brexit-Befürworter sind, wünschen sie, dass die Grenze zwischen der einstigen Unruhregion Nordirland und der benachbarten Republik Irland unsichtbar bleiben möge. Da sowohl Irland als auch das Vereinigte Königreich nicht dem Schengen-Raum angehören, sind nach einem EU-Austritt Personenkontrollen an der inneririschen Grenze nicht zwingend erforderlich. Für den Warenverkehr ließen sich Kontrollen jedoch am ehesten vermeiden, gehörte Britannien auch nach einem EU-Austritt faktisch dem Binnenmarkt an.

Nicht ausgeschlossen wurde in Brüssel, dass sich, nicht zuletzt wegen der zähen Londoner Gespräche mit der DUP, der für kommenden Montag geplante Beginn der offiziellen Brexit-Verhandlungen verzögern könnte. Immerhin traf der oberste britische Brexit-Beamte Oliver Robbins am Montag mit Barnier zusammen – zu „Gesprächen über die Gespräche“, wie ein Kommissionssprecher erläuterte. Auch in London wird der Eindruck vermittelt, dass es allenfalls zu geringfügigen Veränderungen am Zeitplan kommen werde. Etwas anderes als Zeitpläne sind freilich die Inhalte der Gespräche. Zumindest der britische Brexit-Minister David Davis ließ am Montag wenig Bereitschaft für ein Aufweichen der harten Londoner Verhandlungsleitlinien erkennen. Dem Fernsehsender ITV sagte er, zehn Monate lang sei an der britischen Verhandlungsleitlinie gearbeitet worden; es sei ziemlich klar, welcher Brexit-Deal London vorschwebt: „Es ist außerhalb des Binnenmarkts, aber mit Zugang dazu. Es ist außerhalb der Zollunion, aber mit einem Zollabkommen. Es geht darum, wieder die Kontrolle über unsere eigenen Gesetze und Grenzen zu erlangen.“ Schon in der Vergangenheit hatten die EU-Partner indes klargestellt, dass sie sich einer Strategie der Rosinenpickerei widersetzen würden. Wer zum Beispiel weiter von den Vorteilen des EU-Binnenmarkts profitieren wolle, müsse dessen Regelwerk, einschließlich der Rolle des Europäischen Gerichts, akzeptieren. Die Brexit-Gespräche werden wohl in Kürze beginnen. Sie erscheinen aber mehr denn je als ein Sprung ins Ungewisse.

Sie macht einen phantastischen Job

Theresa May verschafft sich eine Atempause und gibt ihrem Kabinett die Sprachregelung vor / Von Jochen Buchsteiner

LONDON, 12. Juni. Hätte es noch eines Beweises dafür bedurft, dass Theresa May seit der Wahl unter erhöhtem Druck steht, dann erbrachte sie selbst ihn zu Beginn dieser Woche: Die für kommenden Montag geplante „Queen’s Speech“ wurde verschoben, „um ein paar Tage“, wie es heißt. Die Rede, in der Königin Elisabeth II. das Regierungsprogramm im Oberhaus vorstellt, ist der parlamentarische Auftakt nach einer Wahl. Mit der anschließenden Abstimmung wird die Tragfähigkeit der neuen Regierung getestet. Für diesen Test ist die geschwächte Premierministerin offenbar noch nicht bereit.

Das liegt zum einen an den Verhandlungen mit der nordirischen Democratic Unionist Party (DUP), die sich zäher als erwartet gestalten. Bislang sind nicht

einmal die Reibungspunkte öffentlich geworden. Als sicher gilt, dass die DUP-Vorsitzende Arlene Foster mehr Investitionen für Nordirland generieren will, womöglich möchte die sozialkonservative Partei aber auch politische Fußabdrücke in dem angestrebten „Confidence and Supply Deal“ hinterlassen. Jenseits inhaltlicher Vereinbarungen wächst die Kritik an dem Bündnis an sich. Nicht nur im Königreich, auch in Dublin wird davor gewarnt, dass May durch eine Regierungsvereinbarung mit der DUP die Neutralität verliert, die Westminster gegenüber den nordirischen Parteien traditionell an den Tag zu legen versucht. Zugleich ist Mays harter Brexit-Kurs unter Beschuss geraten. Die sogenannten Remainers in allen Parteien interpretieren die Unterhauswahl als Votum für

ein „weicheren Brexit“ – worunter die meisten den Verbleib im EU-Binnenmarkt verstehen. Nicola Sturgeon, die schottische Ministerpräsidentin, verlangte am Montag eine „Pause“, die genutzt werden solle, um einen nationalen Konsens für die Verhandlungsstrategie zu finden. Brexit-Minister David Davis bekräftigte allerdings, dass die Verhandlungen planmäßig am 19. Juni beginnen sollen. Die Verschiebung der „Queen’s Speech“ ermöglicht es ihm nun, persönlich am kommenden Montag in Brüssel zu erscheinen. Zumindest der erste Punkt, den er dort klären will, ist unabhängig vom Streit über die strategische Ausrichtung der Verhandlungen: Es geht um die Rechte der EU-Bürger im Vereinigten Königreich und der Briten, die in anderen EU-Ländern leben.

Während eine Zeitung sie als „Gefangene ihres Kabinetts“ beschrieb, bezeichnete May es am Montag als ihre Aufgabe, „jetzt mit der Arbeit voranzukommen“. In diesem Sinne äußern sich auch ihre Minister – und verwenden dafür auffällig subtile Formulierungen. May sei „bei weitem die beste und am besten positionierte Person“, um den Brexit voranzubringen, sagte Außenminister Boris Johnson, der noch am Wochenende eigene Ambitionen zurückziehen musste. Davis sagte, der Wähler habe „uns beauftragt, mit der Regierungsarbeit voranzukommen – darin ist sie sehr gut“. Und der neue Umweltminister Michael Gove antwortete auf die Frage, wie lange May noch im Amt bleiben werde: „Ich finde, dass sie einen phantastischen Job macht im Moment.“

STIMMEN DER ANDEREN

Großbritannien braucht Freihandel mit der EU
„The Times“ (London) blickt auf die Zeit nach der Regierungsbildung und dem Brexit:

„Im Handel zählen der Umfang und die Distanz. Die EU mit 27 Mitgliedsländern wird immer Großbritanniens wichtigster Handelspartner sein, denn zusammen genommen sind sie groß, und sie liegen in der Nähe. Als offene Volkswirtschaft sollte Großbritannien ein möglichst weitgehendes und umfassendes Freihandelsabkommen mit der EU anstreben. Premierministerin Theresa May und ihre wichtigsten Brexit-Minister haben bei der Behandlung dieser Themen versagt. Es ist zwar verständlich, dass die Regierung Details ihrer Verhandlungsstrategie (gegenüber der EU) unter dem Teppich halten möchte, doch sie hätte inzwischen erklären müssen, welches größere Ziel sie anstrebt. Eine Neubewertung dieser Aufgabenstellung ist notwendig, und die schrillen Töne müssen gedämpft werden. May und wer auch immer ihr Nachfolger sein wird, müssen akzeptieren, dass Großbritannien ein langfristiges Interesse an

engen Beziehungen mit der EU hat. Das erfordert einen Kompromiss hinsichtlich der Beiträge zum Budget. Und es erfordert Offenheit für Menschen ebenso wie für Waren und Dienstleistungen.“

Macron hat seine Wette gewonnen
„Le Figaro“ (Paris) schreibt zur ersten Runde der Parlamentswahl in Frankreich:

„Eine politische Formation, die es vor zwei Jahren noch nicht gab, steht davor, eine unverschämte Mehrheit in der Nationalversammlung an sich zu raffen. Und im gleichen Zug eine politische Landschaft umzupflügen, die man lange für unversrückbar hielt. Emmanuel Macron hat seine Wette gewonnen und kann heute die Folgen dieser donnernden Sprengung beobachten. Aber Vorsicht vor der optischen Illusion! Der überwältigende Sieg nach Sitzten ist mehr der Hebelwirkung des Mehrheitswahlrechts mit zwei Wahlgängen geschuldet als einer starken Mobilisierung des Volkes. Denn gestern hat einer von zwei Franzosen nicht gewählt. Sicher, der Staatschef kann erwidern, dass er die Wähler der Repu-

blikaner, der Sozialisten oder des Front National davon abgebracht hat, gegen ihn zu stimmen. Aber diese mehr oder weniger wohlwollende Enthaltung ist weit davon entfernt, eine Unterstützung seines Programms zu sein. Diese unaufspürbare Mehrheit, eine absehbare Quelle von Schwierigkeiten, verpflichtet ihn zum Erfolg.“

Triumph ohne Begeisterung
„Libération“ (Paris) meint:

„Als Neuling in der Politik ist Emmanuel Macron dabei, den spektakulärsten Grand Slam der Fünften Republik zu gewinnen. Die Wählerschaft ging davon aus, dass die Sache erledigt war. Sie ist zur Hälfte nicht zur Wahl gegangen, ein historischer Rekord und für die Sieger der einzige Schatten auf dem Bild: Es ist ein Triumph ohne Begeisterung, ein überwältigender und schlaffer Sieg. Er bedeutet allerdings eine quasi einfarbige Nationalversammlung. Letzten Endes zertrampelt er marche ihre Gegner; Macron kann sich die ganze Macht greifen; für das Land beginnt ein völlig neues Kapitel. Die Linke ist zersplittert. Die Sozialistische Partei fährt

ihr schlechtestes Ergebnis seit Karl dem Großen ein. Sie wird um ihr Überleben kämpfen müssen.“

Absolutistische Versuchung für Macron
Der „Tages-Anzeiger“ (Zürich) warnt:

„Frankreich bekommt einen ‚republikanischen Monarchen‘ samt einer Machtfülle, wie dies das Land zuletzt unter der Regentschaft von Charles de Gaulle erlebte. Die künftigen Abgeordneten von en marche wurden – ohne innerparteiliche Demokratie – von Macron-treuen Parteikadern aufgestellt. Und sie wurden gewählt, weil auf den Plakaten neben ihnen das Konterfei des Präsidenten prangte. Die Franzosen gehorchen dessen Wunsch, ihm ‚eine eigene Mehrheit‘ zu schenken. Nach dieser Logik haben sie am Sonntag keine Abgeordneten gewählt, sondern – noch einmal – ihren Präsidenten gekürt. Und weil viele dies durchschauten, ging nur jeder Zweite zur Wahl. Diese absolutistische Versuchung stellt Macron auf die Probe. Verhört sich Präsident Macron wie einst de Gaulle, so wird der neue Präsident sehr schnell zu einem Mann von gestern.“

Scherbenhaufen mit einem Sieger

Während Macrons Bewegung triumphiert, herrscht bei den übrigen Parteien nach der Parlamentswahl Bestürzung. Selbst Marine Le Pen droht in ihrer Partei Ungemach.

Von Michaela Wiegel

PARIS, 12. Juni Nach dem Erfolg seiner Bewegung La République en Marche (LREM) bei den Parlamentswahlen empfängt Emmanuel Macron an diesem Dienstag Theresa May im Elysée-Palast. Mit der Einladung an die glücklose britische Regierungschefin setzt der französische Präsident eine internationale Symbolpolitik fort, die bereits zum Markenzeichen seiner noch kurzen Präsidentschaft geworden ist. Der Gegensatz zwischen der geschwächten Premierministerin, die ihr Land aus der EU führen soll, und dem gestärkten Proeuropäer Macron, der auf eine absolute parlamentarische Mehrheit zusteuert, soll allenthalben wahrgenommen werden. Und für die ganz Schwerfälligen erläuterte Premierminister Edouard Philippe am Wahlabend die Botschaft: „Seit einem Monat ist Frankreich wieder da. (...) Es hat einen Präsidenten, der in Frankreich wie auf der internationalen Bühne Vertrauen, Willensstärke und Wagemut verkörpert.“

Der Premierminister, der im Präsidentschaftswahlkampf noch Les Républicains (LR) angehörte, bezeichnete das Ergebnis der Parlamentswahl trotz der geringen Wahlbeteiligung als eindeutig. „Zum dritten Mal in Folge haben Millionen dem Erneuerungsprojekt des Präsidenten ihre Zustimmung gegeben“, sagte der 46 Jahre alte Regierungschef. Tatsächlich setzten sich die LREM-Kandidaten überraschend deutlich durch und verbesserten das Ergebnis Macrons vom ersten Wahlgang der Präsidentschaftswahlen (24,01 Prozent) auf 32,32 Prozent für LREM und den Koalitionspartner Modem. Die Vorermittlungen der Justiz gegen den En-marche-Generalsekretär Richard Ferrand wegen mutmaßlicher Günstlingswirtschaft haben die Wähler offensichtlich nicht abgeschreckt. Auch die Vorermittlungen gegen die Modem-Partei von Justizminister François Bayrou wegen möglicher illegaler Parteifinanzierung beeinflussen das Wahlverhalten nicht.

Für die Minister des Regierungskabinetts wirkte das LREM-Logo vielmehr wie ein Gütesiegel. So erzielte Wirtschafts- und Finanzminister Bruno Le Maire in seinem Wahlkreis in der Normandie mit knapp 45 Prozent der Stimmen sein bislang bestes Ergebnis. Zuvor war der frühere Landwirtschafts- und Europaminister in dem landwirtschaftlich geprägten Wahlkreis um die Stadt Evreux für die Republikaner angetreten. Die Staatssekretärin für Europapolitik, Marielle de Sarnez, kam ebenfalls auf den Spitzenplatz in ihrem Wahlkreis in Paris mit mehr als 40 Prozent der Stimmen. De Sarnez stand in den Schlagzeilen, weil sie ihre Mitarbeiter im Europäischen Parlament widerrechtlich zur Parteilarbeit herangezogen haben soll. Auch dem Minister für territorialen Zusammenhalt, Ferrand, schaden die Korruptionsvorwürfe nicht. Er kam mit 33,9 Prozent der Stimmen auf den Spitzen-



Sieg auf ganzer Linie: Emmanuel Macron am Montag nach der Wahl vor dem Präsidentenpalast

Foto Reuters

platz in seinem Wahlkreis in der Bretagne. Vom Macron-Bonus profitierte zudem der junge Staatssekretär für Digitalwirtschaft, Mounir Mahjoubi, der in seinem Wahlkreis in Paris aus dem Stand 34,9 Prozent der Stimmen holte. Mit seinem Erfolg trug Mahjoubi zum frühzeitigen Ausscheiden des sozialistischen Parteivorsitzenden Jean-Christophe Cambadélis bei, der seit 20 Jahren in diesem Wahlkreis gewählt worden war.

Cambadélis machte keinen Hehl daraus, dass er um das politische Überleben seiner Partei bangt. Das Ergebnis des ersten Wahlgangs markiere „einen präzedenzlosen Rückgang der Linken und insbesondere der Sozialistischen Partei“, sagte er, sichtlich bitter. Die Sozialisten werden vermutlich in der nächsten Nationalversammlung nur noch mit 20 bis 30 Abgeordneten vertreten sein – nach annähernd 300 Abgeordneten in der vorangegangenen Legislaturperiode. Selbst 1993, das sich als schwarzes Jahr bei den Sozialisten eingepreist hat, war der Einbruch nicht so schmerzhaft gewesen. Damals schrumpfte die sozialistische Fraktion auf 57 Abgeordnete. Die Abstrafung der Wähler hat dabei unterschiedslos die aufmüpfigen Abgeordneten von den Frondeuren wie regierungstreue Sozialisten getroffen. Die Liste der gescheiterten Kandidaten ist lang und reicht von Präsidentschaftskandidat Benoît Hamon über die früheren Minister Matthias Fekl, Christian Eckert und Aurélie Filippetti bis zu den Parteigränden Patrick Mennucci, Jean Glavany, Daniel Vaillant und Elisabeth Guigou. Mehrere sozialistische Minister, die sich für den zweiten Wahlgang qualifiziert haben, droht am nächsten Sonntag die Niederlage. Das gilt für die frühere Bildungsministerin Najat Vallaud-Belkacem, die mit

16,5 Prozent in Villeurbanne bei Lyon kaum eine Chance gegen den LREM-Kandidaten haben wird. Auch der frühere Justizminister Jean-Jacques Urvoas und die einstige Arbeitsministerin Myriam El Khomri können sich ihres Einzugs in die Nationalversammlung nicht sicher sein. Lediglich der frühere Premierminister Manuel Valls hat gute Aussichten, seinen Abgeordnetensitz zu retten. Macrons Bewegung hat darauf verzichtet, einen eigenen Kandidaten in Valls' Wahlkreis aufzustellen.

Misstimmung herrschte am Montag auch im LR-Parteihaus. Nach dem schlechten Abschneiden von Präsidentschaftskandidat François Fillon hatte die Partei gehofft, bei den Parlamentswahlen das Ergebnis verbessern und Macron eine Koalition aufzwingen zu können. Das war zumindest das erklärte Wahlkampfziel von François Baroin, der die Kampagne führte. Doch mit 21,5 Prozent der Stimmen sind die LR-Kandidaten weit vom erhofften Durchbruch entfernt. „Letztend-

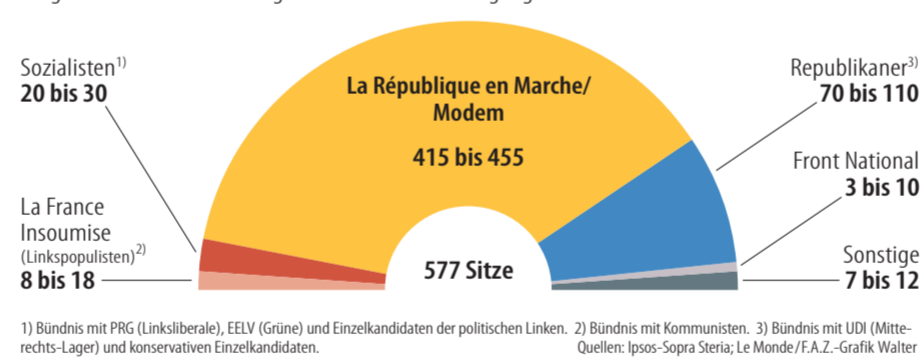
lich haben wir fast das gleiche Ergebnis wie Fillon erzielt“, sagte der LR-Abgeordnete Franck Riester. „Wir sind gescheitert“, sagte der Fillon-Vertraute Bruno Retailleau. Der LR-Mann sagte, die Partei habe es nicht verstanden, ihre Wähler zu mobilisieren. Die niedrige Wahlbeteiligung führe dazu, „dass sich niemand über dieses Ergebnis freuen sollte“. Auch der LR-Fraktion droht ein Aderlass. Nach jüngsten Hochrechnungen wird die Fraktion zwischen 85 und 125 Abgeordnete zählen. Bislang saßen 199 Abgeordnete für LR und 27 Abgeordnete für die verbündete Zentristenpartei UDI in der Nationalversammlung. Baroin gab deshalb die Parole aus, zumindest die symbolische Grenze der 100 Abgeordneten zu überschreiten. Aber auch für viele Parteigranden sieht es schlecht aus. So wurde etwa der frühere Haushaltsminister Eric Woerth in seinem Wahlkreis von einem bis dahin unbekanntem LREM-Kandidaten überholt. Ein ähnliches Schicksal ereilte den Pariser Polit-Veteranen Claude Gossuain im vor-

nehmen 16. Arrondissement der Hauptstadt. Das Wechselseifer hat auch die Wähler im früheren Wahlkreis von Fillon in Paris erfasst, der bis vor kurzem noch als politische Lebensversicherung galt. Fillons Nachfolgerin Nathalie Kosciusko-Morizet jammerte nun, ihre Stimme könne „verstümmelt“, wenn die Wähler sich im zweiten Wahlgang nicht von Macrons Kandidaten abwendeten.

Die Siegesgewissheit ist selbst der niemals um einen Spruch verlegenen Front-National-Vorsitzenden Marine Le Pen abhandlungsendens. Mit einem Ergebnis von 13,2 Prozent der Stimmen hat Le Pen ihr Wahlziel weit verfehlt. Die Partei schneidet damit schlechter als im ersten Wahlgang der Parlamentswahl 2012 ab, als der FN 13,6 Prozent der Stimmen erhielt. Damals zogen zwei Abgeordnete in das Parlament ein. Nach Hochrechnungen kann der FN am nächsten Sonntag bestenfalls zehn Abgeordnete in die Nationalversammlung entsenden. Das sind zu wenige, um eine Fraktion zu begründen. Le Pen klang am Wahlabend, als stehe sie unter Rechtfertigungsdruck: „Wir haben uns nichts vorzuwerfen. Wir haben einen guten Wahlkampf gemacht.“ In der Führungsriege ihrer Partei wird diese Auffassung nicht mehr von allen geteilt. Gerade im Süden rumort es. Der Rückzug von Marion Maréchal-Le Pen hat viele FN-Wähler verstört. Davon zeugt auch das Scheitern des FN-Kandidaten Jean-Lin Lacapelle, der sich in einer Hochburg der Partei in Vitrolles in den Bouches-du-Rhône nicht für den zweiten Wahlgang qualifizierte. Auch der Nachrücker von Marion Maréchal-Le Pen verfehlte den Spitzenplatz. „Wir sind alle k. o. – bis auf La République en marche“, sagte Le Pens Berater Bruno Bilde.

Die Wahl zur französischen Nationalversammlung

Prognostizierte Sitzverteilung nach dem ersten Wahlgang am 11. Juni



Die Sache mit dem Krieg

Im Kosovo könnte ein einstiger Freischärlerführer Regierungschef werden – neu wäre das nicht für Europas jüngsten Staat / Von Michael Martens

ATHEN, 12. Juni. Die Anklageschrift des Haager Kriegsverbrechertribunals gegen Ramush Haradinaj ist eine besonders schauerliche Lektüre. Haradinaj, so heißt es in dem mehr als zehn Jahre alten Dokument, trage als regionaler Befehlshaber der „Befreiungsarmee Kosovo“ (UÇK) Verantwortung für schreckliche Verbrechen an Serben, Roma und an Albanern, die der Kollaboration mit serbischen Truppen bezichtigt wurden. Die Opfer hätten „Entführung, Inhaftierung, Prügel, Folter und Mord“ erlitten. An einigen Verbrechen sei Haradinaj persönlich beteiligt gewesen, für andere trage er als Vorgesetzter der Täter die Verantwortung, so die Anklage. So soll einer von Haradinajs Untergebenen Gefangenen Schnittwunden verursacht, Salz hineingerieben und die Haut wieder zugenäht haben. Daraufhin habe er die Opfer in Stacheldraht gewickelt, diesen mit einem Werkzeug in ihr Fleisch getrieben und sie dann hinter ein Fahrzeug gebunden, mit dem er fortgefahren sei.

Freilich haben die Anschuldigungen der damaligen Haager Chefanklägerin Carla Del Ponte, deren Genauigkeit in der Beweisführung nicht immer mit ihrem Ehrgeiz Schritt hielt, nie zu einer Verurteilung Haradinajs geführt. Der hatte sich 2005 nach der Verurteilung der Anklage umgehend dem Gericht gestellt, war aber auf Drängen der Vereinigten Staaten wenige Monate später bis zum Beginn seines Prozesses wieder freigelassen worden. Die Amerikaner erwarteten von Haradinaj, dass er im damals unruhigen Kosovo für Ruhe und Ordnung Sorge. Das Haager Tribunal befürchtete indessen, er werde auf andere Art und Weise für Ruhe

sorgen – indem er die wenigen dort aussagefähigen Zeugen gegen ihn einschüchtere. Recht behielten beide. Im Kosovo blieb es ruhig, und die Richter des Tribunals erwähnten in ihrem aus Mangel an Beweisen ergangenen Freispruch im April 2008 „bezeichnende Schwierigkeiten“ bei der Sicherung von Zeugenaussagen: „Die Kammer gewann den starken Eindruck, dass der Prozess in einer Atmosphäre stattfand, in der sich die Zeugen unsicher fühlten.“ Tatsächlich hatten mehrere Zeugen ihre Aussagen zurückgezogen. Andere waren durch tödliche Unfälle verhindert. Eine partielle Wiederaufnahme des Verfahrens endete mit dem gleichen Ergebnis.

Seit der vorgezogenen Parlamentswahl am Sonntag steht fest, dass Ramush Haradinaj neuer Ministerpräsident des Kosovo werden könnte. Glück ihm eine Koalitionsbildung, stünde er schon zum zweiten Mal an der Spitze einer kosovarischen Regierung, denn vor der Anklage im Jahr 2005 hatte er das Amt schon einmal für einige Monate innegehabt. Damals war das Kosovo allerdings noch ein von den Vereinten Nationen verwaltetes Protektorat mit einer in ihren Befugnissen stark eingeschränkten einheimischen Übergangsregierung. Erst 2008, nachdem die Genehmigung Washingtons und der wichtigsten EU-Staaten dafür vorlag, proklamierte das kosovarische Parlament die Unabhängigkeit von Serbien.

Bei der dritten Parlamentswahl im unabhängigen Kosovo hat nun eine Koalition um Haradinaj erwartungsgemäß die meisten Stimmen gewonnen und die bröckelnde Vorherrschaft der alten Kämpen noch einmal behaupten können. Laut den

vorläufigen Ergebnissen der Wahlkommission erhielt eine Koalition, die von Haradinajs „Allianz für die Zukunft“ sowie der „Demokratischen Partei“ des jetzigen Staatspräsidenten und einstigen UÇK-Anführers Hashim Thaçi dominiert wird, am Sonntag etwa 34,7 Prozent der Stimmen und wurde stärkste Kraft.

Die UÇK hatte sich Mitte der neunziger Jahre durch Überfälle auf serbische Sicherheitsstrukturen gegen das Willkürregime des Belgrader Gewaltherrschers Slobodan Milošević erhoben. Auf dem Höhepunkt des Konflikts 1999 gelang es der UÇK sogar, die Nato zum ersten Angriffskrieg ihrer Geschichte zu bewegen. Am Ende monatelanger Bombardierungen von Miloševićs Jugoslawien, das nur noch aus Serbien und Montenegro bestand, zo-



Pragmatiker: Haradinaj

Foto AFP

gen die serbischen Truppen aus dem Kosovo ab. Dafür sind die Kosovo-Albaner Männern wie Haradinaj und Thaçi bis heute dankbar.

Doch mit den Jahren ist auch die Enttäuschung gewachsen, da es im Kosovo nicht anders ist als in anderen Staaten der Region: Wirtschaftlich herrscht Tristesse, und viel von dem wenigen, was zu verteilen ist, verteilt die herrschende Veteranenclique unter sich. Wichtiger als Leistung oder Zeugnisse sind gute Verbindungen zu den Clans der Mächtigen. Wer sich darauf nicht einlassen will, der kann meist nur bei einer der internationalen Organisationen im Kosovo einen Job finden, die aber ihr Engagement deutlich zurückgefahren haben.

Es gibt jedoch eine politische Kraft im Kosovo, die bisher, ob aus Überzeugung oder aus Mangel an Gelegenheit, noch kaum teilgenommen hat an dem nepotistischen Dauertrauerspiel auf dem Amsfeld: Die Partei Vetëvendosje (Selbstbestimmung) des linksnationalistischen Oppositionsführers Albin Kurti stellt zwar seit 2013 den Bürgermeister der Hauptstadt Prishtina – einen in Harvard ausgebildeten Wirtschaftswissenschaftler –, sie war aber noch nie an einer Regierung beteiligt. Am Sonntag hat sie nun ihren Anspruch untermauert, die kommende Kraft im ärmsten Staat des westlichen Balkans zu sein. Vetëvendosje, meist nur VV genannt, trat als einzige größere Partei nicht in einer Vorwahlkoalition an und erhielt allein 26,8 Prozent der Stimmen, fast doppelt so viel wie bei der Wahl 2014. Die Zeit der zu Ministern gewordenen Warlords von gestern könnte damit spätestens bei der nächsten Wahl vorbei sein.

Ob es dann bergauf ginge mit dem Kosovo, ist allerdings nicht sicher. Politisch ist der rhetorisch begabte Kurti ein Nationalist, der eine Vereinigung des Kosovos mit Albanien propagiert und einen Abbruch jeglicher Verhandlungen mit Serbien fordert, bis Belgrad die kosovarische Unabhängigkeit anerkennt. Ökonomisch ist er eine Art kosovarischer Alexis Tsipras, dessen statistische Rezepte an das Desaster des „Selbstverwaltungssozialismus“ erinnern, an dem Jugoslawien wirtschaftlich zugrunde gegangen war, lange bevor es auch politisch zerfiel.

Morgen auf der Seite Bildungswelten

Lehrer fühlen sich bei der Handy-Benutzung ihrer Schüler in den Pausen machtlos. Ein Plädoyer für ein Handy-Verbot.

Der Vorteil ist allenfalls, dass Kurti in der kosovarischen Wirtschaft, zu deren Hauptexportprodukten Almetallschrott gehört, nicht viel kaputtmachen könnte, da alles schon kaputt ist. Noch allerdings muss Albin Kurti vermutlich ohnehin warten, da die „Kriegspartei“ noch einmal gewonnen hat. Ob Haradinaj, der aus seiner kurzen ersten Regierungszeit als lösungsorientierter Pragmatiker in Erinnerung geblieben ist, dem Kosovo wirtschaftlich neuen Schwung verleihen und das langgehegte Ziel einer Aufhebung der Visumpflicht für kosovarische Bürger bei Reisen in die EU erreichen kann, ist jedoch ungewiss.

Die Sterne sinken

Warum die Populisten in den Kommunen verloren

Von Jörg Bremer

ROM, 12. Juni. Bei den Lokalwahlen in eintausend Kommunen verwiesen die Italiener am Sonntag überraschend deutlich die populistische „Bewegung Fünf Sterne“ auf die hinteren Plätze: Von Parma bis Palermo schaffte es keiner ihrer Kandidaten auf den ersten oder zweiten Rang und so in die Endausscheidung um die Rathäuser am 25. Juni. Ihr Chef, der sonst nicht um große Worte verlegene Beppe Grillo, schrieb nur in seinem Blog: „Erfolge und Niederlagen sind Teil unserer Geschichte. Das Wichtige ist, niemals aufzugeben.“ Selbst in Grillos Geburts- und Wohnort Genua kam sein Wunschkandidat nur auf den dritten Platz. In Parma hatten die „Grillini“ 2012 erstmals einen Bürgermeister gestellt, wollten ihn nun aber – wegen vermeintlichen innerparteilichen Ungehorsams – ersetzen. Doch der neue Kandidat kam nur auf drei Prozent.

Zwar haben lokale Abstimmungen eine andere Bedeutung als nationale Wahlen, und bei denen würden die „Fünf Sterne“ nach Umfragen weiter mit den Sozialdemokraten des Partito Democratico (PD) des ehemaligen Ministerpräsidenten Matteo Renzi um den ersten Platz ringen. Andererseits hatten sie als lokale Kraft begonnen, und so prophezeiten viele Kommentatoren am Montag, mit der Niederlage in den Kommunen beginne nun auch der „nationale Fall der Sterne“.

Fragt man Laura Garavini, PD-Deputierte im Abgeordnetenhaus, dann freut sie sich nicht nur über Grillos Misserfolg; sie hat dafür eine Antwort aus lokaler und eine aus nationaler Sicht. Überall, wo die „Grillini“ in den Städten regierten, erfüllten sie – mit Ausnahme Turins – nicht die Träume ihrer Wähler. Rom sei das beste Beispiel. Dort hatte Virginia Raggi vor einem Jahr im Triumph das Kapitol erobert. Seitdem aber habe sie nicht einen einzigen Erfolg für sich verbuchen können. Tatsächlich häuft sich der Müll wieder auf den Bürgersteigen. Auch werden die Löcher in den Straßen immer gefährlicher, so dass jetzt ein PD-Abgeordneter nach einem Unfall mit dem Motorroller vor Gericht zog, um Raggi zur Rechenschaft zu ziehen. Ihr Umgang mit Flüchtlingen, die beim Bahnhof Tiburtina auf der Straße campen, ist genauso erfolglos wie der mit Unternehmern, die in Rom investieren wollten, sich aber verprellt sehen. Raggi fehlen tatkräftige Ratsherren und kluge Ratgeber.

Mindestens genauso schwer für die Sterne wie ihre „nationale Unberechenbarkeit“, sagt Garavini. Noch in der vergangenen Woche schien es, als würde die Politik über Parteigrenzen hinweg ein neues Wahlgesetz für Abgeordnetenhaus und Senat schaffen, um rasch Wahlen zu ermöglichen. Es sah so aus, als könnten die Konservativen um die Forza Italia (FI) des früheren Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi sowie Renzis PD mit den „Sternen“ ein pragmatisches Bündnis schließen. Doch schon bei der ersten Bewährungsprobe brach diese Koalition am Donnerstag auseinander: Bei einer Abstimmung – es ging um ein Gesetz gegen Sonderrechte der mehrheitlich deutschsprachigen Südtiroler bei den nationalen Wahlen – stimmten Grillos Abgeordnete im Plenum anders als zuvor im Wahlausschuss verabredet. „Die Nation wird nun auf Wahlen bis 2018 warten müssen, weil die Bewegung Grillos nicht ihr Wort hielt“, sagt die PD-Abgeordnete Garavini. Und Entscheidungsschwäche komme bei den Wählern eben genauso schlecht an wie politische Unzuverlässigkeit.

Für wen aber stimmten Grillos bisherige Wähler? Am Wochenende stärkten sie die politische Rechte. Überraschend eindeutig konnten kommunale Bündnisse zwischen Berlusconi FI und der Lega Nord von Matteo Salvini zulegen. Dadurch kam ein Bündnis zwischen FI und Lega Nord auf nationaler Ebene wieder verlockend erscheinen, auch wenn Berlusconi dies erst kürzlich mit harscher Kritik an Salvini europafindlichem Populismus ablehnte. Salvini will auch den Flüchtlingsstrom kappen; auch das scheint ihm in Italiens Norden Stimmen gebracht zu haben. Auf Sizilien hingegen, in Palermo, gewann in Leoluca Orlando gleich im ersten Durchgang ein erfahrener Bürgermeister, der sich trotz leerer Kassen nicht scheut, die Flüchtlinge aus Nordafrika mit offenen Armen zu empfangen.

Der Publizist Francesco Verderami glaubt: Sinke der Stern der „Sterne“ weiter, bewege sich Italien zurück zum altbekannten bipolaren System, in dem der Staat jahrzehntelang entweder von der Rechten, der Democrazia Cristiana und heute der FI, oder den Linken, den Sozialisten in all ihren Häutungen bis zum PD, regiert wurde. Das erhöhe den Druck auf PD-Chef Renzi: Um gegen eine erstarkende Rechte zu bestehen, müsse er das unmöglich erscheinende doch noch erreichen, sagt Verderami. Renzi müsse endlich den andauernden Zwitter der Sozialdemokratie mit ihren linken Flügeln überwinden und eine Versöhnung erreichen. (Kommentar Seite 8.)

Auf den dritten Platz, fertig, los!

Die Grünen und Rot-Rot-Grün / Von Johannes Leithäuser

BERLIN, 12. Juni. Den Grünen hat die Linkspartei am Wochenende einen Gefallen getan: Die Parteitagbeschlüsse der Linken zu Nato-Austritt, zum Bundeswehr-Abzug aus Auslandseinsätzen, zur Milde gegenüber Russland lieferten den Grünen an der Parteispitze Argumente genug, um ihre Skepsis gegenüber einer rot-rot-grünen Koalitionsoption zu erneuern. Die Grünen-Spitzenkandidatin Katrin Göring-Eckardt sagte am Montag, offenbar hätten sich in der Linkspartei jetzt „die ganz alten Kräfte“ durchgesetzt. Offenbar sei dort eine neue Zeit der „deutsch-sowjetischen Freundschaft“ angebrochen – die, als DSF, ja in der DDR eine vom SED-Regime gelenkte staatliche Massenorganisation war. Die Linkspartei habe mit ihren Beschlüssen die Haltung ausgesandt, „wir möchten nicht in die Verantwortung“, sagte sie weiter. Aber wie auch die SPD – deren Generalsekretär Hubertus Heil am Montag sagte, die Linke schließe sich womöglich selbst aus Koalitionsoptionen aus – wollen die Grünen die vage Möglichkeit eines linken Dreier-Bündnisses nicht vollständig aufgeben. Es sei „trotzdem gut, im Gespräch zu bleiben“, sagte die Grünen-Spitzenkandidatin.

Dennoch innerparteiliche Gleichgewicht der Grünen erde ins Wanken, wenn die Möglichkeit einer Regierungsbildung mit der SPD – und angesichts der Umfragewerte eben auch notgedrungen mit der Linken – komplett zerstört wäre. Da die Grünen ihren Regierungswillen, oder den Willen zur Übernahme von Verantwortung, schon seit geraumer Zeit immer wieder hervorheben und sich um des innerparteilichen Friedens willen einem Kurs der „Eigenständigkeit“ verschrieben haben, müssen die Koalitionsoptionen sowohl zu den Unionsparteien, als auch zu SPD und Linken beide möglichst erhalten bleiben.

Göring-Eckardt erneuerte am Montag auch das Wahlziel der Grünen, bei der Bundestagswahl im September zur drittstärksten Partei zu werden. Sie



Auf dem Weg nach unten: Göring-Eckardt und Özdemir

Foto Imago

Schwarz-Gelb in NRW einig

Koalitionsvertrag soll am Freitag vorgestellt werden

reb. DÜSSELDORF, 12. Juni. CDU und FDP in Nordrhein-Westfalen wollen am Freitag ihren Koalitionsvertrag vorstellen. Die Wahl von Armin Laschet (CDU) zum Ministerpräsidenten soll in einer Plenarsitzung am 27. Juni stattfinden. Das kündigte die Generalsekretäre der beiden Parteien am Montag in Düsseldorf an. Zwar soll auch die Ressortaufteilung zwischen CDU und FDP im Koalitionsvertrag fixiert werden, doch die neuen Minister will Laschet erst nach seiner Wahl vorstellen. An diesem Dienstag wollen die Verhandlungsdelegationen der beiden Parteien zu einer abschließenden Runde zusammenkommen, den Mittwoch und den Donnerstag wollen Union und Freie Demokraten dann für die letzten Feinabstimmungen nutzen. Die Mitgliederabstimmung der FDP über den Koalitionsver-

trag soll dann am Freitag beginnen. Nach Angaben der Partei handelt es sich um den ersten Entscheid über einen Koalitionsvertrag in Deutschland, der komplett online stattfindet. Die Basisabstimmung, die bei einer Beteiligung von mehr als 25 Prozent der rund 15.550 Mitglieder der nordrhein-westfälischen FDP bindenden Charakter hat, ist nach den Worten von FDP-Generalsekretär Johannes Vogel „ein weiterer Baustein der FDP auf dem Weg zur Mitmachpartei“. Das Ergebnis der Abstimmung soll am 23. Juni vorliegen. Die CDU will einen Tag später auf einem Landesparteitag in Neuss über den Koalitionsvertrag abstimmen. CDU und FDP haben im neuen Landtag 100 der insgesamt 199 Mandate. In Nordrhein-Westfalen hatten die beiden Parteien zuletzt von 2005 bis 2010 miteinander regiert.

Frankfurter Allgemeine

Frankfurter Zeitung

Gründungs- und Herausgeber Erich Welter

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE: für Innenpolitik: Dr. Jasper von Altenbockum; für Außenpolitik: Klaus-Dieter Frankenberger, Dr. Nikolas Busse (stv.); für Nachrichten: Dr. Richard Wagner; für „Zeitgeschichte“: Dr. Reinhard Müller; für „Die Gegenwart“: Dr. Daniel Deckers; für Deutschland und die Welt: Dr. Wilfried Kasper; für Politik Online: Thomas Holl; für Wirtschaftspolitik: Heike Göbel; für Wirtschaftsberichterstattung und Unternehmen: Carsten Knop; für Finanzen: Gerald Braunberger; für Wirtschaft Online: Patrick Bernau; für Sport: Anno Hecker, Peter Penders (stv.); für Sport Online: Tobias Rabe; für Feuilleton: Dr. Edo Reents, Jakob Strobel y Serra (stv.); Dr. Julia Voss (stv.); für Literatur und literarisches Leben: Andreas Plattaus; für Feuilleton Online: Michael Hanfeld; für Rhein-Main-Zeitung: Dr. Matthias Alexander, Manfred Köhler (stv.)

FÜR REGELMÄSSIG ERSCHEINENDE BEILAGEN UND SONDERSEITEN: Beruf und Chance: Sven Astheimer; Bildungswelten: Dr. h.c. Heike Schmoll; Der Betriebswirt: Georg Giersberg; Der Volkswirt: Dr. Philip Plickert; Die Lounge: Johannes Pennekamp; Die Ordnung der Wirtschaft: Heike Göbel; Geisteswissenschaften: Patrick Bahners; Immobilien: Michael Psotta; Jugend schreibt: Dr. Ursula Kals; Jugend und Wirtschaft: Lisa Becker; Kunstmarkt: Dr. Rose-Maria Gropp; Medien: Michael Hanfeld; Menschen und Wirtschaft: Jan Grossarth; Natur und Wissenschaft: Joachim Müller-Jung; Neue Sachbücher:

Hannes Hintermeier; Politische Bücher: Prof. Dr. Rainer Blasius; Recht und Steuern: Dr. Hendrik Wieduwilt; Reiseblatt: Freddy Langer; Staat und Recht: Dr. Reinhard Müller; Technik und Motor: Holger Appel.

Bildredaktion: Christian Pohler; **Chefin vom Dienst:** Dr. Elena Geus; **Grafische Gestaltung:** Johannes Janssen; **Informationsgrafik:** Thomas Heumann.

GESCHÄFTSFÜHRUNG: Thomas Lindner (Vorsitzender); Burkhard Petzold.

VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN: Ingo Müller; für Anzeigenproduktion: Andreas Gierh.

Anzeigenpreisliste Nr. 77 vom 1. Januar 2017 an; für Stellenausschreibungen: F.A.Z.-Stellenmarkt-Preisliste Nr. 11 vom 1. Januar 2017 an.

MONATSBEZUGSPREISE: Abonnement Frankfurter Allgemeine Zeitung 62,90 €; einschließlich Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 69,90 €; Studierende (gegen Vorlage einer Bescheinigung) 31,40 €, einschließlich Frankfurter Allgemeine Hochschul-anzeiger 31,90 €; einschließlich Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 36,90 €. Bei Postbestellung der Sonntagszeitung erfolgt die Lieferung am Montag – bei Feiertagen am darauffolgenden Werktag. Frankfurter Allgemeine Zeitung im Ausland 71,50 € einschließlich Porto, gegebenenfalls zuzüglich Luftpostgebühren. Alle Preise bei Zustellung frei Haus, jeweils einschließlich Zustell- und Versandgebühren sowie 7 % Umsatzsteuer. Das digitale Kombinationsangebot (E-Paper) der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung 44,90 €; Studierende (gegen Vorlage einer Bescheinigung) 30,90 €. Einzelverkaufspreis der digitalen F.A.Z.

1,80 €; der digitalen F.A.Z. 3,20 €; jeweils einschließlich 19 % Umsatzsteuer. Weitere Preise auf Anfrage oder unter www.faz.net. Die F.A.Z. erscheint werktäglich, die Sonntagszeitung an jedem Sonntag – auch an Feiertagen. Ihre Daten werden zum Zweck der Zeitungszustellung an Zustellpartner und an die Medienservice GmbH & Co. KG, Hellerhofstraße 2-4, 60327 Frankfurt am Main, übermittelt. Abonnementkündigungen sind schriftlich mit einer Frist von 20 Tagen zum Monatsende bzw. zum Ende des vorausberechneten Bezugszeitraumes möglich. Gerichtsstand Frankfurt am Main.

NACHDRUCKE: Die Frankfurter Allgemeine Zeitung wird in gedruckter und digitaler Form vertrieben und ist aus Datenbanken abrufbar. Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitung oder der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urheberrecht nicht anderes ergibt. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Zeitungsinhalten in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieser Zeitung nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH online erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunfts-erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-2985. Für die Übernahme von Artikeln in Ihren internen elektronischen Pressespiegel erhalten Sie die erforderlichen Rechte unter www.presse-monitor.de oder telefonisch unter (030) 28 49 30, PMG Presse-Monitor GmbH.



Nicht über Afrika, sondern mit Afrika sprechen: Die G-20-Vorsitzende Angela Merkel und ihre Gäste am Montag in Berlin

Foto AFP

Im Gespräch: Mahamadou Issoufou, der nigrische Staatspräsident, über den Anti-Terror-Kampf und die Migrationskrise

„Der Zerfall Boko Harams ist eine Frage der Zeit“

Herr Präsident, der Westen blickt stets in den Nahen Osten und nach Afghanistan, wenn es um den Anti-Terror-Kampf geht. Der Konflikt in Westafrika wird oft ausblendet.

Das stimmt. Das liegt daran, dass unsere Partner im Westen dort sehr engagiert sind. Aber auch wir in der Sahelzone sind stark betroffen vom Terrorismus, im Tschad, in Mali, aber auch in Libyen in Nordafrika. Mein Land Niger grenzt an all diese Länder. Im Süden arbeiten wir mit unseren Nachbarn zusammen im Kampf gegen Boko Haram. Deren Zerfall ist eine Frage der Zeit. Da haben wir sehr gute Ergebnisse erzielt. Im Kampf gegen Al Qaida im Maghreb und „Daesh“, die Terrororganisation „Islamischer Staat“, haben wir beschlossen, das Engagement der Vereinten Nationen zu ergänzen und mit einer G-5-Sahel-Truppe den islamischen Terror in der Region zu bekämpfen: Das sind Mauretanien, Mali, Burkina Faso, Tschad und Niger. Dieser Initiative gilt mein Appell an die Staatengemeinschaft: Wir bitten um Unterstützung.

Welche Art von Unterstützung fordern Sie?

Deutschland ist dankenswerterweise bereits in der Region engagiert, in Mali, aber auch in Niger. Für die G-5-Sahel-Truppe brauchen wir logistische Hilfe,

aber auch Material und finanzielle Unterstützung.

Welches Material?

Hubschrauber, Panzer, Waffen – aber auch Zugang zu nachrichtendienstlichen Erkenntnissen.

Und die Zusammenarbeit in der G-5-Sahel-Truppe klappt?

Ja, sehr gut sogar. Wir kooperieren eng mit den Vereinten Nationen und der Afrikanischen Union.

Wie soll sich denn die Mission der G-5-Sahel-Truppe in die bestehenden Aktivitäten der UN und der EU, die in Mali einen Ausbildungseinsatz durchführt, in der Region einfügen?

Es geht darum, die gegenwärtigen Einsätze zu ergänzen. Die Minusma-Mission der UN ist ein Stabilisierungseinsatz in Mali. Der Einsatz der G-5-Sahel-Truppe soll an der Seite der französischen Militärmision „Barkhane“ den Terrorismus bekämpfen.

Die Sicherheitslage in der Region ist auch ein Grund für die irreguläre Migration nach Europa. Niger ist ein zentraler Transitstaat. Die EU verlangt im Gegenzug für finanzielle Unterstützung die Sicherung der Grenzen und die Bekämpfung des Schlepperwesens. Ein fairer Deal?

Zunächst einmal möchte ich sagen, dass wir in dieser Frage die Vorreiterrolle von Bundeskanzlerin Angela Merkel sehr schätzen. Niger ist nicht Herkunftsland, sondern Transitland für Flüchtlinge. Jährlich kommen Millionen Menschen aus der südlichen Sahara nach Niger und setzen dann ihre Reise fort Richtung Libyen. Auf dem EU-Afrika-Gipfel in Valetta haben wir beschlossen, die zentrale Mittelmeer-Route zu unterbrechen. Niger hat hierbei zwei Motive: Aus moralischen Gründen müssen wir verhindern, dass die Menschen, die durch unser Land ziehen, in großer Zahl sterben. Und aus Sicherheitsgründen können wir es nicht dulden, dass Rückkehrer aus Libyen Waffen in unser Land bringen. Seit Juli vergangenen Jahres ist es uns gelungen, den Flüchtlingsstrom zu stoppen.

Wirklich? Oder sind die Schlepper von der Hauptroute nur auf viel gefährlichere Nebenrouten ausgewichen: ohne Wasserquellen, also mit noch mehr Toten, von denen Europa aber keine Notiz nimmt?

Ja, das passiert auch. Schleuser weichen von den bekannten auf neue, gehei-

me Routen aus. Deshalb haben wir in Niger unseren Sicherheitsapparat gestärkt, um die Kontrolle zu erhöhen.

Dafür fordern Sie Geld...

Deutschland gehört zu den Ländern, die verstanden haben, dass es darum geht, die Ursachen der Migration zu bekämpfen. Das ist die Armut und die schlechte Sicherheitslage durch den Terrorismus, aber auch der Klimawandel. Daher helfen uns Deutschland und Europa finanziell.

Ziel ist es, das Schlepperwesen zu zerbrechen und alternative Arbeit anzubieten. Sie fordern dafür einen Marshallplan für Afrika.

Wenn man die Fluchtursachen bekämpfen will, muss man Alternativen zum Schlepperwesen finden. Für einen nachhaltigen Erfolg bedarf es eines Entwicklungsplanes. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es für Europa den Marshallplan. Das wäre das richtige Modell für Afrika. Wir brauchen mehr Ressourcen. Daher muss die Entwicklungshilfe erhöht werden. Aber es bedarf auch einer guten Regierungsführung in den afrikanischen Ländern. Europa würde davon im zweifachen Sinne profitieren: Entwicklung stoppt die Migrationsströme. Und ein entwickeltes Afrika ist als Absatzmarkt auch ökonomisch für Europa von Interesse.

Die Fragen stellte Majid Sattar.

EGMR prüft Klage von Türken nicht

Kläger muss zuvor Rechtsweg in der Türkei ausschöpfen

tens. ATHEN, 12. Juni. Ein entlassener türkischer Beamter, der die Türkei vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) verklagen wollte, ist mit seinem Ansinnen vorerst gescheitert. Die Richter des EGMR wiesen den Antrag des Mannes am Montag als unzulässig zurück. In einer einstimmigen und nicht anfechtbaren Entscheidung verwiesen sie den Mann auf den Rechtsweg in der Türkei. Hintergrund ist ein Beschluss der türkischen Regierung vom Januar zur Einrichtung einer Kommission, die sich mit Beschwerden von Bürgern befassen soll, die durch die Notstandsdekrete aus dem Staatsdienst entlassen wurden oder sich anderweitig geschädigt sehen. Entscheidungen der Kommission sollen vor Verwaltungsgerichten angefochten werden können, gegen deren Urteile wiederum vor dem Verfassungsgericht Berufung eingelegt werden kann. Erst nachdem auch das Verfassungsgericht ein Urteil gesprochen hat, gilt der inländische Rechtsweg als ausgeschöpft. Dann erst stünde einem potentiellen türkischen Kläger der Gang vor den EGMR offen.

Der in Straßburg nun gescheiterte Kläger Gökhan Köksal ist ein Lehrer, der im

Juli 2016 zunächst per Dekret vom Dienst suspendiert und dann im September durch eine weitere Notstandsverordnung zusammen mit fast 51.000 anderen Beamten unter Terrorverdacht entlassen wurde. In dem zweiten Dekret war zudem bestimmt worden, dass die Entlassenen nie wieder in den Staatsdienst zurückkehren dürfen. Auch die Pässe der Betroffenen wurden für ungültig erklärt. Köksal legte mit mehreren Begründungen Beschwerde ein. Unter anderem sei ihm der Zugang zu einem Gerichtsverfahren verwehrt worden.

Der EGMR hielt Köksal entgegen, er könne sich vor einheimischen Gerichten um sein Recht bemühen. Allerdings besteht der Rechtsweg derzeit nur auf dem Papier, da das Verfassungsgericht mit Zehntausenden von Eingaben überlastet ist und die Kommission zur Untersuchung der Notstandsdekrete noch nicht einmal ihre Arbeit aufgenommen hat. In Kenntnis dieser Umstände hoben die Richter am Montag auch hervor, dass ihre Entscheidung eine mögliche neuerliche Prüfung der Frage nicht ausschließe, wie effektiv und realistisch die Möglichkeit einer Klage gegen die Notstandsgesetze in der Türkei ist.

Schlag gegen „Darknet“-Handel

Betreiber von illegaler Internetplattform festgenommen

STUTTGART, 12. Juni. Fahnder des Bundeskriminalamtes und der Generalstaatsanwaltschaft Frankfurt haben eine Internetplattform im „Darknet“ lahmgelegt, über die sich auch der Münchner Amokläufer David S. seine Tatwaffe beschaffen haben soll. Der 18 Jahre alte iranischstämmige Amokläufer hatte im Juli 2016 im Olympia-Einkaufszentrum in München acht Menschen und schließlich sich selbst getötet. Die nunmehr beschlagnahmte Internet-Plattform im „Darknet“ soll die größte deutschsprachige gewesen sein. Die Plattform war als Forum und nicht als Internet-Shop aufgebaut, sie hatte etwa 20.000 Mitglieder. Die „Zentralstelle zur Bekämpfung der Internetkriminalität (ZIT)“, die bei der Generalstaatsanwaltschaft in Frankfurt angesiedelt ist, ermittelte seit 2014 gegen kriminelle Internet-Händler, die im „Darknet“ mit Waffen, Drogen oder Kreditkartendaten handeln. „Der Münchner Amokläufer war für unsere Ermittlungen nicht ausschlaggebend, sondern nur ein Detail. Bemerkenswert an diesem Fall ist, dass diese Plattform nach unseren derzeitigen Erkenntnissen von einem Mann allein betrieben worden ist“,

sagte ein Sprecher der Frankfurter Generalstaatsanwaltschaft. Normalerweise gingen die Kriminellen arbeitsteilig vor.

Der Betreiber der nun stillgelegten Plattform wurde am 8. Juni in Karlsruhe festgenommen; er betrieb seine Geschäfte aus seiner privaten Wohnung. Die Staatsanwaltschaft macht zur Person des Verdächtigen nur spärliche Angaben: Es handle sich um einen 30 Jahre alten Deutschen ohne Migrationshintergrund. Der Mann habe sehr gute Computerkenntnisse. Die Plattform war in unterschiedliche Sektionen eingeteilt: in Waffen, Drogen, synthetische Drogen, Kreditkartendaten, gefälschte Personalausweise und Falschgeld. „Es ist relativ leicht, Kreditkartendatenätze mit Prüfziffern auszuspähen, damit Dritte dann bei Amazon damit Waren bestellen und sie an eine anonyme Adresse liefern lassen können“, sagte der Sprecher der Staatsanwaltschaft. Die Mitgliedschaft in einem „Darknet“-Forum ist nicht strafbar, der Verkauf illegaler Güter allerdings schon. Gegen den Beschuldigten ist Haftbefehl wegen des unerlaubten Handels mit Waffen und Betäubungsmitteln erlassen worden.

© FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG GMBH, FRANKFURT AM MAIN

DRUCK: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Kurhessenstraße 4-6, 64546 Mörfelden-Walldorf; Märkische Verlags- und Druck-Gesellschaft mbH Potsdam, Friedrich-Engels-Straße 24, 14473 Potsdam; Süddeutscher Verlag Zeitungsdruck GmbH, Zamdorfer Straße 40, 81677 München.

Ämtliches Publikationsorgan der Börse Berlin, Rheinisch-Westfälische Börse zu Düsseldorf, Frankfurter Wertpapierbörse, Hanseatischen Wertpapierbörse Hamburg, Niedersächsische Börse zu Hannover, Börse München, Baden-Württembergischen Wertpapierbörse zu Stuttgart

ANSCHRIFT FÜR VERLAG UND REDAKTION: Postadresse: 60267 Frankfurt am Main, Hausanschrift: Hellerhofstraße 2-4, 60327 Frankfurt am Main; zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

TELEFON: (069) 75 91-0. Anzeigenservice: (069) 75 91-33 44. Abonnentenservice: 01 80 - 2 34 46 77 (6 Cent pro Anruf aus dem deutschen Festnetz, aus Mobilfunknetzen maximal 42 Cent pro Minute) oder www.faz.net/leserportal. Telefax: Anzeigen (0 69) 75 91-23 33; Redaktion (0 69) 75 91-17 43; Vertrieb (0 69) 75 91-21 80.

BRIEFE AN DIE HERAUSGEBER: leserbrieffe@faz.de Deutsche Postbank AG, Frankfurt am Main; IBAN: DE58 5001 0060 0091 3936 04; BIC: PBNKDE33

Israel setzt die Hamas in Gaza unter Druck

stah. JERUSALEM, 12. Juni. Die den Gazastreifen regierende Terrororganisation Hamas gerät immer stärker unter Druck. Eine Woche nach der Isolierung Qatars durch Saudi-Arabien und verbündete Staaten gab das israelische Sicherheitskabinett am Sonntagabend einem Gesuch der palästinensischen Autonomiebehörde statt, die Stromlieferungen in den Gazastreifen weiter einzuschränken. Qatar hatte bislang den Großteil der Infrastruktur dort finanziert. Nun wird der Hamas von anderer Seite zusätzlich der Strom gekürzt. Nach einem Bericht im Armeeradio vom Montag wird es für die Bewohner des Gazastreifens damit eine Dreiviertelstunde weniger Strom am Tag geben als bisher. Schon jetzt haben die Menschen in dem Küstenstreifen im beginnenden Sommer lediglich zwei bis vier Stunden Strom. Ein Hamas-Sprecher nannte die Entscheidung am Montag „katastrophal“. Sie verschlechtere das Leben aller im Gazastreifen und könne zu einer „Explosion“ führen. Israel und die Hamas haben sich seit 2008 drei Kriege geliefert.

Der israelische Sicherheitsminister Gilad Erdan sagte am Montag, der Sinn der weiteren Stromreduzierung liege darin, der „terroristischen Infrastruktur“ der Hamas zu schaden. „Sie (die Hamas) erhalten Unterstützung von Qatar, und sie erhielten in der Vergangenheit Hilfe von anderen Ländern, aber meistens investierten sie diese Gelder in Terrorinfrastruktur.“ Israel kontrolliert die Stromleitungen nach Gaza. Erdan sagte, er glaube nicht, dass die Krise zu einem neuen Krieg mit der Hamas führen werde: „Es ist möglich, dass die Palästinenser verstehen, was für eine Katastrophe die Hamas-Regierung für sie bedeutet.“

Im April hatte Palästinenserpräsident Mahmud Abbas Israel darüber informiert, dass die Autonomiebehörde nur noch sechzig Prozent des Geldes auszahlen werden, das sie Israel für die Stromversorgung Gazas überlässt. Hintergrund ist ein Streit zwischen Abbas und der Hamas über ausbleibende Steuerzahlungen der Hamas an die Autonomiebehörde. Dies wird als weiterer Schritt von Abbas gesehen, den Druck seiner Partei Fatah auf die verfeindete Hamas zu erhöhen. Die hatte der Fatah 2007 die Macht über den Gazastreifen entrisen. Der UN-Sondergesandte für den Nahost-Friedensprozess, Nikolai Mladenow, hatte diese Entscheidung Ende Mai kritisiert und vor einer gewaltsamen Eskalation gewarnt. Israel, die Autonomiebehörde und die Hamas trügen „alle Verantwortung für das Wohlergehen der Menschen im Gazastreifen“, sagte Mladenow. Nach Angaben der Vereinten Nationen können die Krankenhäuser in Gaza schon jetzt nicht mehr alle notwendigen Operationen durchführen, da es an Strom und Medikamenten sowie an Treibstoff für Notstromaggregate mangelt. Auch die ohnehin zu wenigen Kläranlagen müssten ihre Kapazitäten deswegen zurückfahren, ebenso Aufbereitungsanlagen für Trinkwasser. Zudem wird die Kühlung von Lebensmitteln in der abgeschnittenen Küstenklave für viele der zwei Millionen Einwohner Gazas zunehmend zum Problem.



Jubel in der Halle, Gewalt auf der Straße: Nicolás Maduro und seine Frau Cilia Flores bei einer Regierungsveranstaltung

Foto EPA

Abnutzungskrieg in Caracas

Die venezolanische Opposition, die sich erstaunlich ausdauernd zeigt, fordert die Armee zur Rebellion auf. Präsident Maduro sucht Hilfe beim Papst.

Von Matthias Rüb

SÃO PAULO, 12. Juni
Jetzt versuchen also die venezolanischen Bischöfe und Kardinäle, den Heiligen Stuhl zur entschlossenen Abkehr vom venezolanischen Präsidenten Nicolás Maduro zu bewegen. Die vom Vatikan vermittelten Gespräche zwischen Opposition und Regime waren im November schon nach wenigen Sitzungen erfolglos abgebrochen worden, weil Maduro keinen Zoll von seinem Kurs abgewichen war. Papst Franziskus versucht in dem Konflikt eine neutrale Position einzunehmen. Dagegen hat sich die Ortskirche unzweideutig auf die Seite der Opposition geschlagen. Am Montag wollte Maduro in einem Schreiben den Papst um Hilfe bitten, damit die Opposition ihre Gewalttaten beende. Zugleich werde er Franziskus um die Wiederaufnahme der Vermittlungsbemühungen ersuchen, sagte Maduro am Sonntag im Staatsfernsehen. In der vergangenen Woche waren der Vorsitzende der venezolanischen Bischofskonferenz, Erzbischof Diego Padrón, sowie die beiden Kardinäle des Landes in Rom, um den Papst und Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin über die jüngsten Entwicklun-

gen zu unterrichten. Die Regierung Maduro müsse davon ablassen, in Venezuela „ein totalitäres, kommunistisches, materialistisches und militaristisches Regime“ zu errichten, sagte Kardinal Jorge Urosa im Vatikan.

In Caracas und Rom heißt es, für Franziskus sei offenbar sein gutes Verhältnis zum kommunistischen Regime auf Kuba unter Präsident Raúl Castro wichtiger als eine klare Stellungnahme gegen die Menschenrechtsverletzungen in Venezuela. Die diplomatische Aussöhnung zwischen Raúl Castro und Barack Obama war wesentlich durch Vermittlung des Vatikans zustande gekommen – eine herausragende diplomatische Leistung, auf die Franziskus stolz ist. Kuba spielte zudem als Garantmacht der Verhandlungen zwischen den marxistischen Farc-Rebellen und der Regierung in Bogotá eine Schlüsselrolle im Friedensprozess in Kolumbien, der dem Papst ebenfalls sehr am Herzen liegt und den er bei seinem Besuch in Kolumbien im September entsprechend würdigen will.

Kuba ist auf die Öllieferungen aus Venezuela zum sozialistischen Freundschaftspreis angewiesen. Raúl Castro unternimmt deshalb alles – er schickt Hunderte Militärberater und Geheimdienstmitarbeiter nach Venezuela –, um einen Sturz seines Schützlings Maduro zu verhindern. Bisher konnte sich Maduro darauf verlassen, dass seine Mentoren in Kuba auf den Papst so einwirken, dass dieser von einer klaren Parteinarbeit für die venezolanische Opposition Abstand nimmt. Die venezolanischen Bischöfe und Kardinäle versuchen dagegen, Franziskus davon zu überzeugen, dass es in dem Konflikt keine neutrale Position geben kann und dass die Kirche an der Seite des Volkes stehen müsse.

Seit fast zweieinhalb Monaten kommt es in Caracas und in anderen venezolanischen Städten täglich zu Massendemonstrationen. Deren Verlauf ist zu einem Ritual von Gewalt und Gegengewalt erstarrt. Ein zunächst friedlicher Protestzug wird von einem massiven Aufgebot der Sicherheitskräfte aufgehalten, die Tränengas, Wasserwerfer und Gummigeschosse einsetzen. Dann rücken die meist sehr jungen militanten Demonstranten vor und liefern sich stundenlange Straßenschlachten mit Polizei und Nationalgarde. Dieses Ritual ist heute nicht weniger blutig als am ersten Protesttag von Anfang April, auch wenn von der wachsenden Zahl der Toten und Verletzten im Ausland kaum mehr Notiz genommen wird. Das vorerst letzte von bisher mindestens 68 Todesopfern war ein 17 Jahre alter Jugendlicher.

Die Opposition versichert, man werde so lange weiterdemonstrieren, bis das Regime ihre Forderung nach Wahlen, Freilassung der politischen Gefangenen und Zulassung internationaler humanitärer Hilfe für die notleidende Bevölkerung erfülle. Oppositionsführer Leopoldo López, als angeblicher Rädelsführer der letzten gewaltsamen Protestwelle vom Februar 2014 zu fast 14 Jahren Haft verurteilt, hat nun in einer Videobotschaft aus seiner Zelle die Soldaten aufgefordert, sich der Regierung zu widersetzen. Rebellion sei verfassungskonform, wenn die Regierung das Volk unterdrücke, sagte López. Präsident Nicolás Maduro versichert seinerseits, der Kampf gegen die als faschistische Putschisten und Söldner Washingtons verunglimpften Demonstranten werde unerbittlich fortgesetzt.

Venezuela erlebt einen Abnutzungskrieg mit erstarrten Fronten und verstopften Dialogkanälen. Doch anders als bei den Massenprotesten vom Februar 2014 mit damals 43 Toten, die nach Wochen

schließlich versandeten, zeigen sich diesmal Risse zuerst in der Front des Regimes. So hat sich Generalstaatsanwältin Luisa Ortega, viele Jahre eine treue Verbündete Maduros, nun vollends vom bedrängten Präsidenten abgewandt. Dessen Vorhaben, statt überfälliger Lokalwahlen eine verfassungsgebende Versammlung abzuhalten, will sie vor dem Obersten Gericht anfechten. Ortega ist der Überzeugung, Maduro hätte gemäß Verfassung zunächst das Volk in einem Referendum befragen müssen, ob es eine solche „Constituyente“ überhaupt wünsche, statt die Versammlung einfach per Dekret für den 30. Juli einzuberufen. Zur Begründung ihrer Klage berief sie sich ausdrücklich auf den im März 2013 verstorbenen Revolutionsführer Hugo Chávez, den politischen Ziehvater Maduros. Bisher hat sich das gleichgeschaltete Oberste Gericht regimetreu gezeigt, zumal bei der juristischen Abseignung der von Maduro dekretierten Entmachtung des oppositionell kontrollierten Parlaments von Anfang April. Schon damals hatte sich Ortega gegen Maduro ausgesprochen, der nach einem Proteststurm zurückruderte und das Oberste Gericht zur Revision seines Urteils drängte. Doch die Demonstranten blieben auf den Straßen.

Bei der Opposition spielen die überkommenen Differenzen zwischen den gemäßigten Kräften und den radikalen Regimegegnern dagegen vorerst keine Rolle: Mit einer Stimme fordert das breite Oppositionsbündnis „Tisch der demokratischen Einheit“ (MUD) die Fortsetzung der Proteste, wobei sich die Führer der im MUD vereinten Parteien und Bewegungen täglich als Wort- und Protestführer abwechseln. Ungeachtet des hohen Blutzolls und der Massenverhaftungen beweist die Opposition bisher unvermindertes Stehvermögen.

Wichtiges in Kürze

Dschihadisten festgenommen

Die Bundesanwaltschaft hat vier Syrer wegen des Verdachts der Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung festnehmen lassen. Den beschuldigten Brüdern im Alter von 39 bis 51 Jahren wird vorgeworfen, für die Al-Nusra-Front in Syrien gekämpft und gegen das Kriegswaffenkontrollgesetz verstoßen zu haben, wie die Bundesanwaltschaft mitteilte. Die Festnahmen erfolgten demnach in Hamburg, Lübeck und Umgebung. Laut Haftbefehl schlossen sich die Brüder spätestens im November 2012 in Syrien der Al-Nusra-Front an. Diese war zu diesem Zeitpunkt an Kämpfen gegen syrische Regierungstruppen beteiligt. Zwei der Beschuldigten sollen darüber hinaus Personen vertrieben und deren Besitz geplündert haben. Ihnen wird daher in dem Haftbefehl zudem die Begehung von Kriegsverbrechen zur Last gelegt. (AFP)

Grenzkontrollen vor G-20-Gipfel

An den deutschen Grenzen haben am Montag Kontrollen wegen des bevorstehenden G-20-Gipfels in Hamburg begonnen, um die Einreise möglicher Gewalttäter zu verhindern. Die Grenzkontrollen sollen bis zum 11. Juli in Kraft bleiben, und zwar je nach Lage „örtlich und zeitlich flexibel“, teilte das Bundesinnenministerium mit. Der G-20-Gipfel findet am 7. und 8. Juli unter massiven Sicherheitsvorkehrungen statt. Der Schengen-Grenzkodex sieht die Möglichkeit solcher Personenkontrollen unter bestimmten Voraussetzungen etwa bei Großveranstaltungen vor. (dpa)

Trump scheitert vor Gericht

Die amerikanische Regierung unter Präsident Donald Trump ist vor einem weiteren Gericht damit gescheitert, ihr Einreiseverbot für Menschen aus sechs überwiegend islamischen Ländern durchzusetzen. Das für eine Klage aus dem Bundesstaat Hawaii zuständige Berufungsgericht im 9. Bezirk teilte am Montag in Seattle mit, würde der Einreisestopp in Kraft gesetzt, führe das zu Chaos und Konfusion. Unabhängig von dieser Entscheidung hatte die Regierung bereits das Oberste Gericht angeufen, um endgültig über das Vorhaben entscheiden zu lassen. Dafür gibt es noch keinen Zeitpunkt. Zuvor hatte bereits ein Berufungsgericht im Bundesstaat Virginia den Stopp des Einreiseverbots bekräftigt. Im Kern aller Ablehnungen wird stets auf den Verfassungsgrundsatz der Religionsfreiheit verwiesen. (dpa)

Puerto Rico stimmt für Beitritt

Die Bürger Puerto Ricos haben sich in einer Volksabstimmung mit einer überwältigenden Mehrheit von 97 Prozent dafür ausgesprochen, dass ihre Karibikinsel den Vereinigten Staaten beitreten soll. Allerdings ist das Referendum nicht bindend, denn über die Aufnahme entscheidet der Kongress in Washington. Bislang ist die frühere spanische Kolonie lediglich assoziiert Freistaat. Die Wahlbeteiligung lag auch wegen eines Boykottaufrufs der Opposition bei nur knapp 23 Prozent der 2,3 Millionen Wahlberechtigten. Puerto Rico stand zuletzt mehrfach am Rand der Zahlungsunfähigkeit und war immer wieder auf Hilfe aus Washington angewiesen. Als 51. Bundesstaat könnte sich die Insel nach amerikanischem Insolvenzrecht für zahlungsunfähig erklären, wie es etwa die Stadt Detroit getan hat. (dpa)

Deutsche
Asset Management

10 JAHRE
Xtrackers
ETFs

THINK ETF.
THINK X.

Xtrackers.de

Alle Meinungsäußerungen geben die aktuelle Einschätzung der Deutsche Bank AG wieder, die sich ohne vorherige Ankündigung ändern kann. Dieses Dokument und die in ihm enthaltenen Informationen dürfen nur in solchen Staaten verbreitet oder veröffentlicht werden, in denen dies nach den jeweils anwendbaren Rechtsvorschriften zulässig ist. Der direkte oder indirekte Vertrieb dieses Dokuments in den USA sowie dessen Übermittlung an oder für Rechnung von US-Personen oder an in den USA ansässige Personen sind untersagt. © Deutsche Bank AG 2017. Stand: 06.06.2017



Politische Bücher

Über sieben Brücken gehen?

Flüsse als historische Orte

Flüsse haben vielfältige Bedeutungen in der Weltgeschichte, sie trennen und verbinden – so schon Georg Simmel, wenig überraschend. Sie dienen dem friedlichen Austausch von Waren; Flussübergänge können aber auch entscheidende militärische Bedeutung haben. Die Vorstellungen von solchen Vorgängen wandeln sich im Laufe der Zeit, werden zu Erinnerungsorten vieler Facetten. Das alles macht Hans Kloft in seiner Einleitung zu zwölf Fallstudien deutlich, die einen bunten Strauß an merkwürdigen Orten und mit ihnen verbundenen Begebenheiten bündeln. Hans Koschnick, der EU-Administrator für Bosnien-Herzegowina, ließ die Brücke von Mostar wieder aufbauen – er starb 2016 und kam nicht mehr zu einem Vorwort.

Karl Holl, Begründer der historischen Friedensforschung, konnte sich über das Erscheinen des Bandes noch freuen; er starb vor kurzem. Sein Beitrag über die Loire-Brücke von Beaugency ist eine bewegende Hommage an General Botho Elster, der dort 1944 gegen alle Befehle mit seiner Truppe ehrenvoll vor den Amerikanern kapitulierte. Um nur noch drei andere geglättete Studien zu nennen: Corinna Hauswedell zeigt anhand der Schlacht auf beiden Seiten des Flusses Boyne im Jahr 1690, der größten Schlacht auf irischem Boden, ebenso großflächig wie souverän, wie sich irische Erinnerungskultur zwischen Protestanten und Katholiken bis heute wandelte.

„George Washington überquert den Rhein“ ist kein Druckfehler: Roger Chickering demonstriert vielmehr, wie die Überquerung des Delaware durch Washington 1776 – ein wichtiger taktischer Zug im Bürgerkrieg – Bedeutung auch durch ein Gemälde erlangte: Der schwäbische Maler und Emigrant Emanuel Gottlieb Leutze kehrte später nach Deutschland zurück und malte 1848/49 mit Anschauung des Rheins ein bewegendes Gemälde, dessen Überlieferung und Ausstellungspraxis Chickering bis in die Zeit nach 1945 nachspürt: ein Kabinettstück deutsch-amerikanischer, konfliktbehafteter Kulturbegegnung.

Schließlich zeigt Reinhold Lütgemeier-Davin anhand der Gliencker Brücke zwischen Potsdam und Berlin, wie viele reale Nutzungen und noch mehr Mythen über die „Agentenbrücke“ im Ost-West-Konflikt existierten und die reale, sauber rekonstruierte Bedeutung medial überlagerten. Die anderen Beiträge reichen von der Antike bis zur Gegenwart, bilden manchmal ein wenig zufällige Ereignisse in ihrer späteren Erinnerung nach – nicht immer überzeugend und analytisch. Insgesamt ist ein gut aufgemachter Band anzusehen, der sich stärker den friedenspolitisch-verbindenden als den militärisch-erobierenden Aspekten von Flüssen und Flussübergängen zuwendet.

JOST DÜLFFER

Karl Holl/Hans Kloft (Herausgeber): Elbe, Rhein und Delaware. Flüsse und Flussübergänge als Orte der Erinnerung. *Edition Lumière, Bremen 2017, 216 S., 29,80 €.*

Die NSDAP in der Schweiz

Als die Eidgenossen sich von Berlin bedroht fühlten und Richard von Weizsäcker die Hitler-Jugend in Bern führte

Als föderal aufgebaut, viersprachiger Kleinstaat verspürte die Schweiz in Krisenzeiten stets ein Unbehagen mit Blick auf die großen Nachbarn. Der Erste Weltkrieg hatte die Spannungen zwischen einer tendenziell deutschfreundlichen, alemannischen Deutschschweiz und einer proalliierten, romanischen Eidgenossenschaft verdeutlicht – ein Graben, der den Zusammenhalt des neutralen Landes gefährdete. Und so wurde die Gründung der „Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei“ nach Einschätzung von Peter Bollier, einem pensionierten Geschichtslehrer aus Davos, zu einer „existenziellen Herausforderung für Davos, Graubünden und die Schweiz“. Diese thesenhaft behauptung findet sich im Untertitel seiner Untersuchung zur „NSDAP unter dem Alpenföhn“, die quellengestützt daherkommt, analytisch aber über weite Strecken lediglich dem „Murmeln der Quellen“ lauscht.

Zweifelloso hat es der Landesgruppenleiter der NSDAP in der Schweiz, der 1936 von einem jungen Juden in Davos ermordete Wilhelm Gustloff, ungewollt zum Märtyrer und ersten „Blutzeugen“ der Partei im Ausland gebracht. Seine Beredung in Schwerin wurde als Staatsbräutigam begangen. Unter den mehr als 30 000 Teilnehmern befand sich die gesamte NS-Prominenz. Propagandaminister Joseph Goebbels notierte am 14. Februar 1936 in sein Tagebuch: „Der Führer hält eine radikale, scharfe Rede gegen die Juden. Das ist mal gut so. Sie geht auch noch über alle Sender. Dafür Sorge ich. Alles gut vorbereitet.“ Der Mythos Gustloff war geboren. Nach ihm wurde im Mai 1937 ein neu in Dienst gestellter KdF-Dampfer benannt, der wiederum am 30. Januar 1945 – mit Tausenden Flüchtlingen und Verwundeten an

Im verwunschenen Paradiesgärtchen

Zeithistoriker auf der Suche nach Orientierung und nach Erklärungsmodellen

Dass sich die Zeitgeschichte mit jener Epoche beschäftigt, in der es „noch raucht und qualmt“, ist ein hübsches, mitunter sogar wahres Bonmot. Auch den Herausgeber dieses prominent besetzten Sammelbandes zur „German Zeitgeschichte“ gilt die Epoche als „ein besonderes Ding“, wohl auch deshalb, weil sie in ihr ein „(west)alliiertes Projekt“ „demokratischer Reeducation nach 1945“ erkennen. Das Spezifische an der deutschen Zeitgeschichte, so darf man Thomas Lindenberger und Martin Sabrow verstehen, ist ihr besonderer Platz in einem „Koordinatenfeld von doppelter Diktatur-Auseinandersetzung und politisch-moralisch untersetztem Aufarbeitungsboom“, die Tatsache also, dass sie gewissermaßen im zweifachen Schatten von Nationalsozialismus und DDR steht. Das Attribut „German“ verweise auf den Umstand, dass die Zeitgeschichte nicht mehr den Deutschen allein gehöre. Aber gilt das im Grunde nicht für jede Epoche?

Nun ist „German Zeitgeschichte“ freilich weniger als ein Strategiepapier zur internationalen Ausrichtung der Geschichtswissenschaft zu lesen, sondern als eine Hommage zum 75. Geburtstag von Konrad Jarausch, einem der großen Grenzgänger zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, der von 1998 bis 2006 das Zentrum für Zeithistorische Forschung (ZZF) in Potsdam geleitet hat. Der Sammelband entwickelt keine systematischen Perspektiven. Auch bei näherem Hinsehen erweist sich „German Zeitgeschichte“ als verwunschenes Paradiesgärtchen, in dem es weder Kompass noch Karte gibt, um den Baum der Erkenntnis zu finden. Insgesamt verleiht dies dem Buch etwas Beliebiges, und man müsste schon all seinen dialektischen Mut zusammennehmen, um – in einem postmodernen Salto mortale – diese Beliebigkeit zum eigentlichen Kennzeichen einer neuen Zeitgeschichte auszurufen.

Dessen ungeachtet beschreibt Martin Sabrow einmal mehr den Auszug der Historiker aus ihrem geliebten akademischen Elfenbeinturm und ihre nicht immer spannungsfreie Hinwendung zu Phänomenen wie „public history“ und „event history“. Charles S. Maier wiederum gelangt in seinen Betrachtungen zur Zivilgesellschaft, einem Begriff, der zwar in aller Munde ist, aber den Verdacht des Tautologischen nie vollständig auszuräumen vermocht hat, zu durchaus kritischen Einschätzungen – etwa wenn er daran erinnert, dass Gesangsvereine und Fußballklubs noch keine Zivilgesellschaft begründen und sich die Anhänger der AfD nicht selten als Lordsiegelbewahrer der „civil society“ gerieren. Frank Bösch erinnert – sehr zu Recht – an die „Neuentdeckung des Lokalen in der sich globalisierenden Welt“, und Jan Claas Behrends verweist in seinem Beitrag zum Führerkult in Nationalsozialismus und Kommunismus auf die kulturgeschichtlich folgenreiche Trias von Charisma, Krise und Erwartung, freilich ohne diese Begriffe auch nur annähernd konzeptionell auszuleuchten. Thomas Schaarschmidt betrachtet hingegen instruktiv das Verhältnis von Volksgemeinschaft und Mobilisierung, während sich Volker Berghahn in seinem originellen Beitrag zur „Generation von 1932“ mit jenen Intellektuellen beschäftigt, die

während des Nationalsozialismus in die „innere Emigration“ gingen.

Ebenso lesenswert sind die Beobachtungen zu Hans-Ulrich Wehlers „Primat der Innenpolitik“, den Michael Geyer überzeugend als zeitbezogenen Ausdruck einer „souveränen Geschichtsschreibung für eine semi-souveräne Nation“ interpretiert. Zu Recht bringt Geyer die erstaunlicherweise bislang kaum gestellte Frage auf, warum ausgerechnet Wehlers Gesellschaftsgeschichte, die sich seit den 1970er Jahren als anspruchsvoll, kosmopolitisch und innovativ verstand, im Kern „so national geliebt ist“. Tatsächlich, so Geyer, sei die Nation für Wehler stets „der Fluchtpunkt der Gesellschaftsgeschichte“ gewesen, was man „historiographisch“ durchaus als einen „Schritt zurück hinter die Positionen von Hans Rothfels einerseits und Theodor Schieder andererseits“ betrachten dürfe. Anders formuliert: In seiner Orientierung an der eigenen Nation sei



„Deutsche Mythen seit 1945“: Ausstellung im Juni 2016 in Leipzig

Foto dpa

Wehler „intellektuell im Kaiserreich und in der Weimarer Republik stecken geblieben“. Und wer diesen Satz liest, weiß, dass die Schlussfolgerungen, die sich aus Geyers Bewertungen – einem *friendly fire* gleich – ergeben, die Forschung noch längere Zeit beschäftigen werden.

Die Richtung, in die sich eine kulturgeschichtlich konzipierte Zeitgeschichte bewegen könnte, wird schließlich in zwei Beiträgen prägnant erkennbar. So untersucht Thomas Lindenberger unter dem Stichwort „Havarie“ die Auswirkungen und Verarbeitungen einer tödlichen Kesselsexplosion im Kraftwerk II des VEB Braunkohlekombinats Espenhain im Juli 1959, die unter den „Werkstätigen“, einem Stasi-Bericht zufolge, als eine „automatische Feindtätigkeit im Rahmen des verschärften Klassenkampfes“ gedeutet wurde. Dorothee Wierling wiederum nimmt den Besuch der amerikanischen Bürgerrechtlerin Angela Davis 1972 in Ost-Berlin zum Ausgangspunkt für eine anschauliche Fallstudie zur politischen Jugendkultur der DDR in den frühen 1970er Jahren. Eindrucksvoll beschreibt Wierling, gekonnt aus den Quellen schöpfend, wie

eingesetzt habe. Die Konturen dieser neuen Moderne bleiben allerdings verschwommen. Sie komme, so formulieren es die Herausgeber ebenso vage wie vorsichtig, nicht zuletzt „in der Ablösung alter Leitformeln der politisch-kulturellen Verständigung wie Nation, Klasse, Ordnung und Fortschritt durch neue Paradigmata wie Zivilgesellschaft, Subjektivität und Pluralität zum Ausdruck“. Das klingt verständlich, provoziert aber Nachfragen: Was, wenn wir die Wirklichkeit auch deshalb für so komplex halten, weil uns die passenden Erklärungskategorien noch nicht (oder: nicht mehr) zur Verfügung stehen? Was, wenn sich Nation, Klasse und Staat am Ende doch als beherrschbar erweisen, als es manchem lieb ist? Der Brexit wäre dann womöglich das Menetekel an der Wand. Totgesagte leben länger – und der Zeithistoriker sollte buchstäblich auf alles gefasst sein.

CARSTEN KRETSCHMANN

Thomas Lindenberger, Martin Sabrow (Herausgeber): German Zeitgeschichte. Konturen eines Forschungsfeldes. *Wallstein Verlag, Göttingen 2016, 312 S., 34,90 €.*

sichts zahlreicher Schweizer Staatsbürger im Deutschen Reich und der engen wirtschaftlichen Verflechtungen beider Staaten immer wieder verworfen.

Der gebürtige Schweriner Gustloff, seit 1917 infolge eines Lungenleidens in Davos ansässig, hatte von 1919 bis 1934 als Angestellter beim Physikalisch-Meteorologischen Observatorium gearbeitet. 1927 folgte der Beitritt zur NSDAP, gefolgt von seiner Frau Hedwig, der eigentlich treibenden Kraft, die Hitler wohl spätestens seit 1923 persönlich kannte. Dabei war Gustloff in der „Kampfzeit“ in den eigenen Reihen nicht unumstritten, wurde doch vor Einrichtung einer NSDAP-Auslandsorganisation die Partei in der Schweiz vom Gau Baden aus betreut. Sein Widersacher vor 1933 war der von Gauleiter Robert Wagner für die Schweiz eingesetzte Vertrauensmann und spätere badische Landtagspräsident Herbert Kraft, ein ausgewiesener „NS-Randalierer“.

Überhaupt spielte die Grenze entlang des Hochrheins von Basel bis Konstanz eine nicht unbedeutende Rolle für die Entwicklung der NSDAP in der Schweiz. Als Hitler am 29. Juli 1932 in der Radolfzeller „Mettnau-Kampfbahn“ seine erste und einzige Rede am Bodensee – und zwar in unmittelbarer Sichtweite des Schweizer Ufers – hielt, wurde er von 5000 Schweizer Anhängern (unter den insgesamt rund 35 000 Teilnehmern) frenetisch bejubelt. Unmittelbar vor dem „Führer“ hatte der Züricher Architekt Theodor Fischer, der Gründer der bald schon aufgelösten „Nationalsozialistischen Eidgenössischen Arbeiterpartei“, gesprochen.

Schweizer NS-Sympathisanten wurden nach 1933 nicht in die NSDAP aufgenommen, vielmehr organisierten sie sich

in den sogenannten Fronten. Die NSDAP in der Schweiz blieb ein zahlenmäßig überschaubares Sammelbecken von „Reichsdeutschen“ (Bevölkerungsanteil 1930: 3,3 Prozent). Die im Juni 1933 gegründete NSDAP Liechtenstein wurde sogleich der Landesgruppe Schweiz unterstellt. In Liechtenstein lebten damals 455 Deutsche. Spätestens jetzt war Gustloff unangefochten das Gesicht der Partei in der Schweiz und in Liechtenstein. Im Gegenzug war er den schweizerischen Behörden Garant dafür, dass die NSDAP ein Zusammenschluss der „Reichsdeutschen“ blieb.

Zentral (und für die Thematik zu ausführlich) wird die Ermordung Gustloffs und der anschließende Strafprozess abgehandelt. Das Verfahren gegen den jugoslawischen Staatsangehörigen David Frankfurter, der am 4. Februar 1936 den NSDAP-Landesgruppenleiter mit vier Pistolen schüssen zu Hause niedergestreckt hatte, wird bis ins letzte Detail beschrieben und die Rolle der kritischen Schweizer Presse herausgearbeitet. Der Berner „Bund“ urteilte am 15. Februar 1936: „Eine ausländische Partei, deren Theorie einen wesentlichen Teil der Schweiz als Bestandteil des künftigen Reiches miterfasst, hat kein Recht auf Schweizerboden“ – da war er eben, der eigenössische Unabhängigkeitswille jenseits aller völkischen Ideologie. Das Kantonsgericht von Graubünden verurteilte Frankfurter zur Höchststrafe von 18 Jahren Haft. 1945 wurde er begnadigt, er wanderte nach Palästina aus und starb 1982 in Tel Aviv. JÜRGEN KLÖCKLER

Peter Bollier: Die NSDAP unter dem Alpenföhn. Geschichte einer existenziellen Herausforderung für Davos, Graubünden und die Schweiz. *Desertina Verlag, Chur 2016, 384 S., 44,- Sfr.*

Briefe an die Herausgeber

Mehr als ein Taschengeld

Der von Professor Kay Hailbronner kommentierte Beschluss des Bundesverfassungsgerichts zum Abschiebungsschutz („Unmensliche Lage in der EU?“, F.A.Z.-„Staat und Recht“ vom 8. Juni) für einen in Griechenland anerkannten syrischen Flüchtling, der wegen der dort fehlenden sozialen Grundsicherung nach Deutschland gekommen ist und hier um Asyl nachsucht, hat erhebliche finanzielle Folgen für die Städte und Gemeinden, die diese Menschen versorgen müssen. Sie erhalten vom ersten Tag ihres Aufenthaltes Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz, um ihren notwendigen Bedarf an Bekleidung, Ernährung, Gesundheitspflege sowie an Gebrauchsgütern und Verbrauchsgütern des Haushaltes und ihre persönlichen Bedürfnisse des täglichen Lebens („Taschengeld“) zu decken. Zusätzlich werden Unterkunft und Hausrat gewährt sowie die Gesundheitsversorgung durch Krankenhilfe sichergestellt. Diese Bedarfsdeckung erfolgt in Einrichtungen des jeweiligen Bundeslandes vorrangig durch Sachleistungen, bei einer Unterbringung in den Städten und Gemeinden – dies ist der Regelfall – vorrangig durch Geldleistungen mit Ausnahme von Unterkunft, Hausrat und Krankenhilfe. Die Geldleistungen und der Wert der Sachleistungen übersteigen mit durchschnittlich 1000 Euro monatlich deutlich die Geldleistungen von 200 Euro, die Asylbewerber in Griechenland seit Februar 2017 nach den Angaben der Bundesregierung von den griechischen Behörden erhalten.

Sieht man das Asylbewerberleistungsgesetz Leistungskürzungen vor, wenn der Asylbewerber schon in einem anderen Mitgliedstaat der EU Schutz gefunden

hat. Dies setzt jedoch voraus, dass sich der hier lebende Asylbewerber schuldhaft weigert, Deutschland wieder zu verlassen. Davon kann hier keine Rede sein, denn das Bundesverfassungsgericht hat den Aufenthalt vorläufig erlaubt. Nach einem Aufenthalt von 15 Monaten erhält der Asylbewerber die gleiche soziale Grundsicherung wie jeder andere rechtmäßig in Deutschland lebende Ausländer. Der syrische Asylbewerber des Verfahrens vor dem Bundesverfassungsgericht lebt seit Juli 2015 in Deutschland.

Die Gleichstellung gilt zwar nicht, wenn der Ausländer seinen bisherigen Aufenthalt rechtsmissbräuchlich herbeigeführt hat. Dies trifft wegen des Beschlusses des Bundesverfassungsgerichts ebenfalls nicht zu. Sollte Griechenland die vom Bundesverfassungsgericht geforderte Zusage, bei einer Rückkehr nach Griechenland für die erste Zeit Unterkunft, Ernährung und sanitäre Einrichtungen zu gewährleisten, nicht abgeben oder die Zusage das Papier nicht wert sein, auf dem sie steht, wird das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge Abschiebungsschutz zusprechen und das Ausländeramt eine Aufenthalts-erlaubnis für Deutschland erteilen müssen mit der Folge, dass die soziale Grundsicherung nach den Maßstäben wie für Hartz-IV-Empfänger nach dem Zweiten Buch des Sozialgesetzbuches erfolgt. Es ist zu wünschen, dass es so weit nicht kommt, sondern dass die vom Bundesverfassungsgericht angeordneten Ermittlungen eine Abschiebung nach Griechenland zulassen, so dass die bisherigen Entscheidungen des Bundesamtes und des Verwaltungsgerichts Minden in der Sache bestätigt werden.

KLAUS DEIBEL, MÜNSTER

Den Zinssatz anpassen

Zu Ihrer Berichterstattung über die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur Verfassungswidrigkeit der Brennelementsteuer: Die Unternehmen rechnen neben der Rückzahlung der Brennelementsteuer mit zu zahlenden Zinsen in einer Größenordnung von mehr als 1 Milliarde Euro. Die Höhe des Zinsanspruchs beruht auf dem nicht mehr in die heutige Zeit passenden Zinssatz in Höhe von 6 Prozent in der Abgabenordnung. Es rächt

sich, dass die Politik nicht längst die überfällige Anpassung des Zinssatzes an die Marktentwicklung vorgenommen hat. Es ist nicht auszuschließen, dass der Saldo zwischen dem Volumen der Finanzbehörden zufließenden Nachzahlungszinsen und den für Erstattungsansprüche der Steuerpflichtigen anfallenden Erstattungsinsen im Jahr 2017 erstmalig für den Fiskus negativ wird.

BERND JONAS, ESSEN

Kein Trump-Gate

Zu „Trump-Gate“ von Klaus-Dieter Frankenberger (F.A.Z. vom 19. Mai): Donald Trump hatte bei den Politikbeobachtern, die ihn nicht wollten, nie die Chance auf einen positiven Blickwinkel seines täglichen Handelns und schon gar nicht seines neuen Politikstils. Und nun, wo man Trump eventuell wirklich einen Fehler nachweisen können wird, da sehen diejenigen in den Vereinigten Staaten, die Trump nun natürlich noch weniger wollen, auch noch die Chance, die Begrifflichkeit Trump-Gate zu benutzen. Ein Machtbrauch der eigentlich Nicht-Mächtigen. Man könnte also von einer gewollten Nicht-Kommunikation zwischen zwei politischen Machtblöcken in den

Vereinigten Staaten sprechen. Es ist aber keinesfalls sicher, dass Donald Trump nicht doch die vollen vier Jahre Präsident bleiben kann, Trump kann sich auf Israel verlassen, ebenso auf Russland und natürlich meistens immer noch auf die Nordamerikaner, die Trump erst vor einem halben Jahr zum Präsidenten wählten. Trotzdem wird Donald Trump über die Jahre ein prägnanter Ausdruck realer amerikanischer Gegenmachverhältnisse begleiten, diese Gegenmacht dürfte aber Trumps Macht als Präsident doch nicht dauerhaft destabilisieren können. Ein Trump-Gate könnte somit wahrscheinlich ausfallen.

DR. FRANK WOLFRAM WAGNER, LEMGO

Ohne Menschenwürde

Zum Artikel „Tag des Bösen“ (F.A.Z. vom 24. Mai): Herzlichen Dank für den sehr interessanten Artikel von Klaus-Dieter Frankenberger, der jedoch in einigen Punkten zu ergänzen ist. Der Anschlag in Manchester war keine „Tat des Bösen“, sondern eine böse Tat eines Massenmörders. Die Tat des Bösen wäre die Aktion von Übermächtigem, Teuflischem, das man hinnehmen muss, weil es in der Welt ist. Das Attentat ist keine Tat des Bösen eines negativen Wertes, sondern eine aktive böse Tat jenseits von Ruchlosigkeit, die Tat eines Unmenschen, eines Massenmörders, eines Verlierers, eines Unmenschen.

Wenn sich ein Mensch zur Bombe macht, ist er ein lebendiges Vernichtungswerkzeug ohne Menschenrechte und Menschenwürde. Die Täter sind Geschmeiß und Unrat. Sie können nur entworfen und vernichtet werden. Es fehlt eine umfassende gesellschaftliche Diskriminierung. Die Selbstmordattentäter zerstören sämtliche grundlegenden Säulen der Zivi-

lisation. Es kann kein Mitleid oder Verstehen geben, sondern nur noch Verachtung und Auslöschung, auch von Erinnerungen an diese asozialen Wesen. Es reicht nicht, mit neuer Bewaffnung und neuen Kontrollen auf den nächsten Anschlag zu warten. Das epidemische Phänomen des Selbstmordanschlags muss radikal, von der Wurzel her, bekämpft werden, zum Beispiel an den Sympathisanten. Begriffe wie Märtyrer, Extremist, Fundamentalist oder Terrorist verniedlichen den Tod der vielen Unschuldigen und verstärken die Anerkennung der klammheimlichen Unterstützung. Das Reich der selbsternannten „Märtyrer“ ist nicht mit Jungfrauen, sondern mit verwesenden Leichen bestückt. Es ist eine stinkende Müllhalde oder Jauchegrube der gescheiterten Unmenschen.

Die religiösen Bilder müssen entkleidet und diskriminiert werden, um den Sumpf der Sympathisanten auszutrocknen.

PROFESSOR DR. DR. FELIX-RÜDIGER G. GIEBLER, FRIEDRICHSTADT

Droht wieder ein Kontinentalkrieg?

Zu den Gründen für den Ersten Weltkrieg spricht Gerd Krumeich, persiflierend unter „Poincaré droht uns schon wieder. Ein vergebliches Entlastungsmanöver: Revanche war nicht das Motiv der antideutschen Bündnispolitik des französischen Präsidenten“ (F.A.Z. vom 19. April) von Deutschlands Überlegenheit gegenüber Frankreich und, sich wiederholend, vom „übermächtigen“ Deutschland. Frankreich hatte sich jedoch mit Russland verbündet. Zur vermeintlichen Übermacht Deutschlands sind angelsächsische Historiker, etwa Paul Kennedy, nicht aber der allein, näher an den Fakten: Schon 1880 hatten Deutschland und Österreich-Ungarn 700 000 Mann unter Waffen, Frankreich und Russland 1,45 Millionen; 1914 hatten Deutschland und Österreich 1,33 Millionen Mann, Frankreich und Russland 2,26 Millionen. Unter Einbeziehung Italiens auf der einen und Großbritannien auf der anderen Seite hatten Deutschland und seine Verbündeten 1,68

Millionen, die Alliierten 2,8 Millionen Mann. Woher sollen angesichts dieser seiner Übermacht die Alpträume des Raymond Poincaré stammen? Umso mehr, als schon 1906 und 1911 die Generalstäbe Frankreichs und Englands mit Beteiligung des britischen Committee on Imperial Defence die britische Unterstützung Frankreichs in einem Kontinentalkrieg festgeschrieben hatten.

Es wäre das alles nicht mehr so wichtig, röche es gegenwärtig nicht wieder nach Ähnlichkeiten zur damaligen Zeit.

GERT BUSCH, REMSCHEID

*

Von den vielen *Zuschriften*, die uns täglich erreichen und die uns wertvolle Anregungen für unsere Arbeit geben, können wir nur einen kleinen Teil veröffentlichen. Dabei kommt es nicht darauf an, ob sie Kritik oder Zustimmung enthalten. Oft müssen wir kürzen, denn möglichst viele Leser sollen zu Wort kommen. Wir lesen alle Briefe sorgfältig und beachten sie, auch wenn wir sie nicht beantworten können.

Erdbeben der Stärke 6,4 in der Ägäis-Region

ISTANBUL, 12. Juni (dpa). Ein starkes Erdbeben hat die Ägäis erschüttert und mindestens ein Menschenleben gefordert. Nach Angaben des Helmholtz-Zentrums in Potsdam hatte das Beben eine Stärke von 6,4. Auf der Insel Lesbos starb nach griechischen Medienberichten eine Frau in den Trümmern ihres Hauses, mindestens zwölf Menschen wurden verletzt. Eine Frau konnte verletzt nach Stunden von der Feuerwehr geborgen werden. Von den Verletzten sei niemand in Lebensgefahr, berichteten Ärzte. Das Zentrum des Seebebens lag etwa zehn Kilometer unter dem Meeresboden der Ägäis zwischen Lesbos und der türkischen Küstenmetropole Izmir. Die Stöße waren noch im 330 Kilometer entfernten Istanbul und im etwa 300 Kilometer entfernten Athen zu spüren. Es kam zu einem kleinen Tsunami, der aber keine Schäden anrichtete, berichtete der Leiter des griechischen Geodynamischen Instituts, Efthymios Lekkas.

Am schlimmsten wurde nach Angaben des Bürgermeisters der Inselhauptstadt von Lesbos, Spyros Galinos, die Ortschaft Vrises getroffen. Auch in der Ortschaft Plomari wurden mehrere Häuser schwer beschädigt, wie Augenzeugen im Fernsehen berichteten. Zahlreiche Straßen seien unpassierbar nach Erdbeben, teilte der griechische Verkehrsminister Christos Spirtzis mit. Seismologen rieten den Menschen, deren Häuser beschädigt wurden, im Freien zu bleiben. Der Gouverneur der türkischen Provinz Izmir, Erol Ayyıldız, sagte der staatlichen Nachrichtenagentur Anadolu, nach ersten Erkenntnissen gebe es weder Opfer noch Schäden zu beklagen.

Opfer entlasten Schwester Ewa

skem. FRANKFURT, 12. Juni. Im Prozess gegen die Frankfurter Rapperin Ewa Malanda alias Schwester Ewa haben die Opfer die Angeklagte am Montag entlastet. Malanda soll vier Frauen zur Prostitution gezwungen haben, was die Angeklagte am ersten Verhandlungstag bestritten hatte. Sie hatte jedoch gestanden, die Frauen, die für sie gearbeitet hatten, mehrfach geschlagen zu haben. Die Opfer, von denen eines damals noch minderjährig war, bestätigten diese Darstellung vor Gericht. Zwei von ihnen gaben an, schon vor der Bekanntschaft mit Malanda anschaufen gegangen zu sein. Die Rapperin wandle sich im Gerichtssaal persönlich an die Frauen und bat sie für die Schläge um Entschuldigung. Das Urteil soll am 20. Juni fallen.

Im Wiesbadener Fall Haftbefehle beantragt

tür. WIESBADEN, 12. Juni. Die Staatsanwaltschaft Wiesbaden hat gegen zwei mutmaßliche Messerstecher im Alter von 24 und 23 Jahren Haftbefehl beantragt, im einen Fall wegen Totschlags und gefährlicher Körperverletzung, im anderen Fall wegen versuchter Totschlags und gefährlicher Körperverletzung. Nach derzeitigem Stand der Ermittlungen waren die beiden polizeibekannt Deutschen, die bisher keine Angaben gemacht haben, in der Nacht zum Sonntag von einem Dritten telefonisch in die Innenstadt von Wiesbaden gerufen worden. Wie die Staatsanwaltschaft mitteilte, war es zuvor zu einer verbalen Auseinandersetzung dieses 22 Jahre alten Deutschen mit einer Gruppe von sechs jungen Männern gekommen, zu denen auch der durch einen Stich ins Herz getötete 19 Jahre alte Albaner gehörte. Die Ursache des Streits ist unklar, es handelt sich aber wohl um eine Nichtigkeit, einen „ethnischen Hintergrund“ gebe es nach derzeitigem Stand nicht. Mit den Worten „Da sind die Pisser“ habe der Dritte seine hinzugekommenen Freunde auf die Sechsergruppe aufmerksam gemacht. Im Laufe des Streits sollen zwei Messer zum Einsatz gekommen sein, ein Schwerverletzter, dessen Bauchspeicheldrüse getroffen wurde, befindet sich auf dem Weg der Besserung. Zwei der Verdächtigen waren am Sonntag festgenommen worden, der Hauptverdächtige stellte sich am Montag.

Tatverdächtiger gesteht Prostituiertenmorde

NÜRNBERG, 12. Juni (dpa). Nach den beiden Prostituiertenmorden in Nürnberg hat der festgenommene Tatverdächtige ein umfassendes Geständnis abgelegt. „Er hat Täterwissen preisgegeben“, teilte die Polizei am Montag mit. An beiden Tatorten seien DNA-Spuren des 21 Jahre alten Nürnbergers Felix R. sichergestellt worden. Als Motiv habe der Arbeitslose Streitigkeiten mit den beiden Frauen genannt. Die Polizei kam dem Verdächtigen nach der Auswertung der Telefonverbindungsdaten von einer der getöteten Prostituierten auf die Spur. Am 24. Mai war in Nürnberg eine 22 Jahre alte rumänische Prostituierte ermordet worden, am 5. Juni eine 44 Jahre alte Chinesin.



Unterversorgt: Der Arzt Tom Durrands kann oft nicht mehr helfen, weil das Krankenhaus in Makeni im Norden von Sierra Leone schlecht ausgestattet ist.

Foto Alexander Davydov

Die Hilfe scheitert an begrenzten Mitteln

Lassa-Fieber ist fast so tödlich wie Ebola. In Sierra Leone sterben viele Kinder, weil sie mangelernährt und besonders anfällig sind.

Von Alexander Davydov

MAKENI, im Juni. Die schwüle Hitze hat Makeni im Norden Sierra Leones im Griff. Das Thermometer im Magbenteh-Krankenhaus zeigt schon am Morgen mehr als 30 Grad an. Tom Durrands wird wegen eines akuten Notfalls in die Kinderstation gerufen. Der britische Tropenmediziner findet ein vierjähriges Mädchen vor, das unter einem starken Fieberschub unkontrolliert zuckt. Es ist kaum noch bei Bewusstsein, die Atmung ist flach und rasend. Mit den beschränkten medizinischen Mitteln versucht Durrands alles, das Kind zu retten. Plötzlich blutet das Mädchen aus Nase, Mund und Ohren, dann hat der Toteskampf ein Ende. Es vergehen noch einige Minuten, bis die Eltern die Situation begriffen haben, dann brechen sie schreiend zusammen und kauern auf den kalten Fliesen der Station. Das weiße Hemd des Arztes, durch die Feuchtigkeit fast transparent, klebt am Körper. Durrands verlässt wortlos den Raum ins Freie.

„Das Kind kam mit einer schweren Malariaerkrankung hierher“, sagt der Sechszwanzigjährige. „Wir hatten sie wieder stabilisiert, und dann das.“ Er vermutet eine Infektion mit dem Lassa-Fieber. Das hochansteckende Virus wird wegen der ähnlichen Symptomatik auch „Ebola

light“ genannt. Nur die Mortalitätsrate ist etwas geringer. Immer wieder verzeichnet das Land kleinere Ausbrüche. Zurzeit sind etwa 50 Lassa-Fälle im Osten des Landes bestätigt. Die Übertragung erfolgt häufig durch den Urin von Nagetieren. Da besonders viele Kinder mit dem Kopf auf dem Boden schlafen, kommt es so schnell zum Kontakt. „In einigen Stunden wird ein Spezialteam den Leichnam abholen und auf Lassa und Ebola testen. Wenn wir Glück haben, wissen wir in einigen Tagen genau, warum das Mädchen sterben musste.“ Durrands' Stimme klingt bitter angesichts des unüberwindbaren Gegners. Sierra Leone hat eine der höchsten Kindersterblichkeitsraten der Welt. Nach Angaben von Unicef stirbt in dem bitterarmen Land jedes siebte Kind vor seinem fünften Lebensjahr. Etwa 40 Prozent aller Todesfälle sind auf Malaria zurückzuführen.

„Viele dieser Todesfälle ließen sich vermeiden“, sagt Durrands. „Es fängt schon beim Essen an. Viele Kinder, die zu uns kommen, sind extrem mangelernährt. Das macht ihr ohnehin schwaches Immunsystem besonders angreifbar.“ Eine Mitschuld an diesem Zustand sieht der Arzt auch bei westlichen Lebensmittelherstellern. So wirbt ein Konzern für Milchpulver. Trotz hoher Kosten wird das Produkt als „Superfood“ teilweise exzessiv genutzt – bis hin zum kompletten Muttermilchersatz. Für Durrands ist das ein Beispiel fehlgeleiteter Entwicklungshilfe.

Mühsam betreibt der Brite Aufklärungsarbeit und überzeugt die Eltern von ausgewogener Ernährung und hygienischen Vorkehrungen. Doch gegenüber der westlichen Medizin herrscht ein großes Misstrauen. Der Aberglauben und mögliche Kosten lässt Eltern einen Krankenhausbesuch hinausögern. Laut einem Bericht der Vereinten Nationen leben mehr als 60 Prozent

der Bevölkerung von weniger als 1,25 Dollar am Tag. Zwar sollen nun in Kenia, Ghana und Malawi Impfungen gegen Malaria getestet werden. Doch für die Menschen in Sierra Leone ist das nicht geplant.

„Die Eltern versuchen zunächst ihr Glück bei den günstigeren Medizinmännern“, sagt Durrands. „Durch deren Behandlung verschlimmert sich die Lage oft. Wenn die Kinder schließlich zu uns kommen, können auch wir meist nichts mehr tun.“ Wer in Sierra Leone helfen will, braucht einen langen Atem. Salieu Turay, der Chefarzt des Krankenhauses, hat mehr als 35 Jahre als Internist in Deutschland praktiziert. Seit einigen Jahren lebt er wieder in seiner sierraleonischen Heimat und versucht, seinem Land zu helfen. Turay appelliert an die Mitarbeiter, die Menschen besser aufzuklären. „Wir sind Vorbilder. Wir müssen mit kompetenter Arbeit dafür sorgen, dass es vor allem unseren empfindlichsten Patienten gutgeht. Das fängt mit den Krankenpflegern an und endet bei uns Ärzten.“

Aber auch das Magbenteh-Krankenhaus kämpft ums Überleben. „Seit Monaten fehlt es uns an ausreichend Kapital, um einen einwandfreien Betrieb zu garantieren“, sagt Viviana Granobles. Die Entwicklungshelferin leitet das Krankenhaus für die Hilfsorganisation Swiss Sierra Leone Development Foundation. Die laufenden Kosten werden durch private Unternehmen gedeckt, deren Mitarbeiter behandelt werden, durch staatliche Subventionen und private Spender. „Wegen der verheerenden Ebola-Epidemie 2014 haben jedoch immer mehr ausländische Firmen Sierra Leone verlassen“, sagt Granobles. „Dadurch fehlt es dem Land an Steuereinnahmen. Zahlreiche staatliche Programme wurden deswegen schon gestrichen, darunter die unentgeltliche Behandlung der unter Fünfjährigen.“

Im Magbenteh-Krankenhaus spürt man die Kürzungen. Von 150 Kindern täglich könne man nur noch die ersten 20 unentgeltlich behandeln. Alle anderen müsse man abweisen. „Wenn Politiker großer Nationen internationale Hilfsmittel kürzen oder Investoren sich wegen Volksentscheidungen in Europa zurückziehen, spüren wir die Folgen“, sagt die Einundvierzigjährige. „Ich glaube aber daran, dass wir diese Krise überleben können. Wir arbeiten nach dem Prinzip Hoffnung.“

Am nächsten Tag erreicht ein Spezialtransporter das Krankenhaus. Das District-Health-Management-Team soll den Leichnam des Mädchens nach Kenema bringen, etwa 200 Kilometer östlich gelegen. Dort befindet sich die einzige Station im ganzen Land, an der Ebola und Lassa nachgewiesen werden können. Neugierige haben sich um den Wagen versammelt. Ein Raunen geht durch die Reihen, als Männer in Schutzanzügen aus gelbem Latex mit einer Trage die Kinderstation verlassen. „Die Arbeit verlangt einem oft psychisch viel ab“, sagt Durrands. „Doch das Schlimmste für mich: den Kindern eigentlich helfen zu können, aber an den beschränkten Mitteln zu scheitern.“

Über sein Handy erreicht Durrands die Meldung, dass Ebola wieder ausgebrochen sei, 3000 Kilometer östlich in der Demokratischen Republik Kongo. Nun kann er sich nur noch bemühen, den Tag mit etwas Positivem zu beenden. Ein Motorradtaxi fährt ihn zu einer Bar, in der am Abend ein Fußballspiel übertragen wird. Am Ziel angekommen, zählt der Mediziner seine zerknüllten Banknoten. Aus Gewohnheit will Durrands dem Fahrer zum Abschied noch die Hand schütteln. Doch der Mann weicht instinktiv zurück, als sei der Arzt kontaminiert. Angst hat sich in Sierra Leone schon immer am schnellsten übertragen.

Historischer Durchbruch

Der Umbau der Emscher schreitet voran

OBERHAUSEN, 12. Juni. Für die beiden Tunnelbohrmaschinen des Abwasserkanals Emscher (AKE) ist es am frühen Montagmorgen in Oberhausen-Biefang nur noch eine kleine Strecke, dann durchbrechen sie in 40 Meter Tiefe mit mahelndem Tosen die Beton-Spundwand. Für das Ruhrgebiet aber ist die sogenannte Zieleinfahrt ein historischer Schritt. Nun kann die Schlussphase des Umbaus der Emscher beginnen.

Wie kein anderes Projekt verändert dieser Umbau das Ruhrgebiet. Denn endlich wird die größte Industrieregion Europas eine zeitgemäße Kanalisation bekommen. Bis 2020 will die Emschergenossenschaft unterirdische Kanäle auf rund 400 Kilometer Länge im Ruhrgebiet verlegt haben. Dann werden die Emscher und ihre Nebenflüsse nirgendwo mehr stinkende Kloaken sein. Nur noch sauberes Fluss- und Regenwasser wird in ihnen fließen. Kernstück des Emscher-Umbaus ist der AKE, der 51 Kilometer von Dortmund bis kurz vor die Emscher-Mündung in den Rhein bei Dinslaken verläuft und in seinen parallel liegenden Röhren bald die Abwasserfluten von 1,8 Millionen Menschen aus dem nördlichen Ruhrgebiet sammeln wird. Auf dem Weg gen Westen muss das Abwasser in drei gigantischen Pumpwerken gehoben werden – das letzte soll in ebener Zielgrube entstehen, in der am Montag die beiden Bohrmaschinen angekommen sind.

„Der Abwasserkanal Emscher ist die Voraussetzung dafür, dass wir den zentralen Fluss des Ruhrgebiets vom Schmutz befreien und revitalisieren können“, sagt Uli Paetzl, der Vorstandsvorsitzende der Emschergenossenschaft. Ist alles fertig, erstreckt sich auf der Länge von 350 Kilometern eine neue, alte Flusslandschaft, die Großstädte wie Dortmund, Bochum, Gelsenkirchen, Duisburg und eben Oberhausen miteinander verbindet.

Der rund 5,3 Milliarden Euro teure Emscher-Umbau läuft schon seit 1992 und ist das zweite Generationenprojekt der Genossenschaft. Als sie 1899 gegründet wurde, stand sie vor der Herkulesaufgabe, das damalige Emscher-Problem zu lösen. Immer mehr Abwässer der wuchernden Ruhrgebietsstädte sowie das Grubenwasser wurden in den träge vor sich hin mäandrierenden Fluss geleitet. Durch den Bergbau kam es zu großflächigen Senkungen, weshalb die Emscher nicht mehr abfließen konnte. Schnell breiteten sich Krankheiten wie Typhus, Cholera oder Malaria aus. Also begründete die Genossenschaft den Fluss und legte ihn in Betonschalen.

Der radikale Eingriff war eine hygienepolitische Großtat. Doch die Emscher war nun nur noch ein stinkendes „Köttelbecken“ wie die Leute im Ruhrgebiet sagen. Erst als mit dem Bergbau auch die Zeit der Bergsenkungen zu Ende war, konnte mit dem Bau unterirdischer Kanäle begonnen werden. REINER BURGER

Nachwuchs für Shin Shin

Im Zoo von Tokio wird ein Pandabären-Junges geboren

pwe. TOKIO, 12. Juni. Erstmals seit 2012 wurde im Zoo von Tokio ein Pandabären-Nachwuchs. Die Panda-Dame Shin Shin brachte am Montagvormittag ein Junges zur Welt. Noch steht nicht fest, ob es männlich oder weiblich Geschlechts ist. Die Nachricht wurde in Japan erfreut aufgenommen. Dem öffentlich-rechtlichen Nachrichtensender NHK war es eine Eilmeldung wert. Shin Shin und ihr männlicher Gefährte Ri Ri sind die größte Attraktion im Zoo von Tokio. Vor dem Gehege, das gleich beim Haupteingang liegt, ste-



Geschützt im Maul: Shin Shin und ihr Junges im Zoo von Tokio

Foto Reuters

hen üblicherweise lange Besucherschlangen. Die Pandabärin Shin Shin hatte im Jahr 2012 schon einmal Nachwuchs bekommen. Der kleine Pandabär verendete damals allerdings sechs Tage nach der Geburt an einer Lungenentzündung.

Die größte Freude macht der Bärennachwuchs dem Einzelhandel im Stadtteil Ueno. Das Besucherinteresse am Zoo wird in den nächsten Wochen noch größer werden. Schon am Montag hatten Lebensmittelgeschäfte ihre Waren angepasst. Reisschalen zum Beispiel gab es mit Pandabären-Mustern. Die Aktie des Restaurantbetreibers Totenko, der in der Nähe des Zoos ein chinesisches Restaurant unterhält, stieg am Montag zeitweise um etwa 40 Prozent und lag am Handelsschluss noch 6,7 Prozent im Plus.

Das Pandabären-Paar Shin Shin und Ri Ri sind seit dem Jahr 2011 im Zoo von Tokio und für die Dauer von zehn Jahren von China ausgeliehen. Die Stadtregierung von Tokio zahlt für den Besuchermagneten jedes Jahr 950 000 Dollar als Spende für die Panda-Forschung in China. Weil das Elternpaar China gehört, muss Tokio gemäß der Übereinkunft den jungen Pandabären nach 24 Monaten der Volksrepublik überlassen. Die seltenen Pandabären sind für China ein Mittel der Diplomatie. Das erste Pandabären-Paar kam 1972 nach Tokio, um die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zu feiern.

Schon jeder dritte Mensch leidet an Übergewicht

pps. FRANKFURT, 12. Juni. Im Jahr 2015 waren mehr als 700 Millionen Menschen auf der Welt fettleibig, unter ihnen 100 Millionen Kinder. Das ergab die Studie eines internationalen Forscherteams, das Daten in aller Welt ausgewertet und am Montag im „New England Journal of Medicine“ vorstellte. Die Zahl der Fettleibigen hat sich demnach in 73 Ländern seit 1980 verdoppelt. Unter den 20 bevölkerungsreichsten Ländern der Welt liegen die Vereinigten Staaten bei der Rate fettleibiger Kinder und junger Erwachsener mit einem Anteil von 13 Prozent an der Spitze. Bei älteren Erwachsenen ist Fettleibigkeit mit einem Anteil von 35 Prozent in Ägypten besonders verbreitet.

Von extremem Übergewicht oder Adipositas sprechen Mediziner, wenn der Körper-Masse-Index (BMI) 30 beträgt. Beim BMI wird das Gewicht in Kilogramm durch das Quadrat der Größe in Metern geteilt. Ein 1,80 Meter großer Mann gilt bei einem Gewicht von etwa 98 Kilogramm als fettleibig (98 : 1,80 : 1,80 = 30,25), von gut 80 Kilogramm an ist er übergewichtig.

Nach Angaben des an der Studie beteiligten „Institute for Health Metrics and Evaluation“ der Universität von Washington in Seattle waren 2015 rund 2,2 Milliarden Menschen zumindest übergewichtig – das entspricht etwa 30 Prozent der Weltbevölkerung. Übergewicht und Fettleibigkeit sind eine der größten gesundheitlichen Herausforderungen unserer Zeit. Das Risiko, vorzeitig zu sterben, ist groß. Die Autoren gehen von vier Millionen Menschen aus, die 2015 aufgrund eines erhöhten BMI-Wertes gestorben sind – meist wegen Herz-Kreislauf-Erkrankungen, gefolgt von Diabetes, Nierenerkrankungen und Krebs. 120 Millionen Menschen konnten aufgrund ihres Übergewichts kein beschwerdefreies Leben führen. Sie sind im Alltag so stark beeinträchtigt, dass sie als behindert gelten.

449 Bergsteiger auf dem Mount Everest

nle. FRANKFURT, 12. Juni. Mindestens 449 Bergsteiger haben nach Angaben des nepalesischen Tourismusministeriums in der nun zu Ende gegangenen Frühjahrssaison den Gipfel des Mount Everest von der Südseite aus erreicht. Darunter seien 190 Ausländer gewesen. 164 ausländische Kletterer, die eine der 11 000 Dollar teuren Genehmigungen für den Mount Everest erworben hatten, schafften es demnach nicht auf den Gipfel. Sechs Alpinisten kamen im Frühjahr am höchsten Berg der Welt (8848 Meter) ums Leben. Der benachbarte Lhotse (8516 Meter), der vierthöchste Berg der Welt, verzeichnete laut der Behörde in dieser Zeit 95 Besteigungen. Auf dem Dhaulagiri (8167 Meter) standen 59 Bergsteiger, auf dem Makalu (8463 Meter) 26. Unter den zwölf Besteigern der Annapurna (8091 Meter) waren die Italiener Nives Meroi und Romano Benet, die als erstes Ehepaar alle 14 Achttausender schafften – jeweils ohne künstlichen Sauerstoff.

Kurze Meldungen

Michael Jordan hat noch immer einen besonderen Wert: Die Turnschuhe, die der amerikanische Basketballspieler während seines Olympiasiegs 1984 in Los Angeles trug, sind am Sonntag für mehr als 190 000 Dollar (rund 170 000 Euro) versteigert worden. Mit den weiß-blauen Schuhen der Marke Converse an den Füßen erzielte Jordan 20 Punkte im Finale gegen Spanien. Die Mannschaft unter Trainer Bobby Knight hatte alle acht Olympia-Spiele für sich entschieden und gewann durch das 96:65 gegen Spanien die Goldmedaille. Nach dem Olympiasieg schenkte Jordan seine Glücksschuhe einem Elfling, wie das Auktionshaus SCP mitteilte. Es sind Jordans letzte Basketballschuhe, die nicht von Nike waren – der Ausnahmesportler hatte nach den Spielen einen 500 000-Dollar-Vertrag mit dem Hersteller geschlossen. Wer den Zuschlag bei der Online-Auktion bekam, wurde nicht mitgeteilt. Ein anderes Paar Schuhe von Michael Jordan war 2013 für rund 104 000 Dollar versteigert worden. (AFP)

Benjamin Netanjahu und seiner Frau Sara hat ein israelisches Gericht wegen übler Nachrede eine Entschädigung von 100 000 Shekel (rund 25 000 Euro) zugesprochen. Das Gericht folgte am Sonntag teilweise einer Klage des Ehepaars gegen den Journalisten Igal Saran von der Boulevardzeitung „Jediot Achronot“, der ohne überprüfbare Quellen von einem Ehebreit des israelischen Ministerpräsidenten und seiner Frau berichtet hatte. Benjamin Netanjahu hatte die Schilderungen vor Gericht als „falsch“, „absurd“ und „lächerlich“ bezeichnet. Der Journalist hatte vor Gericht ausgesagt, seine Informanten hätten „nicht kommen wollen“, er könne sie nicht zwingen. Benjamin und Sara Netanjahu sind seit 1991 verheiratet. Sie haben zwei Söhne. Über die Frau des Regierungschefs gibt es zweifelnde Berichte, in denen ihr ein schwieriger Charakter nachgesagt wird. (AFP)

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Backen aufgeblasen

Die Namen Pistorius, Lewentz und Scholz sollen der SPD den Ruf zurückerobern, für den früher ein einziger Name reichte: Schily. Dessen Donnerhall ist so verklungen, dass beim Stichwort „innere Sicherheit“ das SPD-Echo „Gerechtigkeit“ ziemlich dünn wirkt. Spätestens nach der Niederlage in NRW muss sich daran etwas ändern. Die Innenministerkonferenz wird deshalb harmonischer verlaufen als so manche Konferenz der zurückliegenden Legislaturperiode. Nicht nur SMS abhören, sondern auch Whatsapp und andere Messenger-Dienste? Kein Problem! Polizei und Nachrichtendienste liegen der großen Koalition damit zwar schon seit Jahren in den Ohren. Aber die SPD kann den Grünen die Schuld geben, dass daraus nicht längst ein Gesetz geworden ist. Was für die SPD die Grünen, ist für die CDU die FDP. Das zeigt wiederum NRW, wo die Schleierfahndung mit der FDP nicht zu machen ist. Deshalb nennt man dort die liberale Variante nun „strategische Fahndung“ – ein Fehler. Denn so sitzt auch die CDU im SPD-Boot: Innere Sicherheit lässt sich nicht dadurch herstellen, einfach die Backen aufzublasen. kum.

Hätte, hätte

Die Reaktionen von Spitzenpolitikern der Sozialdemokraten wie der Grünen auf den Parteitag der Linken sind einander verblüffend ähnlich. Natürlich, so der Tenor, dürfe man prinzipiell Gespräche mit keiner Partei abschließen, die auf dem Boden des Grundgesetzes stehe. Aber es sei ja die Linke selbst, die mit einem Gutteil ihres Programms und ihres Personals alle Machtoptionen ausschließe. Doch so objektiv misslich diese Situation aus der Sicht vieler Sozialdemokraten und Grünen ist, weil so wohl keine Regierung gegen die Unionsparteien gebildet werden kann, so subjektiv entlastend ist für den Moment das Irrlichtern der Linken – die Selbst(er)findungsprozesse binden zu viele Ressourcen, als dass man das Gespenst Rot-Rot-Grün jeden Tag aufs Neue bannen könnte. Ohnedies sind letzte Worte längst nicht gesprochen. Sonst stünden die Thüringer Grünen nicht treu zu Ministerpräsident Bodo Ramelow, hätte Martin Schulz vor der Saarland-Wahl nicht mit Rot-Rot-Grün geliebäugelt, hätte Hannelore Kraft ein Zusammengehen von SPD und Linken in NRW kategorisch ausgeschlossen. D.D.

Blasse Sterne

Von Kommunalwahlen kann man nicht ohne weiteres auf die nationale Stimmung schließen, denn es geht ja stets um die Lage an einem bestimmten Ort. Trotzdem dürfte es kein Zufall sein, dass die Fünf-Sterne-Bewegung in vielen Städten und Gemeinden Italiens so schlecht abgeschnitten hat. Diese populistische Bewegung, die sich nicht in das klassische Links-rechts-Schema einordnen lässt, ist im Kern eine Protestveranstaltung. Wo sie politische Verantwortung übernommen hat, in Rom etwa, hat sie wenig vorzuweisen. Auch der autoritäre Führungsstil ihres Gründers dürfte Wähler abschrecken. Das alles passt ganz gut ins gesamteuropäische Bild, denn seit dem Brexit-Referendum haben Populisten von rechts wie links keine bedeutende Wahl gewinnen können, obwohl ihnen das viele zugetraut haben. Offenbar sind die Wähler in vielen Ländern zum Schluss gekommen, dass sich die komplexen Probleme der Gegenwart nicht mit Geschrei und Haudraufparolen lösen lassen. Eine Bestätigung für ihre Durchwurstelei sollten die etablierten Parteien darin aber nicht sehen, schon gar nicht in Italien. nbu.

Protest und Provokation

Viele AfD-Fraktionen in Landtagen scheuen die Sacharbeit / Von Rüdiger Soldt

STUTT GART, 12. Juni Abgeordnete der AfD sitzen mittlerweile in 13 Landesparlamenten. Die meisten Abgeordneten haben vor allem mit einer Frage zu tun: Ziehen sie eine rote Linie zum rechten Narrensäum, oder tun sie das nicht? Im Südwesten prägte die Auseinandersetzung mit dem antisemitischen Abgeordneten Wolfgang Gedeon die Diskussionen und Machtkämpfe. In Sachsen streitet die AfD gerade mal wieder über ihren Umgang mit der Pegida-Bewegung.

Knapp drei Jahre nach dem erstmaligen Einzug von AfD-Abgeordneten in einen Landtag liegt nun die erste Untersuchung von Politikwissenschaftlern vor, die das Agieren und Auftreten der neuen Partei in zehn Landesparlamenten vergleichend untersucht haben. Wolfgang Schroeder, Bernhard Weßels, Christian Neusser und Alexander Berzel haben in einer vom „Wissenschaftszentrum Berlin“ (WZB) und der Universität Kassel veröffentlichten Studie erforscht, aus welchen Schichten und Parteien diese 153 Abgeordneten stammen, welche Berufsgruppen dominieren und welche Rolle die Politiker im Parlamentsalltag spielen.

Die Landtagsfraktionen im Saarland, in Nordrhein-Westfalen und Schleswig-Holstein haben die Politikwissenschaftler noch nicht einbezogen, dennoch dürfte es die umfassende Untersuchung zu dieser neuen Partei sein. Für das Autorenteam ist die AfD eine Partei, in der sich „situationale Empörte“, „Rechtspopulisten“ und „Rechtsextremisten“ zusammenfinden haben. Parlamentssoziologisch haben sie über die AfD-Abgeordneten herausgefunden, dass diese keineswegs nur Neulinge

im politischen Geschäft sind: 47 Prozent aller Mandatsträger in den Landtagen haben politische Vorerfahrung, ihr Weg führte also nicht direkt vom Stammtisch in den Plenarsaal. Fast die Hälfte aller AfD-Abgeordneten in den untersuchten Landtagen war zuvor in der CDU, zwölf Prozent waren in der FDP und zehn Prozent in der SPD.

Angesichts der zahlreichen radikalen Diskussionen über Flüchtlings- und Geschichtspolitik überrascht nicht, dass der Anteil derjenigen Landtagsabgeordneten

Viele Abgeordnete haben politische Erfahrung. Ihr Weg führte also nicht vom Stammtisch ins Parlament.

ten, die zuvor in einer rechtsextremistischen oder rechtspopulistischen Partei Mitglied waren, mit 21 Prozent ziemlich hoch ist.

Soziologisch ist bei den Mandatsträgern ein hoher Anteil an Selbständigen, Freiberuflern, Angehörigen der Sicherheitsberufe und Erwerbslosen auffällig. Angestellte und Arbeiter sind in der AfD schwächer repräsentiert als in den sogenannten etablierten Parteien. Der Anteil männlicher Abgeordneter ist höher als in den jeweiligen Landtagen insgesamt. Der Männeranteil in den zehn untersuchten Parlamenten liegt insgesamt bei zwei Dritteln, bei der AfD jedoch bei gut 85 Prozent. „Frauen sind in den AfD-Fraktionen eine kleine Minderheit“, schreiben die Autoren.

Für die Gruppendynamik der Fraktionen dürfte noch ein weiterer Befund der Studie interessant sein: Für 21 Prozent der AfD-Abgeordneten ist der Einzug ins Parlament mit einem deutlichen sozialen Aufstieg verbunden. Die Neigung dieser Aufsteiger, ihren Aufstieg zu perpetuieren, dürfte entsprechend ausgeprägt sein. Erkennbar ist, dass Selbständige und Freiberufler, deren finanzielle Situation zuvor unbefriedigend, wenn nicht sogar prekär war, sich mit der parlamentarischen Tätigkeit eine neue Existenzgrundlage geschaffen haben.

In die tagespolitische parlamentarische Arbeit haben sich die AfD-Abgeordneten größtenteils mit Kleinen Anfragen eingebracht. Thematisch überwogen dabei – anders als bei CDU, SPD, Grünen sowie FDP – die Themen Migration, Integration, Flüchtlinge und Linksextremismus. Zeitaufwendige, komplexe Große Anfragen stellten die AfD-Fraktionen wesentlich seltener. „Die parlamentarische Professionalisierung verläuft schleppend“, schreiben Schroeder, Weßels, Neusser und Berzel.

Fast alle AfD-Fraktionen haben bis heute große Schwierigkeiten, einen funktionsfähigen Apparat mit den erforderlichen Beratern, Mitarbeitern und kompetenten Juristen in den Landesparlamenten aufzubauen. Ein solcher Apparat kann nicht nur zur Stabilisierung und Verbesserung der Qualität der politischen Arbeit beitragen – die Autoren weisen auch zu Recht darauf hin, dass die längerfristige Etablierung der AfD davon abhängt. Der Mitarbeiterstab von Abgeordneten der Fraktionen ist immer ein Reservoir für künftiges Personal und muss es auch sein.

Die Autoren der Studie halten die Frage für offen, ob die AfD sich in den kommenden Jahren weiter professionalisieren und deradikalisieren wird oder ob sie sich sogar weiter radikalisiert und die Landtage nur als Bühne benutzt, um sich von der politischen Klasse und dem „Establishment“ zu distanzieren. In einigen Landesverbänden wird über die Frage konstruktive Opposition oder Systemdestruktion gestritten. Alle Landtagsfraktionen nutzen die „sozialen Medien“ als Gegenöffentlichkeit. Damit kompensiere die Partei auch das Fehlen von Vorförderorganisationen, schreiben die Wissenschaftler. „Im Kern geht es der AfD in den Parlamenten weniger um eine konstruktive Kontrolle der Regierung, sondern vielmehr um Protest und Provokation.“

Gleichwohl könne die Existenz der AfD im parlamentarischen System auch positive Effekte haben: Die neue Partei habe „rechts von der Union“ eine Repräsentationslücke besetzt, die anderen Parteien seien sensibler für manche Themen der AfD geworden. Alle zehn untersuchten Landtagsfraktionen hätten insgesamt etwa elf Millionen Euro für ihre politische Arbeit zur Verfügung. Den Versuch, parlamentsorientiert zu arbeiten, würden aber nur die AfD-Landtagsfraktionen in Berlin, Sachsen, Rheinland-Pfalz und – mit Abstrichen – in der Hamburger Bürgerschaft unternehmen. Die Abgeordneten in den Landtagen in Schwerin, Magdeburg, Stuttgart, Potsdam und Erfurt hätten sich eher auf einen „bewegungsorientierten Oppositionskurs“ festgelegt und nur geringes Interesse an oppositioneller Sacharbeit. Von ihnen wird man wohl auch in den kommenden Jahren vor allem in den sozialen Medien viele systemoppositionelle Aussagen zu lesen bekommen.



Marie LEBEC

Foto Getty

Voller Energie

Der politische Erneuerungsprozess in Frankreich erhält ein Gesicht: die 26 Jahre alte Marie Lebec, eine Frau mit Pferdeschwanz und gewinnendem Lächeln. Sie ist die jüngste Kandidatin, die von Emmanuel Macrons Bewegung La République en marche (LREM) aufgestellt wurde. Nach dem ersten Wahlgang hat sie beste Aussichten, am kommenden Sonntag in die Nationalversammlung einzuziehen. Ihren ersten Wahlkampf hat Lebec bereits als Oberschülerin bestritten. Die Tochter aus bürgerlichem Hause, die im grünen Vorort Louveciennes bei Paris aufwuchs, schwor vor einem Jahrzehnt auf Nicolas Sarkozy. Sie verteilte Flugblätter und organisierte Debatten an ihrem Gymnasium, damit Sarkozy zum Präsidenten gewählt würde. Doch ihre politische Jugendliebe enttäuschte sie. „Seinem Reformelan folgten keine Taten“, sagt sie rückblickend.

Lebec zog zum Studium der Politischen Wissenschaften in die Weinstadt Bordeaux. Mit dem Abschluss von „Sciences Po“ bewarb sie sich in der Nationalversammlung als parlamentarische Mitarbeiterin und sammelte beim sozialistischen Abgeordneten Christian Franqueville erste Berufserfahrungen. Lebec war schockiert, dass nicht das übergeordnete Interesse des Landes, sondern Lagerdenken das Abstimmungsverhalten in der Nationalversammlung bestimmte. Das habe sie sehr gestört. Viele Abgeordnete hätten ihr gesagt, sie wollten nicht mit dem nach Wirtschaftsminister Macron benannten Gesetz in Verbindung gebracht werden, um ihre Wiederwahlchancen zu bewahren. „Ich habe mir gesagt, wenn wir auf diese Weise Politik machen, bringen wir unser Land nicht voran“, sagte Lebec. Sie wechselte als politische Beraterin zur privaten Lobbyfirma Euralia.

Gleich im April 2016, als Macron seine Bewegung begründete, schrieb sie sich per Internet ein und wurde in der Jugendorganisation von En marche („Jeunes avec Macron“) aktiv. Die energiegeliche Frau zögerte nicht, sich als Kandidatin für die Parlamentswahl zu bewerben. „Aber ich machte mir kaum Hoffnungen, dass sie mich auswählen würden“, sagt sie. Doch sie wurde für ihren Heimatwahlkreis im westlichen Speckgürtel von Paris aufgestellt, der auch die Kommunen Chatou, Houilles und Port-Marly umfasst.

Eigentlich ist dieser Wahlkreis fest in rechtsbürgerlicher Hand. Zuletzt gelang es dem späteren sozialdemokratischen Premierminister Michel Rocard 1969, hier die rechte Vorherrschaft zu brechen. Marie Lebec aber brachte es aus dem Stand im ersten Wahlgang auf 47,9 Prozent der Stimmen. Ihr Gegner von den Republikanern, der Bürgermeister von Chatou, erhielt nur 22,4 Prozent. Lebec feierte ihren ersten Erfolg mit dem Versprechen, eine Abgeordnete für alle Altersklassen sein zu wollen. Ihr gefalle es nicht, dass sie auf ihr Alter reduziert werde. Auch den von ihrem politischen Gegner erhobenen Vorwurf der Unerfahrenheit weist sie zurück. Als parlamentarische Mitarbeiterin habe sie gelernt, wie Änderungsanträge formuliert werden. „Ich weiß auch schon, in welchem Ausschuss ich gern sitzen würde“, sagt Lebec. MICHAELA WIEGEL

Die Zerstörung des Weltkulturerbes

Der türkische Staat baut in der zerstörten Altstadt von Diyarbakir moderne Wohnsiedlungen / Von Rainer Hermann

In Syrien wird Weltkulturerbe zerstört, und auch in der Türkei geht Weltkulturerbe unwiderruflich verloren. Die Unesco führt in der Türkei 16 Orte auf ihrer Liste des Welterbes. Von dieser muss sie nun die Altstadt von Diyarbakir, die auf Türkisch Sur heißt, wieder streichen – denn nur noch wenig ist von ihr übrig. Die östliche Hälfte war im Krieg des türkischen Staats gegen kurdische Aufständische in den ersten Monaten des Jahres 2016 weitgehend zerstört worden. Danach ließ die türkische Regierung das Areal einebnen. In den letzten Maitagen begann nun ebenfalls der Abriss von Häusern in zwei Vierteln im westlichen Teil der Altstadt, die noch bewohnbar waren.

Im April waren die Bewohner dieser beiden Viertel, Lalebey und Alipasa, über Lautsprecher auf den Minaretten aufgefordert worden, ihre Häuser zu verlassen, die bereits enteignet worden waren. Der türkischsprachige Dienst der BBC berichtete, die Bewohner hätten sich geweigert und abermals gegen die Enteignung demonstriert. Der türkische Staat schnitt die Viertel von der Wasserversorgung und dem Stromnetz ab, worauf sich die Bewohner Generatoren kauften. Die BBC berichtete weiter, dass der Staat den enteigneten Wohnungsbesitzern jeweils umgerechnet 7000 Euro bezahlt habe. Der Sender zitierte einen empörten Bewohner, dass man damit auch in Diyarbakir nicht einmal ein Zimmer kaufen könne. Nachdem die Polizei die demonstrierenden Bewohner des Viertels mit Gewalt vertrieben hatte, begannen die Bagger mit dem Abriss der Häuser.

Die gesetzliche Grundlage dafür ist ein Kabinettsbeschluss vom 21. März 2016. An jenem Tag, dem kurdischen Neujahrsfest, gingen die Kämpfe in der hermetisch abgeriegelten Osthälfte der Altstadt allmählich zu Ende. Jener Ministerratsbeschluss 8659 des Jahres 2016 beauftragte das Ministerium für Umwelt und Wohnungsbau mit der „dringlichen Verstaatlichung“ der Immobilien in der Altstadt.

Der Konflikt zwischen dem türkischen Staat und kurdischen Nationalisten war wieder aufgeflammt, nachdem Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan im März 2015 eine Einigung von Vertretern seiner



Das Tor steht noch: Der Stadtteil Sur in Diyarbakir

Foto ddp

Regierung mit Führern der kurdischen Bewegung auf einen Fahrplan für einen Frieden für nichtig erklärt hatte. Eine Intifada überwiegend jugendlicher Kurden war die Folge. Gegen sie gingen in zahlreichen Städten reguläre und irreguläre Einheiten des türkischen Staats vor. Die Altstadt von Diyarbakir wurde einer der am heftigsten umkämpften Orte. Viele Gassen waren für Panzer und gepanzerte Fahrzeuge zu eng. Daher kreisten Kampfhubschrauber über dem Gebiet des Häuserkampfes und bombardierten die Stadt.

Die heiße Phase des Häuserkampfes begann am 28. November 2015, als in Diyarbakir der prominente kurdische Anwalt Tahir Elci auf offener Straße ermordet wurde. Nach drei Monaten verkündete der türkische Staat seinen Sieg. Da waren die beiden gewählten Bürgermeister Gültan Kisanak und Firat Anli noch im Amt.

Sie wurden aber im Oktober 2016, wie mehr als zwei Dutzend andere kurdische Bürgermeister, festgenommen, und Diyarbakir wurde unter staatliche Zwangsverwaltung gestellt. In ihrer Amtszeit wurde in Diyarbakir ein Platz nach Tahir Elci benannt. Der neue staatliche Zwangsverwalter benannte ihn nach einem kurdischen Dorfschützer um. Dorfschützer sind konservative Stammesführer, um deren Loyalität der türkische Staat buhlt. Damit hofft er sich die Unterstützung konservativer und religiöser Kurden zu sichern, die die säkulare kurdische Nationalbewegung ablehnen.

Nur kurz hatte sich Diyarbakir des Renommee erfreuen können, auf der Liste des Weltkulturerbes geführt zu werden. Erst 2015 hatte die Unesco die am Tigris gelegene Altstadt in die Liste aufgenommen. Denn die Burg und die Stadtmauern

von Diyarbakir zählen zu den größten und am besten erhaltenen Befestigungsanlagen der Antike. Der römische Kaiser Constantius II., ein Sohn Konstantins des Großen, hatte sie im Jahr 349 ausgebaut. Besiedelt ist die Stelle der Altstadt seit 5000 vor Christus. Nach Angaben der Stadtverwaltung von Diyarbakir waren in der Altstadt 595 historische Gebäude registriert, darunter die 1371 erbaute St.-Giragos-Kathedrale, die bis zu ihrer Zerstörung Anfang 2016 als das größte Gotteshaus der armenisch-apostolischen Kirche im Nahen Osten gegolten hatte. Nach dem Ende der Kampfhandlungen begannen im Frühjahr 2016 Abrissbagger mit der Zerstörung der Gebäude und mit der Einebnung der Stadt. Daher trat Zülfü Livaneli, der ehrenamtliche türkische Unesco-Botschafter, im Mai 2016 aus Protest von seinem Amt zurück. Der prominente Sänger, Literat und Oppositionspolitiker protestierte gegen die Zerstörung des Weltkulturerbes und auch dagegen, dass die Unesco nichts unternommen habe.

Die Stadtverwaltung von Diyarbakir hatte vor der Absetzung der gewählten Bürgermeister mitgeteilt, dass durch die Zerstörung der Altstadt 45 000 Personen zu Binnenflüchtlingen geworden seien. Für die Zerstörung von 70 Prozent der Gebäude in der Osthälfte machte sie in einem Bericht vom 30. März 2016 die türkischen Sicherheitskräfte verantwortlich.

Die Regierung in Ankara hat die staatliche Wohnungsbaubehörde Toki (Toplu Konut İdaresi Başkanlığı) mit dem Wiederaufbau der Altstadt von Diyarbakir und anderer zerstörter Städte im kurdischen Südosten der Türkei beauftragt. Zunächst hätten die betroffenen Wohnungseigentümer und Mieter versucht, die Häuser selbst wieder aufzubauen und in einem ersten Schritt das Nötigste zu reparieren. Der türkische Staat erteilte dazu indes keine Genehmigungen, nicht einmal für das Einsetzen neuer Fensterscheiben. Toki baut in der ganzen Türkei moderne Wohnblocks, steht aber wegen der niedrigen Qualität der Gebäude in der Kritik. Eine Klage der prokurdischen Partei HDP gegen die Enteignungen vor dem Verfassungsgericht blieb ohne Erfolg. Dafür sind die beiden Ko-Vorsitzenden sowie die meisten Abgeordneten, Bürgermeister und Funktionäre der HDP in Haft.



Frankfurter Allgemeine
SELECTION
AUSGESUCHTES FÜR
KLUGE KÖPFE

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Die Produkte werden exklusiv für F.A.Z.-Leser entworfen. Besuchen Sie unseren Online-Shop!



KUGELSCHREIBER AUS
925 SILBER

Für F.A.Z.-Leser wurden je 100 Kugelschreiber aus 925 Sterling Silber und schwarzem Lack gefertigt.

Der Kugelschreiber mit Druckmechanik und blauer Mine kostet 189 Euro, der Kugelschreiber mit Drehmechanik 219 Euro.

Sichern Sie sich die limitierten Schreibgeräte von Waldmann.

Lebenshunger? Fehlannonce!

Die Politik will nichts mehr zulassen, sie will nur noch verhindern: Wenn Prävention gegen Radikalisierung zum alleinigen Maßstab wird, ist die Wurzel unserer liberalen Demokratie bedroht.

Der Rechtspopulismus ist die Pest unserer Zeit. Nein, jetzt folgt nicht die Kette der gefährlichen Ideen, die der Populismus gebiert. Die kennen wir doch schon. Der Rechtspopulismus ist die Pest unserer Zeit, weil er das öffentliche Bewusstsein auf Verteidigung und Vorsorge und Sauberkeit und Verantwortung fixiert. Man sieht sich, mit anderen Worten, immer und überall *in charge*, die liberale Demokratie rauszuhauen, dergestalt, dass das persönliche Begehren, Meinen und Sagen, dass die institutionellen Programmatiken einem konsequentialistischen politischen Kalkül unterzogen werden, welches sich in etwa so anhört: Schön und gut, was Sie da begehren, meinen und sagen, schön und gut, was Sie sich programmatisch auf die Fahnen schreiben, aber hilft es auch, den Rechtspopulismus klein zu halten?

Gut zu wissen, dass der Deutsche Bühnenverein mit der Frage ringt, „wie wir nachhaltig in unsere Demokratie hineinwirken können“, und bekennend: „Theater und Orchester wollen die Gesellschaft stärker dazu ermutigen, sich für Demokratie und offene Gesellschaft einzusetzen.“ Kaum eine institutionelle Wortmeldung, von den Kirchen bis zum Anglerverein, die es an zivilgesellschaftlicher Couragiertheit fehlen lässt, der Radikalisierungsbereitschaft in ihren zartesten Anfängen eine Absage erteilt. Eine in-

Morgen in Natur und Wissenschaft

Das Spiel des Lebens – Egoismus ist nicht immer die klügste Strategie

Geisteswissenschaften: Wie politisch war die Grammatologie?

klusive gesellschaftspolitische Vision schwebt über dem Land und seinen programmatischen Papieren. Sie haben jedes falsche Wort im Visier, von dem absehbar ist, dass es auch nur über mehrere Ecken den Radikalen nutzen könnte. Auf Prävention getrimmt, schwingt in diesen Verlautbarungen naturgemäß auch ein unausgesprochener Verdacht gegen jedes auf die eigene Wurzel bedachte Außenseiterdasein mit, das sich nicht schert um die Folgen der Folgen, ein Verdacht also gegen das Abseitsstehen überhaupt. Wir sind gleichsam umzingelt von Ermutigern, die den Sachverstand an Konfessionen dieser Art angleichen.

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Es ist gut, den Rechtspopulismus klein zu halten. Und es beruhigt in diesem Zusammenhang, zu hören, dass die Kanzlerin derzeit wieder so hohe Beliebtheitswerte wie kurz vor der Flüchtlingskrise einfährt. Aber die Penetranz und Präsenz dieser Art, aus dem Kleinalten des Rechtspopulismus eine alles verschlingende, alles abgleichende Weltanschauung zu machen, verstört, hat es was unglaublich Streberhaftes und Konformistisches und, dies vor allem, neutralisiert jedes Bewusstsein für die Unaufgebbarkeit der eigenen Bezugspunkte, für den unbedingten Wahrheits- und Freiheitszwang, von dem die Ungebundenen, Unverblühten, Unwilligen in unserem Lande befallen sind, die der Demokratie ihre aufreißerischen Dienste erweisen, die also die Freiheiten dieser Staatsform nutzen (bürgerlicher Existentialismus), statt aus ihr eine pädagogische Veranstaltung zu machen.

Aus der Öffentlichkeit ist ein klinischer Raum geworden, ein Areal mit Putzfimmel, und nichts ist dafür so symptomatisch wie die abwehrende Handbewegung, mit der Joschka Fischer, heute Chef einer Unternehmensberatung, auf die Frage antwortet: „Wenn Sie 25 wären, wofür und wogegen würden Sie sich heute engagieren, Herr Fischer?“ Die Frage wird ihm in der neuen Ausgabe der Zeitschrift „Futur Zwei“ gestellt. Seine Antwort, diese allem Schrofren, Wurzelbesessenen, Aufreißerischem entsagende Antwort, sie lautet so: „Die Frage kann ich sehr schwer beantworten. Weil ich sofort an die Jahre zurückdenke, die ich erlebt habe, und damals war Deutschland ein völlig anderes Land, Westdeutschland genauer gesagt. Die Enge, der Druck, das kann man sich heute kaum mehr vorstellen. Deshalb war einem der antiautoritäre Reflex fast in die Wiege gelegt, wenn man ein bisschen Aufruhr im Kopf hatte.“

Hat man Töne? Ein derart zahmes, den Aufruhr historisierendes Statement ist eigentlich unentschuldigbar aus dem Mund dieses Mannes. Das Antiautoritäre als evolutionäres Phasenmoment? Das Aufreißerische als kontingente Synapsenschaltung? Die Abgeklärtheit als Botschaft an die Jugend? Joschka Fischer – ein Reklameonkel gegen Radikalisierung, wo immer sie Blüten treibt? Wie himmelschreiend vernünftig das, was er den jungen Leuten von heute sonst noch an Weltwissen mit auf den geraden Weg gibt, auf dass sie nicht auf krumme Wege kommen. Gefragt, ob es in einem wohlgeordneten Gemeinwesen auch um „militärische Potenz“ geht, „um das, was wir unsere Werte nennen, zu bewahren“, antwortet Fischer: „Das ist meine Erfahrung als Außenminister. Softpower bringt man nur dann zum Tragen, wenn Sie auch über Hardpower verfügen, das heißt, wenn die Leute das ernst nehmen.“ Will sagen: Mit Gewalt ist der Himmel auf Erden nicht weit.

So hört es sich an, wenn der Existentialismus unter die Räder der Unternehmensberatung gerät. Wenn der Lebenshunger als Projektion entlarvt ist. Dann gibt es nur noch Funktionsbegriffe, dann heißen Werte Softpower, dann wird das lebenserhaltende Motto „Lebe abenteuerlich!“ als kitschige Floskel von Unbelehrbaren denunziert, die noch immer nicht begriffen hätten, dass der Mensch nur eine Schnittstelle für die Linien des Verantwortungskollektivs ist, welche durch ihn hindurchlaufen. Dann will man auf sein eigenes Leben nur noch die Außensicht gelten lassen, die Außenministersicht gewissermaßen. Waren wir da nicht schon einmal entschieden unverantwortlicher, unbeherrschter, ungenießbarer? Waren wir, anders gefragt, da nicht schon einmal weiter, weitaus näher an unserer persönlichen Wurzel?

Aber vielleicht hat Fischer recht. Vielleicht braucht es die Enge, den Druck, um zu wissen, wofür und wogegen es sich im ontologischen Sinne „zu sein“ lohnt. Fischer nimmt das frühe Ostdeutschland von seiner Muff-These aus. Trotzdem stellt sich, Enge und Druck im Fischerschen Sinne als Existential begreifend, die Frage: Brauchen wir gleichsam eine DDR als Lebensform, um das bisschen Aufruhr, das man im Kopf hat, zum Tragen zu bringen? Um eine Kultur des nicht immer schon verantwortungsethisch imprägnierten Zweifels blühen zu lassen, um alle Tassen im Schrank zu haben? Brauchen wir dafür, wie die DDR-Schriftstellerin Julia Schoch nahelegt, eine solche vergangene Zeit, „in der die zweiflerischen Fragen an die Welt nicht pragmatisch in der Öffentlichkeit geklärt wurden, sondern in jahrelangen zermürbenden Selbstgesprächen, höchstens noch in heimlichen Diskussionen mit ein, zwei Eingeweihten“. Repression als Erhaltungsbedingung des Individualismus – das kann ja im Ernst nicht die Alternative zu Joschka Fischers schönem neuen Software-Existentialismus sein. Es muss auch ohne das Absingen von „Baut auf, baut auf!“-Hymnen, ohne Mauer und Stacheldraht einer Gesinnungsdiktatur gelingen, die eigenen geographischen Karten zu durchwandern wie jemand, der buchstäblich durch Mauern geht.

Das inklusiv sich durch die Individuen fressende Gesellschaftsmodell der Anti-Radikalisierung begünstigt das erfrischende Auftreten unsicherer Kantontenisten, die der populistischen Krake keinen Zentimeter einräumen, aber ihre eigenen Twitter-Accounts doch nicht zur Agentur für Weltverbesserung verkommen lassen. Es sind derzeit bezeichnenderweise weniger die Linken als die Konservativen, aus deren Ecke Reden wie jene über „die schöne Anarchie“ zu hören sind, wie sie Rüdiger Safranski neulich bei der Entgegennahme des Ludwig-Börne-Preises in der Frankfurter Paulskirche vortrug. Ungenierte romantisierend, verteidigte Safranski bei dieser Gelegenheit die Revolution als „seelisches Großereignis“ im Sinne Börnes, wie mit einem Zaunpfahl gegen eine politische Gesinnungshermetik winkend. Mehr Ausgelassenheit! Mehr Anarchie! Mehr Unbedingtheit! Es hat *prima vista* etwas unfreiwillig Komisches, wie Safranski da stürmerisch und drängerisch im lyrischen Ich das ekstatische Moment der Freiheit beschwor: „Dieser Augenblick, da sich auch die innere Ordnung umwälzt, neue Gedanken und Gefühle aufschließen, neue Verbindungen eingehen, sich umgruppieren, nach Ausdruck drängen. Das ganze Dasein fühlt sich neu an. Das alles heißt Ausgelassenheit oder Anarchie.“

Doch was heißt hier schon unfreiwillig komisch? Was tut der doch hilflose Rekurs auf distanzierende Etiketten wie „Sturm und Drang“ eigentlich zur Sache? Geht es nicht tatsächlich darum, die liberale Demokratie dadurch zu verteidigen, dass man das Beste an ihr, die Freiheit, durch und durch persönlich nimmt? Dass also der Bürger das bisschen Aufruhr, das er im Kopf hat, von der Wurzel her lebt? Statt es von der populistischen Pest infizieren und töten zu lassen. CHRISTIAN GEYER



Die gefesselte Antike: Max Peiffer Watenphul „Römischer Kopf“, aufgenommen 1932

Foto BathausArchiv/Museum für Gestaltung

Hier stehe ich, Venus, der Welt zum Spott

Eine Ausstellung in Paderborn erzählt von der Sehnsucht des Nordens nach Rom

Eine Ausstellung über Rom, beginnend mit Konstantin dem Großen und fortgeführt bis zur Gegenwart, eine Hommage an den Reichtum, den Zauber, den Verfall und die Wiedergeburt der Ewigen Stadt – für ein einzelnes Museum, gar eines in der deutschen Provinz, ist das im Grunde undenkbar. Zu gewaltig das Thema, zu uferlos seine kunst- und realgeschichtlichen Bezüge, zu weit verstreut und streng gehütet die Schätze, aus denen man schöpfen könnte; von der Frage, wo und wie für all das, was man da zeigen müsste, überhaupt Platz wäre, ganz abgesehen. Ein unmögliches, ein unfassbares Projekt.

Und doch ist es genau das, was man im Diözesanmuseum Paderborn unter dem Motto „Wunder Roms“ gezeigt und erzählt bekommt: das zweitausendjährige Epos einer Welthauptstadt, gespiegelt in den Bildern, die ihre Besucher und Bewunderer sich von ihr machten, all jene, die aus Nebel- und Regenreichen mühselig über staubige Landstraßen zogen, um am Ende des Weges den vaticanischen Hügel aus der Landschaft steigen zu sehen. „Im Blick des Nordens“ nämlich und nur in ihm allein zeigt die Paderborner Ausstellung das Wunderwerk der Verwandlung, das dem Christentum auf den Trümmern der Antike gelang, und in dieser Perspektivverengung liegt ihr genialer Kniff. Jeder Versuch, ein zeitlich oder geographisch ungenügendes Gesamtbild der Romphantasien nach Konstantin zu zeichnen, hätte die Kuratoren an Abgründe der Unübersichtlichkeit geführt; aber der „Blick“, der aus nördlichen Breiten auf die Gräber von Aposteln und Vestalinnen fällt, hat genau die richtige Unschärfe, um seinen Gegenstand einerseits zu begrenzen und andererseits spielerisch zu erweitern. Von beiden Möglichkeiten macht die Ausstellung auf vorbildliche Weise Gebrauch.

Der Gang durch die Geschichte unserer Rom-Bilder beginnt mit einer Kugel und einer Hand. Die Kugel stammt von der Spitze des vaticanischen Obeliskens, und im Mittelalter hieß es, sie enthalte die Asche Julius Cäsars. Als sie 1586 bei der Versetzung des Obeliskens auf den Petersplatz geöffnet wurde, fand sich in ihrem Inneren jedoch nur Staub, der durch die Einschusslöcher des „Sacco di Roma“, der Eroberung der Papststadt durch kaiserliche Söldner, seit sechzig Jahren hereingeweht war – handfestes Beispiel einer Rom-Rezeption mit Feuer und Blei, die gar nicht so selten war, wie es uns heute erscheinen mag. Die Hand dagegen, die zu einer Kolossalstatue des großen Konstantin gehörte, stammt zwar auch von einem Rom-Eroberer, doch in Wirklichkeit markiert sie einen epochalen Verzicht. Denn mit dem Umzug der Reichshauptstadt nach Byzanz kam jener Prozess der Machtübertragung

vom Römerstaat zur römischen Kirche in Gang, der in den Welterbschaftsansprüchen der mittelalterlichen Päpste gipfelte. Der Zeigefinger weist zum Himmel, als wüsste er bereits, dass die Legitimation der Nachfolger Petri, die fortan am Tiber regieren, von dort oben kommen wird. Dem Besucher aber verdeutlicht der Torso ganz nebenbei, dass die Wunder von Rom immer auch Wunden sind, weil die Geschichte sie nicht in ein Museum gesperrt, sondern sich an ihnen abgearbeitet hat.

Das nächste raumbherrschende Exponat, nach allerlei klug ausgewählten und präsentierten Reliefs und Reliquaren, Mosaiken, Plaketten und Pontifikalen ist



Laokoon-Bronze, um 1700 Foto SMK Photo

abermals ein Bruchstück: eine geschändete Venus. Die Göttin von St. Matthias in Trier, eine Marmorstatue nach dem Vorbild der Aphrodite von Capua, stand jahrhundertlang auf dem Friedhof einer Benediktinerabtei, wo sie von den Gläubigen mit Steinen beworfen wurde. „Ich bin gewesen ein Abgottin . . . jetzt stehe ich hier der Welt zu spott“. Deutlicher kann man nicht zeigen, was das Mittelalter für die Antike empfand, auch wenn deren Ruinen schon bald in zahlreichen Mirabilienbüchern katalogisiert und mythisiert wurden. Wenn es gut lief, wurde eine Nero-Kamee in eine Goldfassung gesteckt und als Christusbild verkauft, wie beim Mindener Kapitalkreuz, oder ein Satory, dem man die Bockshörner gründlich abgeschliffen hatte, auf einen Osnabrü-

cker Schrein für die Heiligen Crispus und Crispinianus gesetzt.

So nähert sich die Ausstellung vorsichtig ihrem nächsten Hauptkapitel, der Renaissance. Von hier aus ist es noch weit bis in unsere Tage, und doch spürt man keinen Anflug von Ungeduld, denn der perspektivische Blick, dieses eigentliche Wunder von Paderborn, gebiert immer neu inspirierende Zusammenhänge: hier der Siegelring des Erasmus mit einer Dionysos-Gemme, dort, drei Jahrhunderte später, die Abguss-Sammlung des Aufklärers Philipp Daniel Lippert; hier das Forum und die Laokoon-Gruppe, wie sie von den frühen Kunstpilgern des Nordens, von Goltzius, Gossaert, Heemskerck, Rubens und de Vries gesehen wurden, dort dieselben Säulen und Statuen, geschaut von Turner, Ingles, Blechen, Hertel und Achenbach. Es gibt fast nichts Überflüssiges in dieser Ausstellung, weil kein Objekt nur als Beleg einer These dient, sondern jedes auch für sich selbst spricht. Man muss es nicht entziffern: Man darf es entdecken.

Die letzte Großskulptur der Schau, sozusagen die Enkelin der Venus, ist eine Nymphe. Ein Frauenkörper, römisch, mit aufgesetztem Mänadenkopf, der Goethe so gut gefiel, dass er die Schöne in Neapel kaufen und nach Weimar schicken sollte, die ihm seine Freundin, die Malerin Angelika Kauffmann, davon abriet. Mit der „Ballarina di Goethe“ tritt die Rom-Liebe des Nordens ins Stadium der Sentimentalität. Zugleich wird der Hunger nach Antiken wölfisch; Napoleon plündert den Vatikan wie ein Condottiere. Die Päpste reagieren mit Kulturpolitik; das Museo Pio Clementino, 1771 gegründet, gibt den alten Sammlungen eine feste Form. Drei Generationen später hält die Fotografie in Rom Einzug, das Bild wird zum Sachverhalt. Aber auch Impressionen blühen; der reitende Mark Aurel, 1932 von Max Peiffer Watenphul aufgenommen, weist wie eine Herme auf künftiges Unheil. Die Ausstellung endet mit einem Fotoprojekt von Max Brech, der sich seinen eigenen Reim auf die römischen Wunder gemacht hat. Anstelle der Hand Konstantins zeigt Brech den kaiserlichen Fuß. Eingeriebt, im Dämmerlicht, wirkt er beinahe putzig. Nur das Piedestal, auf dem er steht, erinnert daran, dass hier ein Herrscher seine Zehen reckt.

Man kann mit Museumsmitteln einen Riesenrummel veranstalten, wie es die Päpste-Ausstellung in Mannheim tut. Man kann aber auch eine sorgsam sortierte Schatzkiste öffnen, die den Besucher zum denkenden Schauen anregt. Manche halten dieses Kunststück für unmöglich. In Paderborn ist es glücklicherweise. ANDREAS KILB

Wunder Roms – Im Blick des Nordens. Von der Antike bis zur Gegenwart. Im Diözesanmuseum Paderborn; bis zum 13. August. Der Katalog kostet 39,95 Euro.

Radikales Votum

Die Schuld der Juden an der Kreuzigung des Messias wurden von diesen selbst nicht anerkannt. Die Deutschen, die ihre gnadenlose Schuld anerkennen, müssen dagegen von der Bildfläche der realen Geschichte verschwinden.“ Ein typischer, ein antisemitischer Satz des späten Rolf Peter Sieferle (1949 bis 2016). Als Umwelthistoriker hatte er sich einen Ruf erworben, er forschte über die Industrialisierung und ihre Folgen. Als nach seinem Freitod im vergangenen Herbst die Nachrufe auf ihn erschienen, hatte er – wie viele Papier-Revolutionäre seiner Generation – einen langen Marsch von weit links nach extrem rechts hinter sich. Das spiegelt sich auch in seinem letzten verlegerischen Heimathafen. Der Antaios Verlag gehört Götz Kubitschek, dessen „Institut für Staatspolitik“ einschlägig bekannt ist. Dreißig Miszellen Sieferles hat der Verlag unter dem Titel „Finis Germania“ zusammengekehrt, ebenso ekelhafte wie stellenweise unverständliche Endzeitdiagnostik, die nicht weiter erwähnenswert wäre, hätte sich das Büchlein nicht plötzlich auf der von NDR Kultur, „Süddeutscher Zeitung“ und dem „Börsenblatt des Deutschen Buchhandels“ veröffentlichten Liste „Sachbücher des Monats“ wiedergefunden. Die von dem ehemaligen NDR-Redakteur Andreas Wang koordinierte Jury empfahl „Finis Germania“ im Juni auf Platz 9. Als am Wochenende klarwurde, welches Buch man da empfohlen hatte, reagierte SZ-Redakteur Jens Bisky als Erster und erklärte seinen Austritt aus der Jury. Der NDR distanzierte sich am gestrigen Montag von der „gravierenden Fehlentscheidung“ und setzt bis „zur vollständigen Aufklärung“ die Zusammenarbeit mit der Jury aus. Diese besteht aus zwei Dutzend Wissenschaftlern, Autoren und Journalisten (darunter auch ein Redakteur dieser Zeitung), die nun durch einen Alleingang in Misskredit gebracht wurde. Denn geklärt, wer Sieferle auf die Liste gebracht hatte, war schnell: Johannes Saltzweil vom „Spiegel“ war es, der alles auf diesen rechtsradikalen Hundertseiter gesetzt hatte. Ein Verfahrensfehler? Hat der Jury-Vorsitzende geschlafen? In den Modalitäten ist vorgeschlagen, die zwanzig Punkte, die jedem Jury-Mitglied monatlich zur Verfügung stehen, auf drei bis vier Bücher zu verteilen. Saltzweil gab zwanzig Punkte für ein Buch, das behauptet: „Der ewige Nazi wird als Wiedergänger seiner Verbrechen noch lange die Trivialmythologie einer postreligiösen Welt zieren. Die Erde aber wird von diesem Schandfleck erst dann gereinigt werden, wenn die Deutschen vollständig verschwunden (. . .) sind.“ Was hat Saltzweil, der seit mehr als einem Vierteljahrhundert beim „Spiegel“ arbeitet, geritten, Sieferle zu empfehlen? Die Mitteilung, er werde die Jury verlassen, ergänzte er mit der Erklärung, er habe „bewusst ein sehr provokantes Buch der Geschichte- und Gegenwartsidee zur Diskussion bringen“ wollen. Sieferles Aufzeichnungen seien „die eines final Erbitterten, gewollt riskant formuliert in aphoristischer Zuspitzung. Man möchte über jeden Satz mit dem Autor diskutieren, so dicht und wütend schreibt er.“ Provokation angekommen, Jury verkleinert, Sachbuch-Bestenliste beschädigt. hhm

Schloss ohne Zweifel

Architekt Stella gegen Schriftzug

Der Architekt des Berliner Schlosses, Franco Stella, hat sich gegen den Plan der Intendanten des Humboldtforums ausgesprochen, das Wort „Zweifel“ an der Ostfassade des Gebäudes anzubringen. Die drei Intendanten Neil MacGregor, Hermann Parzinger und Horst Bredekamp hatten in dieser Zeitung vorgeschlagen, die Leuchtbuchstaben des norwegischen Künstlers Lars Ramberg als Reminiszenz an den einstigen Palast der Republik und Zeichen für „die widerstreitende Geschichte des Ortes“ über die Spreeseite des Bauwerks zu setzen. In einem Brief an den „Tagesspiegel“ erklärte Stella, er betrachte den Schriftzug als „erhebliche Verunstaltung“ seiner Architektur. Der Disput findet vor dem Hintergrund der Debatte um das vergoldete Kreuz statt, mit dem die Kuppel an der Westfassade des Schlosses bekrönt werden soll. F.A.Z.

Beziehungsreich

Auszeichnung für Arno Geiger

Arno Geiger erhält den Alemannischen Literaturpreis 2017. Die Jury würdigt damit das vielfältige Prosa-Werk des österreichischen Schriftstellers. Störungen und Irritationen setzen bei ihm den narrativen Prozess in Gang – ein Wohnungseinbruch in „Alles über Sally“ oder die Demenz des Vaters in „Ein König in seinem Exil“ –, doch sei Geiger kein Autor der großen literarischen Gesten, sondern der stillen, beharrlichen Empathie, heißt es in der Begründung. Der mit 10 000 Euro dotierte Preis fördert die deutschsprachige Literatur, auch die des Dialekts, des alemannischen Sprachraums. Er wird am 8. Oktober in Waldshut-Tiengen verliehen. F.A.Z.

Ein starkes Straßenkind

Ob Bernie Sanders als Kandidat der Demokraten gegen Donald Trump hätte siegen können, weiß niemand. Was er selbst will, weiß er aber immer noch ganz genau. In seinem neuen Buch erklärt er es.

Der viel beredete „Sozialismus“ dieses Mannes, der mit dem Wort die halbe Welt in Erstaunen versetzt, weil man von fernsehberühmten Politikern der Vereinigten Staaten von Amerika nicht gewohnt ist, dass sie es positiv besetzen, stammt nicht aus Betrieben, wo Gewerkschaften mehr Lohn und mehr Lebenssicherheit für Leute erkämpfen, die nichts zu vererben haben. Er stammt auch nicht aus Parlamenten, in denen man über Vorschriften und Gesetze berät. Nein, dieser Sozialismus stammt buchstäblich von der Straße und ist eine Kinderidee (was ihn noch nicht entwertet muss – es gibt ja sehr vernünftige, von keiner Erwachsenenkorruption angefressene Kinderideen).

Sanders erzählt: „Ich verbrachte einen Großteil meiner Kindheit damit, auf der Straße oder auf Schulhöfen zu spielen; die Straße war unsere Welt, und wir gingen nie aus dem Haus ohne einen kleinen Gummiball. Anders als heute gab es keinerlei Aufsicht durch Erwachsene, und wir organisierten alle unsere Spiele selbst.“ Der letzte Satz dieser Passage aus dem Buch „Unsere Revolution. Wir brauchen eine gerechte Gesellschaft“, das Sanders geschrieben hat, um rechtschaffene Gefühle in nützliche Begriffe zu überset-

und Brüderlichkeit hat mich immer sehr inspiriert. Eine Plakette von Debs hängt an der Wand meines Washingtoner Senatoren-Büros.“

Das ist nett von Sanders und schön für Debs, aber eine eigene Organisation hat der Senator aus Vermont anders als sein Idol bislang gerade nicht aufgebaut, weshalb für diejenigen, die ihre Hoffnungen an ihn binden, eben doch wieder mal alles davon abhängt, was ihr Wortführer mit den Gewerkschaften und den Demokraten anfängt. Die großen Gewerkschaften sind in seiner Nation unreformierbare Lobby- und halbe Gangsterbanden, die ihre Mitglieder am Gängelband durch undurchschaubare Deals zerren; ihre wichtigsten Bonzen haben sich mit Trump rasch arrangiert, die Baugewerkschaftschefs machten ihm im Weißen Haus den Hof und der Hauptling des Dachverbands AFL-CIO, Richard Trumka, ging den kuriosen Kerl sicherheitshalber schon eine Woche vor seiner Vereidigung in New York besuchen, um Blumen vorbeizubringen und sich als künftiger Sozialpartnerschaftsdealer zu empfehlen.

Mit solchen Dubiositäten hat Sankt Bernie nichts zu tun. Aber da er weiß, dass ohne Organisation nichts geht, betätigt er sich nicht erst seit seiner Beinahe-Präsidenschaftskandidatur im letzten Jahr als eifriger Zutreiber für die mehr oder weniger (meistens weniger) sozialdemokratischen Demokraten, zuletzt (und besonders schmachlich) für Heath Mello bei der Bürgermeisterwahl in Omaha, Nebraska.

Diese Figur hat zum Thema reproduktives Selbstbestimmungsrecht von Frauen in der Vergangenheit mitunter die allerunsozialistischsten Positionen vertreten, die man sich überhaupt denken kann, Sanders aber hat ihn gegen Frauengruppen mit dem klassischen „Kleineres Übel“-Argument verteidigt, man müsse jetzt überall, von den Städten bis in den Kongress, so viele Demokraten wie möglich installieren, um Trump Paroli zu bieten, das sei doch gerade auch für Frauen wichtig.

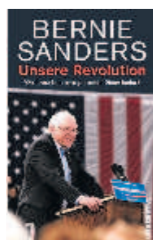
Man wird von Sanders, solange er keine neue Organisation herbeizubereit, die seine hübsche, im Buch ausführlich dargelegte Programmatik (vom Kampf gegen die Privatisierung des Bildungswesens bis zum Antimilitarismus) mit Druck durchsetzen kann, nichts sehen und hören, das nicht den Demokraten hilft; und man bekommt von dieser Partei nicht mehr als von der SPD (abermals: eher weniger – und ganz sicher weniger als von Corbyns Labour). Weder in Sanders' Taten der letzten Jahrzehnte noch in seinem Buch, das es jetzt auf Deutsch gibt, ist irgendetwas zu erkennen, das über die Unterstützung dieser braven Option hinausginge.

Bei Hillary Clinton übrigens war genau das immer klar, ebendeshalb haben einige Linke sie unterstützt, weil das, was Bernie zusätzlich anzubieten hat, eben doch eher Sprüche sind (wie der, jede Amerikanerin und jeder Amerikaner solle die Demokratie „im Herzen tragen“, du lieber Himmel). Wer von links für Clinton eintrat, wusste und sagte, dass dabei nicht mehr herauskommen konnte als eine typische Abgesandte der Demokraten im Weißen Haus und dass das Problem, wie man von der Straße in die Betriebe und in die Parlamente hineinwirkt, anders als über Wahlen gelöst werden muss.

Clinton hätte als rechte Sozialdemokratin im Amt die Bewegungslinke von der Aufgabe entlastet, gegen allerlei Verschärfungen der ökonomischen, politischen, polizeilichen Wirklichkeit kämpfen zu müssen, die jetzt anstehen oder schon stattfinden. Die Bewegungslinke hätte daher aus der Defensive in die Offensive kommen können. Sanders darf jetzt die Defensive anführen, denn wie man sieht, ist die Partei, der er so eifrig dient, nicht in der Lage, irgend jemanden sonst für diesen Job aufzubauen (Hillary quatscht nur noch von ihren Wahlhinterlagenschmerzen und sucht Russen unter jedem Bett).

Sanders' Buch bietet einige Munition für besagte Defensive. Dass etwa die Hetze gegen den biedereren Liberalen George Soros, der amerikanische und europäische Konservative damit gegen sich aufbringt, dass er einen Teil seines Riesenvermögens für allerlei bunte linke Scherze ausübt, mal in ihren richtigen Kontext gestellt wird, der darin besteht, dass die Koch-Brüder, zwei nach unseren europäischen Maßstäben rechtsextreme Milliardäre, fast viermal so viel Geld haben wie Soros und es für ihre finsternen Ziele wesentlich effizienter einsetzen als der kauzige Philanthrop das seine, ist sehr verdienstvoll. Als Information von hohem Wert sind auch Statistiken über das Verhältnis von ökonomischer und politischer Entrechtung, in denen wir Europäer nicht nur die amerikanischen Gegenwart, sondern, wenn's dumm läuft, auch unsere Zukunft kennenlernen können. Was der Verfasser daraus strategisch und taktisch folgert, ist freilich dünn: „Die Zukunft liegt in euren, in unseren Händen. Machen wir uns an die Arbeit!“ Tut man ihm sehr unrecht, wenn man vermutet, dass das nicht mehr bedeutet als: Wählt schön und betet kräftig?

DIETMAR DATH



Bernie Sanders: „Unsere Revolution“. Wir brauchen eine gerechte Gesellschaft.

Aus dem Englischen von F. Born, K.-D. Schmidt und K. Genschow. Ullstein Verlag, Berlin 2017. 464 S., geb., 24,- €.



Jean-Marie Gustave Le Clézio segelt hart am Wind: Das aufgewühlte Meer dient ihm als Setting für den emotionalen Ausnahmezustand seiner Figuren.

Foto Reuters

Gefährliche Gestade

Zwei Novellen des Literaturnobelpreisträgers Le Clézio erzählen von der Not des Erwachsenwerdens

Unter dem Titel „Sturm“ veröffentlicht Jean-Marie Gustave Le Clézio zwei exotische Novellen: „Sturm“ und „Eine Frau ohne Identität“. Beide erzählen die Krisen des Erwachsenwerdens: Zwei Mädchen müssen sich in familiärer und sozialer Problemlage bewähren; das aufgewühlte Meer dient als Setting und als Metapher für den emotionalen Ausnahmezustand. Le Clézio selbst segelt gewohnt hart am Wind und lässt es darauf ankommen: Er kentert mitunter, aber problematisch wird es erst, wenn er es sich in badewannenwarmen Plätscherwellen gemütlich macht. Die Gründe sind bekannt: Der Nobelpreisträger für Literatur des Jahres 2008 pflegt mitunter mehr das gefällige Gefühl als die literarische Feinarbeit.

Genau genommen erzählt die Novelle „Sturm“ von gleich zwei Existenzkrisen: Philip Kyo, ein ehemaliger Häftling, gescheiterter Journalist und Mochtegerschriftsteller, kehrt auf die koreanische Insel Udo zurück, wo er vor dreißig Jahren seine Geliebte ans Meer verloren hat. Kyo sucht einen Anknüpfungspunkt, der es ihm erlaube, seine Existenz wieder ins Gleis zu bringen; er residiert im Hotel „Happy Days“ und versucht lust- und erfolglos zu angeln. Die Lage scheint verzweifelt: „Die Insel ist die Bestätigung für die Unmöglichkeit der Erlösung. Der Beweis für die Unfähigkeit. Die Insel ist der letzte Hafenkai, die letzte Zwischenstation vor dem Nichts. Deshalb bin ich wieder hergekommen.“ Hintergrund ist die Schuld, die Kyo als junger Mann auf sich geladen hat: Als Voyeur hat er einer Verewaltung beigezogen, eine Tat, die er

trotz Strafe weder gebüßt noch verarbeitet hat.

Bevor Kyo der suizidalen Tendenz nachgeben kann, trifft er auf June, ein dreizehnjähriges Mädchen, das ihn nicht nur das Angeln lehrt, sondern ihm auch rasch Zutrauen schenkt. June ist die Frucht einer Affäre mit einem amerikanischen Soldaten, ihre Mutter war gezwungen, das Studium abzubrechen und die Stadt zu verlassen; sie hat sich als Seefrau auf Udo niedergelassen, wo June vaterlos und stigmatisiert aufwächst. Neben den Demütigungen ihrer Schulkameraden muss June den schlüpfrigen Lebensgefährten ihrer Mutter ertragen. Dank Kyo entdeckt June Horizonte jenseits der Insel; für ihn stellt das Kind eine Verbindung zur Welt dar. Zwischen beiden entwickelt sich eine – in den Augen des Mädchens – zweideutige Zuneigung, die es June jedoch erlaubt, sich von ihrer bornierten Umgebung zu emanzipieren.

Die Novelle wechselt zwischen Kyos und Junes Perspektive: Beide Situationen – Kyos schuldige Vergangenheit, Junes elende Gegenwart – werden glaubwürdig entwickelt, ebenso die ambivalente Zuneigung der beiden Einzelgänger. Le Clézio findet einen Ausstieg aus der Lolita-Falle: Tatsächlich unterhält Kyo eine sinnfrohe Affäre mit der einsamen Apothekerin. Diese Entdeckung verkraftet June zunächst nicht: Für sie ist Kyo halb Vater, halb Liebhaber. Die Verwirrung ihrer Gefühle ist so groß, dass sie Kyos Todeswunsch sozusagen übernimmt und ins Meer geht; die Seefrauen wachen jedoch über die Heranwachsende, und die Geschichte kann eine versöhnliche Wendung nehmen.

Große Emotionen branden gewohnt mächtig, die Figuren werden den Elementen plakativ angenähert: „Wenn ich mit ihm spreche, gleitet plötzlich so etwas wie eine Wolke vor seinen Augen her über seine Stirn.“ Dennoch, „Sturm“ hat Kraft und Charme, nicht nur durch die Verschränkung zweier Krisen an Anfang und Ende des Erwachsenenlebens. Le Clézio nutzt auch das pittoreske Setting: Auf Udo gibt es tatsächlich die Haenyo, Seefrauen, die nach Muscheln tauchen und diese mit einem charakteristischen Schrei an die Oberfläche bringen. Indem Le Clézio seine Heldin zu einer der ihren werden lässt, kann er das poetische Potential des Motivs für eine lange, komplexe, klar konstruierte Novelle nutzen.

„Eine Frau ohne Identität“ hingegen bietet eher Kabbelwasser: Die zweite Novelle kann sich nicht recht entscheiden. Erzählt wird die Geschichte Rachels, die bei der Familie Badou in Takoradi (Ghana) aufwächst. Ihre Herkunft ist noch unerfreulicher als die von June: Herr Badou hat ihre Mutter vergewaltigt und nimmt sich des Resultats ungerne an; das Verhältnis zu Stiefmutter Madame Badou und Halbschwester Bibi ist konfliktreich. Le Clézio berichtet von vielen Dingen: Der Vater, ein Autoverkäufer, geht nach üppigen Jahren pleite, eine politische Krise erzwingt die Rückkehr nach Europa. Die Familie zerfällt, erst bleiben die drei Frauen in Paris zusammen, dann ist Rachel auf sich allein gestellt. Während Madame Badou einen reichen Zweitmann und Bibi in Beruf und Familie findet, verwaist sie und landet auf der Straße. Erst am Ende erlaubt eine Rückkehr nach Takoradi der

nunmehr 33 Jahre alten Rachel einen Neuanfang.

Man könnte behaupten, dass die Irrungen der Novelle jenen Rachels entsprechen. Tatsächlich wird das Mädchen in dem Moment aus der Bahn geworfen, als es an der Schlafzimmertür lauscht und aus dem Mund der giftigen Stiefmutter erfährt, wer es ist: „Rachel Namenlos“, „die Tochter einer Nutte“, „gezeugt bei einer Zufallsbegegnung in einem Keller“, „ein Straßenkind“. So schrecklich das Zerbrechen einer Kindheit ist, so widerstandslos gefällt sich die Folge im Elend – auch eine Zersetzung will komponiert sein. Le Clézio jedoch weigert sich, Akzente zu setzen: Stattdessen mischt er ein Potpourri des Schreckens, in dem Pubertät, Frauenhass und Entwurzelung monoton ineinanderlaufen.

Zirka zwanzig Jahre Irrungen werden angerissen, aber weder Stufen noch Dynamik zeichnen sich ab. Selbst die Auflösung – eine Begegnung mit der leiblichen Mutter, die Rückkehr an den Geburtsort – kann nur ansatzweise überzeugen. Symptomatisch: Das Meer bleibt in „Eine Frau ohne Identität“ Kulisse und schwappt einem lau um die Füße. Da riskiert man lieber die frische Brandung der ersten Novelle. NIKLAS BENDER



J.-M. G. Le Clézio: „Sturm“. Zwei Novellen.

Aus dem Französischen von Uli Wittmann. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017. 240 S., geb., 20,- €.

Ein Gaumen hat seine Gründe, die der Koch nicht kennt

Die französische Bestsellerautorin Anna Gavalda backt in ihrem neuen Erzählungsband sehr kleine Kuchen

Drei Dinge können die Franzosen sehr viel besser als wir: Romantik, Verve und drollige Verschrobeneheit. Der Großteil der hierzulande erfolgreichen französischen Filme und Bücher versorgt das Publikum mit diesen Herrlichkeiten. Wenn deutsche Leser von einem französischen Buch eines nicht erwarten, dann Nüchternheit. In diesem Punkt sind Anna Gavalda neue Erzählungen keine Enttäuschung – und trotzdem eher ein Fall für hartgesottene Anhänger der Autorin.

Denn der Erzählungsband wirkt selbst unentschlossen. Gleich die erste Geschichte, „Mein Hund wird sterben“, hat eher etwas von einem Romanfragment als von einer Erzählung, und später verwischt Gavalda die Form noch mehr: Eine Erzählung geht zu Ende, die nächste erzählt sie weiter, dann ist eine in viele kleine Versatzstücke unterteilt. Das könnte man als bewusste Ignoranz starrer Formen verstehen, aber diesen Eindruck macht es nicht. Eher den eines Eintopfs aus den Resten der Woche.

Ein Eintopf, der etwas süßlich schmeckt. Es geht unter anderem um eine Studentin der Kunstgeschichte namens Mathilde, die einen ihrer Meinung nach hässlichen und ungeschliffenen Koch kennenlernen, dem ein Fingerglied fehlt – und die ihn schließlich überall sucht, weil sie sich auf unerklärliche Weise verliebt hat. Jedem erzählt sie von dem Koch mit dem fehlenden Fingerglied, bis sie ihn schließlich findet. „Das

Herz hat seine Gründe, die der Verstand nicht kennt“, wie der ebenfalls romantisch veranlagte Franzose Blaise Pascal einst feststellte. In den weiteren Hauptrollen: ein Lkw-Fahrer mit trauriger Ehe und sterbendem Hund, ein Vater, der zum Schluss kommt, dass die Familie das Wichtigste in seinem Leben ist, und ein junger Mann, der ein Paar kennenlernen, das sein Leben verändert: Er verlässt seine Freundin und die Stadt, um auf einem Weingut zu arbeiten.

Die Plots könnten kaum konventioneller sein, aber immerhin blitzt in der Erzählweise immer wieder etwas mehr Kreativität auf. Anna Gavalda spielt mit den Perspektiven, sie spricht etwa für die Leser: „Wir haben die Schnauze voll von deinen nächtlichen Selbstgesprächen! Deine Gemütszustände sind uns vollkommen schnuppe! Was wir wollen, ist eine Story! Dafür sind wir letztendlich hier!“ Später antwortet die Erzählerin den Lesern auch: „Was habt ihr denn erwartet? Ihr seid mir eine sentimentale Clique.“

Man muss schon sehr sentimental sein, um nicht über die Sprache zu stolpern. Kaum zu sagen, ob es an Anna Gavalda selbst oder der Übersetzerin Ina Kronenberger liegt, aber die Sprache ist hin und wieder unpassend antiquiert. Der ziemlich robuste Berufskraftfahrer nennt seinen Hund Frechdachs und Lausbengel, Lausbengel, wer solche Wörter noch in seinem aktiven Wortschatz

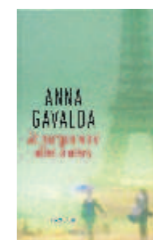
hat, gehört wahrscheinlich zu einer Alterskohorte, die allmählich erwägen sollte, ihre Fahrtauglichkeit medizinisch überprüfen zu lassen. Aber auch ein ganz junger Mann drückt sich ähnlich aus: „Der Himmel ist ein Schelm.“ Für wahr! Sie lese keine Zeitung, höre nicht Radio und sehe nicht fern, erzählte die ehemalige Lehrerin Anna Gavalda bei Gelegenheit in einem Gespräch. Das könnte einiges erklären.

An anderer Stelle reizt sie die Sprache absichtlich bis an die Grenzen des Erträglichen aus. Mathilde trägt in ihrer Handtasche einen alten Liebesbrief eines Verflorenen mit sich herum, der ihre körperlichen Vorzüge preist. „Deine zuckersüßen Ohrflüppchen gleichen der Kammspitze eines gut gemästeten Hahns – winzige Porzellankiesel, weich und mürbe schmolzen sie im Speichel meiner Küsse dahin – und deine Ohrmuscheln ein Juwel, Krappen zur Fastenzeit, ein Frikassee aus Vogelköpfen.“ Seitenlang geht das so, schwankend zwischen Schwulst und Avantgarde.

„Ab morgen wird alles anders“ sollte nicht das erste Buch der französischen Autorin sein, das jemand liest. Sie hat schlicht bereits bessere geschrieben – und den Charme, den jene atmen, muss der Leser sich hier erst herausuchen. Erst in der letzten Geschichte nähert Anna Gavalda sich ihrer alten Form. Da gibt es ein paar beiläufige Wahrheiten: „Menschen, die man liebt, trifft man

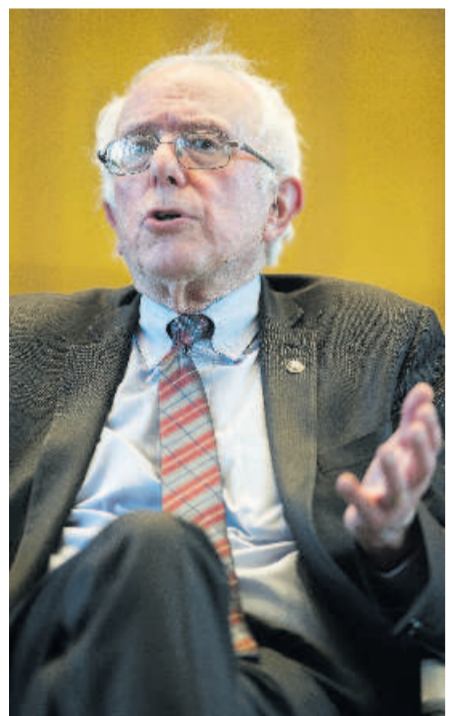
nicht, die erkennt man.“ Und einen phantastischen Monolog, den der junge Mann seiner Freundin auf Kassette spricht (jawohl, Kassette, wir erinnern uns: Die Autorin lebt ohne Radio und Fernseher auf einem Bauernhof). Er legt ihr die Trennungsgründe dar, und was ihn wütend macht, ist genau so ein dummes Kleinram, an dem tatsächlich Beziehungen scheitern, weil sich jahrelang wiederholender dummer Kleinram eben manchmal für Respektlosigkeit steht.

Nummer eins: Sie quasselt auf ihn ein, wenn er im Kino den Abspann gucken will. Nummer zwei: Sie bestellt nie ein Dessert, sondern nimmt immer die erste Gabel von seinem, dabei „ist die Spitze das Beste am ganzen Kuchen“. Der dritte Grund ist dann immerhin ihre Arroganz gegenüber seinen Eltern, das wirkt rationaler, für so etwas würden auch deutsche Romanfiguren ihre Partner verlassen. Aber wegen der Spitze am Kuchen: So etwas Weises bringen auch nur die Franzosen fertig. JULIA BÄHR



Anna Gavalda: „Ab morgen wird alles anders“. Erzählungen.

Aus dem Französischen von Ina Kronenberger. Hanser Verlag, München 2017. 298 S., geb., 20,- €.



Neulich in Berlin: Der amerikanische Senator Bernie Sanders tourt weiter westwärts um die Welt.

Foto Matthias Lüdecke

zen, ist schon sein ganzes Glaubensbekenntnis: Man setze für „Erwachsene“ sowohl „Kapitalisten“ wie „bürgerliche Parteien“, dann hat man die Summe dessen, woran Sanders glaubt.

Die passende politische Form dafür ist die sogenannte Bewegungslinke. Die bilden Menschen, denen der rein gewerkschaftlich-ökonomische Streit zu unpolitisch ist und der rein bürgerlich-parlamentarische zu verdoht. Diese Position ist nie und nirgends bequem, aber in den Vereinigten Staaten haben es ihre Vertreter besonders schwer, weil dort diejenigen unter ihnen, die es dank Massenmedien zu Bekanntheit und zahlenmäßig relevanter Anhängerschaft bringen, sofort in Versuchung geraten, ihre jeweilige Bewegung zur Manövierrasse der Demokratischen Partei oder diverser Interessensverbände der Nichtbesitzenden zu machen. Damit enttäuschen sie die Bewegung dann irgendwann, sie läuft auseinander und das war's, bis zur nächsten guten Hoffnung.

Die etablierten Organisationen locken nirgends mit soviel Geld und logistischen Angeboten wie in den Staaten: Treib uns deine Leute zu, liebes Straßenkind, und wir werden dann schon sehen, wie viel von deinen Absichten wir in Gesetze, Verträge oder sonst irgendeine Art Realität umsetzen können (oder auch nur wollen).

Allzu viele sind das nie, deswegen dürfen amerikanische Bewegungslinke, wenn sie es ernst meinen mit ihrer jeweiligen Sache, das Risiko nicht scheuen, eigene Organisationen aufzubauen – wie jener Eugene V. Debs, den Sanders maßlos bewundert und über den er in seinem Buch schreibt: „Debs war der Gründer der sozialistischen Partei Amerikas und kandidierte sechsmal für die Präsidentschaft. 1920 erhielt er fast eine Million Stimmen, nachdem er seinen Wahlkampf von einer Gefängniszelle aus geleitet hatte, in die er wegen seines Widerstands gegen den Ersten Weltkrieg gesteckt worden war. Das Leben von Eugene V. Debs, seine Vision einer Welt in Frieden, Gerechtigkeit, Demokratie

Kaktusblüten in großer Gefahr

Qatar ist als Film- und Kulturfaktor nicht nur in seiner Region: Die neue politische Krise bedroht diesen Status

Wer heute in Ägypten noch Frauenunterwäsche zum Trocknen ins Freie hängt, muss mit aufgebracht Nachbarn rechnen. „Alle sind schwierig geworden“, heißt es im Film „Cactus Flower“ von Hala Elkoussy, in dem eine junge Schauspielerinnen und eine ältere Dame eines Tages ohne Obdach dastehen. Die ohnehin schon lange rostigen Leitungen in dem Haus, in dem sie zur Miete leben, sind geplatzt. Der Wasserschaden ist wohl auch symbolisch zu verstehen. Zu lange wurde versäumt, die Grundlagen des Zusammenlebens zu pflegen. Nun steht eine ganze Gesellschaft in der Pfütze, und Aida und Samiha klappern ihre Verwandten und Bekannten ab, wo sie jeweils für eine Weile unterkommen können und interessante Einblicke in den Alltag Ägyptens bekommen.

Zu Beginn dieses Jahres hatte „Cactus Flower“ beim Filmfest in Rotterdam Weltpremiere. Damals hätte niemand gedacht, dass die Koproduktionsverhältnisse dieses in vielerlei Hinsicht typischen Festivalfilms ein paar Monate später zu einem winzigen Neben-Aspekt einer neuen geopolitischen Konstellation werden würde. Eine Reihe von arabischen Ländern, darunter auch Ägypten, haben sich entschlossen, Qatar zu isolieren. Es finanziert den Terrorismus, so lautet das Hauptargument dafür. Tatsächlich finanziert Qatar (mit Staatsfonds, privatem Geld oder auf informellen Kanälen) alles Mögliche in der Welt, von Fußballclubs bis zu Dax-Konzernen, und wohl auch viel Zweifelhafte. Ein Aspekt spielt in der aktuellen Angelegenheit sicher keine gewichtige Rolle, aber er enthält doch eine Menge Bedeutsames: Qatar finanziert auch Filme. Zum Beispiel „Cactus Flower“, in dem Geld aus Ägypten, Norwegen, den Vereinigten Arabischen Emiraten und eben Qatar steckt. Das Doha Film Institute ist im Weltkino wichtig. Finanzierungen gehen in alle Himmelsrichtungen, aber doch mit einem erkennbaren Schwerpunkt auf den arabischen Raum, durch den viele Friktionslinien verlaufen, und nicht selten entspricht diesen auch jeweils eine filmpolitische Option. Besonders konsequent ist die von Saudi-Arabien. Das Land hat keine Kinos und im Grunde auch keine Produktion, sieht man von gelegentlichen Ausnahmen ab wie zuletzt „Barakah Meets Barakah“ (F.A.Z. vom 9. März).

Ägypten hingegen war einst die bedeutendste Regionalmacht in der Filmproduktion, es gab einen blühenden Mainstream und bedeutende Künstler wie Youssef Chahine. Diesen Status hat das Land längst eingebüßt, und um die Erbschaft streiten sich – neben dem Spezialfall Iran – nicht zuletzt die jungen, kleinen Rohstoffökonomien am Golf.

Ein Film wie „Cactus Flower“ lässt sogar in seiner Form noch in Ansätzen erkennen, was dabei auf dem Spiel steht. Denn die Odyssee der beiden Frauen durch ein chaotisches Kairo wird immer wieder von Traumsequenzen und Tanz- einlagen unterbrochen, in denen sich Reste der populärsten filmischen Form erkennen lassen, die gerade auch den arabischen Raum lange geprägt hat: Ein Hauch von Musical ist erkennbar und damit eine Ahnung davon, dass es vor fünfzig Jahren einmal einen durch das Kino konstituierten kulturellen Raum gab, der von Marokko bis Indien reichte.

Die Integrationskraft jener Filme haben inzwischen eher die Seifenopern und andere Fernsehserien, während die Filmproduktion sich verstärkt auf einen vor allem mit Prestige assoziierten Teilbereich konzentriert: das internationale Curriculum der Filmfestivals. Qatar hat im Vergleich zu Dubai ein eher kleines

Festival, umso erstaunlicher sind die weitverzweigten Aktivitäten des Doha Film Institute. Man muss nur ein paar Stichproben machen, um zu sehen, dass diese Filmbehörde, der in Deutschland am ehesten der World Cinema Fund der Berlinale entspricht, die aber im Vergleich dazu deutlich offiziöser auftritt, doch recht eindeutig eine progressive Politik vertritt. Bei der Berlinale lief im Februar im Forum der Dokumentarfilm „House in The Fields“ von Tala Hadid, eine marokkanische Produktion mit qatarischer Finanzierung. Das Porträt einer Großfamilie im Atlasgebirge hat als Angelpunkt vor allem die Zukunftsaussichten zweier Mädchen, die gerade im Begriff sind, die Schule abzuschließen. Traditionell ist damit ihr Schicksal besiegelt, denn außer einer frühen Heirat, und damit einer Beschränkung auf das karge Subsistenzleben in dieser wunderschönen, aber unterentwickelten Gegend, gibt es eigentlich keine Option. Dass die 16 Jahre alte Khadija davon träumt, Anwältin zu werden, sprengt den Rahmen dieser Welt und macht sie zugleich zu einer Identifikationsfigur für viele ihresgleichen.

Die Filmproduktion ist längst auf der ganzen Welt kleinteilig und in hohem Maß vernetzt, aber auch vor diesem Hintergrund fällt ins Auge, dass das Doha Film Institute eine relativ kohärente Agenda hat. So ergibt es zum Beispiel in vielerlei Hinsicht Sinn, und ist doch auch wieder so kontingent, wie es das Zusammenspiel internationaler Gremien nun einmal ergibt, dass Geld aus Qatar in dem kleinen französischen Dokumentarfilm „La terre ferme“ von Laurence Ait Benalla steckt. Ein Hafen in Südfrankreich wird hier zum Sinnbild der Fluchtlinien aktueller Weltgeschichte. Zwei ausrangierte Fähren liegen am Kai fest, im Inneren haben sich Syrer ein Quartier geschaffen, die es aus dem Bürgerkrieg an diesen Rand von Europa verschlagen hat. Afrikaner verschiften von hier alte LKWs in ihre Herkunftsländer, die Syrer bewachen Pferde, die nach Algerien sollen. Der Filmemacher ist Sohn eines marokkanischen Vaters und einer französischen Mutter. „La terre ferme“ hatte im Vorjahr auf dem Festival in Dubai Premiere. Nun besteht zwischen Dubai und Qatar eine Boykottbeziehung.

Die Filmbehörde in Doha hat unterdessen auch das Afrika südlich der Sahara in den Blick genommen, wie aus „Ouaga Girls“ hervorgeht, einem weiteren Beispiel für komplexe Genealogien, die heutzutage normal sind: Die Regisseurin Theresa Traore Dahlberg wuchs in Schweden und Burkina Faso auf, nun hat sie einen Film über junge Frauen in Ouagadougou gemacht, die in einem feministischen Bildungszentrum auf ein unabhängiges Lebensvorbereit werden sollen. Burkina Faso hatte lange Zeit versucht, sich als Zentrum schwarzafrikanischen Kinos zu etablieren. Inzwischen gibt es in dem Land auch erste Anzeichen, dass islamistische Kräfte sich zu etablieren versuchen. Ein Film wie „Ouaga Girls“ ist im Kräftefeld der Weltmächte ein winziges Puzzelstück, es zeigt sich da, dass Kultur in diesem Kräftefeld häufig als zu unbedeutend erscheinen mag, als dass sie große Aufmerksamkeit auf sich ziehen müsste. Gerade so aber werden Ironien möglich wie die, dass viele von den Beziehungen, die nun offiziell abgebrochen wurden, viel zu persönlich sind, um für die Sanktionen überhaupt erreichbar zu sein. Trotzdem wird es sicher auch für die Filmförderer am Golf ein heikles Jahr. Die Klage aus „Cactus Flower“ könnte zum Leitmotiv werden: „Alle sind schwierig geworden.“

BERT REBHANDL



So viel Heiligkeit: Margarethe (Elizabeth Reiter, oben links), Katharina (Katharina Magiera, oben rechts) und Johanna (Johanna Wokalek, Mitte)

Foto Barbara Aumüller

Am Anfang steht der Tod

N

hezu ein halbes Jahrhundert liegt zwischen Claude Debussys lyrischem Gedicht „La Damaioiselle élue“ und Arthur Honeggers dramatischem Oratorium „Jeanne d'Arc au bûcher“, ein halbes Jahrhundert, in dem sich die Welt grundlegend gewandelt hat; so radikal, dass das eine Werk nicht in der Epoche des anderen vorstellbar scheint, weder in der jeweiligen musikalischen Faktur noch im Sujet und schon gar nicht aufgrund der Wirkungsgeschichte.

Honeggers barockes, zugleich auch modernes Mysterienspiel nach einem Libretto von Paul Claudel war eigentlich vom ersten Erscheinen an auf Konzert- und Opernbühnen auch eine *pièce de résistance*, das man im kriegsbesetzten Frankreich mit der archaischen Wucht und rabiaten Schlagkraft seiner Chöre wie eine moralische Kraftquelle gegen die Okkupation rezipierte. In vierzig Städten der unbesetzten Südzone Frankreichs stand das Werk allein im Jahr 1941 auf dem Spielplan.

Debussys knapp zwanzigminütiges Werk auf ein Gedicht des präraffaelitischen Dichters und Malers Dante Gabriel Rossetti mit seiner in sich gekehrten Klanglichkeit, der Vision von einem idealisierten, jenseitigen Glück in einer befremdlich zentralen Holzern und pathetisch lazierenden Textgestaltung fand dagegen den Weg in die Konzertsäle nur selten.

An Frankfurts Oper hat Alex Ollé von der katalanischen Theatergruppe La Fura dels Baus nun in einer Koproduktion mit dem Teatro Real Madrid die beiden so unterschiedlichen Werke nicht lediglich in einem szenischen Doppelabend präsentiert. Der Regisseur hat sie gewissermaßen wie zwei Seiten einer ästhetischen Medaille zusammengefügt, als sei Honeggers disparates und zugleich wirkungsmächtiges Musikdrama wie eine Blume des Bösen aus Debussys bitterartem Ton-

Aber am Ende siegt die Liebe: Die Kantate „La Damaioiselle élue“ von Claude Debussy und das Oratorium „Jeanne d'Arc au bûcher“ von Arthur Honegger als Doppelabend an der Frankfurter Oper.

gedicht herausgewachsen. Und siehe da, das Experiment ging gleich in mehrfacher Hinsicht auf.

Ollé und sein Bühnenbildner Alfons Flores sind sich wohlbewusst gewesen, wie sehr Szenisches auf die Musik zurückwirken, sie gar in ihrem Charakter verändern kann. Gleich zu Beginn bekommen Debussys betörende Anklänge an Wagnerische Bläsersätze durch die Projektionen dunkelster Gewitterwolken auf dem gesamten Bühnenhintergrund, die nur von einem filigranen Metallgerüst und einem darüber gespannten feinen Gitternetz unterbrochen werden, einen gefährlich lauernden Charakter; als kämen die Klänge nicht aus dem Orchestergraben, vielmehr aus dem wie ein Verteilermast moderner Kommunikationssysteme geheimnisvolle Botschaften in die Welt tragenden Gerüst. Nichts geschieht, die Wolken brauen sich wie die Töne des Orchesters bedrohlich zusammen, bis unter dem Gerüstpfiler zwei Menschen sichtbar werden, von denen man zunächst nicht weiß, ob sie eine mittelalterliche Pietät symbolisieren sollen oder ein Liebespaar, verschlungen wie in einem Rodinschen Kuss. Jetzt erst wird erkennbar, dass das Gitternetz ein

Glasplateau trägt, das die Szene in zwei Spielhälften, Himmel und Erde, teilt.

Etwas Rätselhaftes bleibt bis zum Schluss des Stückes, auch wenn der einsetzende Gesang die eine der beiden Figuren als Erzählerin des Geschehens und den stumm in ihren Armen liegenden Mann als Liebhaber der „ausgewählten Jungfrau“ ausweist, die im goldenen Gewand auf dem Himmelsteil der Bühne darum bittet, Christus möge auch ihren Liebsten aus dem Leben abrufen und sie mit ihm vereinen: „... wie einst auf Erden, bloß in Liebe – ganz nurmehr/ wie zeitlich eh, so ewig nun/ zusammen ich und er“. Das alles wäre in seiner szenischen Reduktion und überhöhten Sprache weit mehr noch als bloß ornamentale Verspieltheit und dekorativer melodischer Lyriismus erschienen, würde Marc Soustron am Pult das sensibel reagierende Opernhaus- und Museumsorchester nicht mit jener Sonorität ausgestattet haben, die den Werken gemäß ist – Debussy selbst sprach von „clarté“ und „mathématique musicale“ –, und würden sich die Altistin Katharina Magiera als Erzählerin und Elizabeth Reiter als Auserwählte mit ihrem blühenden Sopran nicht wie ätherische Engelsstimmen in den Orchesterstanz einfügen. Später sind die beiden in ebenso souveräner Weise als heilige Margarethe und Katharina zu hören.

Kaum aber ist der letzte dieser geheimnisvollen Klangdüfte aus dem Orchestergraben entwichen, tritt aus dem Bühnenhintergrund jenes lärmende französische Lumpenproletariat, das die heilige Johanna im Hundertjährigen Krieg so gerne von ihren englischen Peinigern befreit hätte und das dann doch, aufgehetzt von opportunistischem Klerus und intrigantem Adel, sich gegen sie wendet und ihren Tod auf dem Scheiterhaufen hysterisch einfordert. In einem später hinzugefügten Prolog und elf Bildern lässt Arthur Honegger die letzte Stunde der Jeanne

d'Arc mit Hilfe Pater Dominiques Aufzeichnungen Revue passieren, bevor sie selbst zur heiligen Flamme wird, nicht ohne das Hohelied der Liebe anzustimmen, das sie mit der auserwählten Jungfrau im vorausgegangenen Poème lyrique verbindet. So zurückhaltend, geradezu karg Alex Ollé sich dem Werk Debussys näherte, so üppig stattdet er jetzt Honeggers dramatisches Oratorium aus, das die Elemente des Theaters neu ordnet, gesprochenes und gesungenes Wort aufgreift und die unterschiedlichsten Formen der Darstellung zu einer Art religiöser Revue zusammenfasst, die das gesamte große Ensemble auf der Bühne instinktsicher und facettenreich bewältigt.

Das geht weit über das volkstümliche Fresko hinaus, das dem Komponisten wie dem Librettisten vorschwebte, bisweilen Züge eines breughelschen Sittengemäldes annimmt; mit allegorischen und parodistischen Tableaus, Folterszenen, Hooligan-Aufmärschen wie bei modernen Massensportereignissen, mit grotesken Kindersoldaten und Schlägertrupps, bis zur Unkenntlichkeit entstellten historischen Figuren und obszönen Handlungen.

In all dem von agil spielenden und singenden Chören wie Kinderchören angeordneten Tohuwabohu (einstudiert von Tilman Michael und Markus Ehmann) ragt wahrlich wie eine selbst vom Feuer unberührbare Symbolgestalt eine fulminante Johanna Wokalek in der Sprechrolle der Jeanne d'Arc heraus, die auch noch das Trimazo-Lied am Ende anrührend zu singen vermag. In die Bewunderung für ihre Bühnenpräsenz – sie wird am 8. August beim Rheingau Musik Festival erneut zu erleben sein – muss man aber auch die umsichtige musikalische Leitung von Marc Soustron einschließen sowie ein Orchester, das der stilistischen Komplexität der Partitur zwischen barocker Klangfülle und elektronischen Effekten stets gewachsen ist.

WOLFGANG SANDNER

Nette alte Tanten, die alleinstehende Herren mit vergiftetem Holunderwein um die Ecke bringen und selbst Profigewaltbrecher mit ihrer spitzengeklöppelten Brutalität beschämen: Joseph Kesselrings Komödie „Arsen und Spitzenhäubchen“, 1941 am Broadway uraufgeführt und durch Frank Capras Verfilmung mit Cary Grant unvergesslich geworden, ist bis heute ein Klassiker des schwarzen Humors. Allein die drei Neffen der Tanten sind ja fast so lustig wie die von Onkel Donald. Der eine, Teddy, hält sich für Präsident Teddy Roosevelt und weist sich durch großspürige geheime Proklamationen selbst ins Irrenhaus ein. Jonathan, der vierschrotige Serienmörder auf der Flucht, sieht nach Gesichtsoperationen durch seinen Assistenten Dr. Einstein wie Frankensteins Monster aus. Mortimer, der auf Freiersfüßen wandelnde Theaterkritiker, scheint halbwegs normal zu sein, aber Tante Abby gibt dem Theater als Kunstform höchstens noch „ein, zwei Jahre“.

Die makabre Komödie, eine Art viktorianischer Prä-Tarantino, wird seit bald achtzig Jahren immer wieder gern gespielt, in Schul-, Stadt- und Liebhabertheatern, in St. Pauli mit Angela Winkler und Eva Mattes, in Wien zuletzt mit den Lokalheldinnen Marianne Nentwich und Elfriede Schüsseleder. Was aber will uns Armin Petras, der scheidende Stuttgarter Schauspielchef, sagen, wenn er in seiner vorletzten Saison neben viel humorlosem, aber politisch relevantem Staats-

Der Präsident hat niemanden, der über ihn lacht

Kleinbürger, entfesselt im Klamauk: Jan Bosse inszeniert „Arsen und Spitzenhäubchen“ in Stuttgart

theater gleich zwei Klamotten aus dem Repertoire des entfesselten Kleinbürgertums auf die Bühne bringt? Ist es ein Angebot zur Beschäftigung, ein höhnisches Abschiedsgeschenk oder eine vergiftete Praline? Sebastian Hartmann nutzte bei seinem „Raub der Sabinerinnen“ ja wenigstens die Theater-im-Theater-Schmiere für kritisch-selbstreflexives Allotria. Jan Bosse aber versucht nicht einmal, den alten Häubchen neue Lichter oder giftige Spitzen aufzustecken. Man kann sich jetzt als Theaterkritiker mortimerhaft zurücklehnen und fünfe gerade sein lassen. Oder eine Prise Zyankali in den vielbejubelten Wein gießen: So lustig sind quetschende Schwingtüren und die Rollenmodelle der vierziger Jahre auch wieder nicht.

Christian Schneeweß als überforderter Krisenmanager Mortimer beherrscht alle genreüblichen Slapstickübungen: Erschrecken mit Verzögerung, weit aufgerissene Augen, panisch schlenkernde Glieder, Abwiegungsstrategien, die alles noch schlimmer machen. Aber er macht nichts aus seinem Beruf als Theaterkritiker. Wenn sich am Ende im Stück des als Bühnenautor dilettierenden Polizeibeamten Schreiben und Handeln, Le-



Oh, Teddy: Auch ein starkes Ensemble kann diese Klamotte nicht retten. Foto Bettina Stöß

derjacke und Staatsgewalt, Realität und Theater bedrohlich ineinander verkeilen, ist das in Stuttgart nur ein müder Schwulenzwitz.

Bosse punktet mit Slapstick, dadaistischer Wortakrobatik und einem stark aufspielenden Ensemble, aber er versäumt es, der Klamotte einen doppelten Boden einzuziehen oder wenigstens die bedrohliche Unterseite des Idylls auszuspüren. Ab und zu dreht sich die Bühne, und dann enthüllt die bürgerliche Fassade, eine Art-déco-Wohnlandschaft mit Sesseln, Drehtüren und steilen Treppen ins Nichts, ihre düstere Hinteransicht: Särge, wabernde Nebel, gespenstische Dunkelheit wie in Draculas Gruft. Am Ende bekommt die Fassade Risse, die Kulissen brechen auseinander, aber bloß weil das Theater sich fröhlich einmal um sich selber dreht, geht die Welt noch lange nicht aus den Fugen.

Dass ein großwahnsinniger Irrer sich für den amerikanischen Präsidenten hält, soll ja vorkommen. Aber Sebastian Hartmanns Teddy ist ein sehr harmloser Verrückter, kein schlechter Kerl oder gar böser Verlierer: Er bläst so laut zur Attacke, dass die Polizei kommt, er verkleidet sich als Uncle Sam oder Teddybär und ent-

sorgt brav die Leichen im Keller, im Irrglauben, mit jedem Erdklo eine neue Schleuse für den Panamakanal auszuheben. Oh, wie schön ist Panama, oh: wie lustig das Spiel mit impliziten Klischees. Aber eine etwas explizitere Trump-Satire hätte es ruhig sein dürfen. Die vollmundig angekündigte Entharmlosung der Klamotte bleibt in Stuttgart jedenfalls in Slapstick und Klamauk stecken.

Vielleicht auch weil die tüteligen Giftmischerinnen mit ihren Spitzenhäubchen hier noch relativ junge und coole Diven in Hollywood-Kostümen sind. Vor allem Rahel Ohm als Abby hat die Wärme einer Massenmörderin mit Spitzenhaube, aber unheimlich gemächlich ist auch sie nicht. Manolo Bertling stattdet den Erzschorken Johnny mit der gebotenen Boss- und Dummheit aus, Astrid Meyerfeld als Schönheitschirurg Dr. Einstein klammert sich wie ein Äffchen an seinen Riesenleib.

Meyerfeld hat schon in Bosses Stuttgarter Inszenierungen von Bergmann „Szenen einer Ehe“ die Ehekrieglerin gespielt, und nach so viel psychologischem Feinsinn und protestantischer Nabelschau ist es natürlich eine Erlösung, die Rampensau rauslassen und wie ein Weltmeister Zigaretten paffen zu dürfen. Aber wenn Einstein zum hundertsten Mal „Schonny“ flötet, reicht es dann auch. Jan Bosse haut übermütig auf Kesselrings Kesselpauke, aber als Friedensangebot an das vergrätzte Stuttgarter Theaterpublikum kommt dieser Schwank wohl ein wenig zu spät.

MARTIN HALTER

Verboten ist hier verboten

Volker Ludwig, der Mann vom Grips, wird achtzig

Zu seinem achtzigsten Geburtstag macht sich Volker Ludwig ein ungewöhnliches Geschenk: Er tritt endgültig als Leiter des von ihm gegründeten Berliner Grips-Theaters ab und legt dessen Geschicke nach 48 Jahren in die Hände von Philipp Harpain. Das wird nicht bloß für ihn, sondern für die gesamte Theaterwelt eine gehörige Umstellung sein, denn die Berliner Bühne ist seit je aufs engste mit seinem Namen verbunden.

Am Grips wurde er zum gefeierten Erfinder des modernen Kinder- und Jugendtheaters, das er als wohl berühmteste Bühne – nicht ausschließlich, aber vorwiegend – für ein ganz junges Publikum etablieren konnte. Bewusst verzichtete er auf die klassischen Märchenstoffe und angeblich kindgerechten Idyllen: „Alles, was auf Kinder Auswirkungen hat, kommt auf unserer Bühne vor.“ Minderheiten, Randgruppen, Geflüchtete, im weitesten Sinn Problemkinder stehen auch in den neueren Stücken im Mittelpunkt und empfinden flink und frech Tugenden wie Mitgefühl, Solidarität und politische Wachheit.

So veränderte Das „Grips“ das westdeutsche Kinder- und Jugendtheater nachhaltig. Es ist bis heute eine der international einflussreichsten und wichtigsten Bühnen in diesem Genre geblieben. Volker Ludwig, geboren 1937 als Eckart Hachfeld in Ludwigshafen am Rhein, wollte einst Pfarrer werden, wechselte jedoch bald zum politischen Kabarett. Für das Grips-Theater hat er bislang 37 emanzipatorische Stücke wie „Max und Milli“ oder „Linie 1“ geschrieben. Ludwigs Bilanz als Dramatiker dürfte nahezu konkurrenzlos sein: Über zweitausend Mal wurden seine Stücke nachszeniert und in 54 Ländern und 47 Sprachen nachgespielt.

ANZEIGE

MORGEN IM REISEBLATT

Biedermeier

Am Bodensee wächst alles:
Ein Besuch in den schönsten Gärten

Belle Époque

Alter Glanz über den Klippen:
Das Hotel Roches Rouges auf Korsika

Barock

Große Kunst aus Papiermaché:
Lustwandeln in Schloss Ludwigslust

Shabby Chic

Auch so kann man wohnen:
Naomi Schenck in New York

Kostenloses Probeabo

0180 252 52, www.faz.net/probeabo
* 6 Cent pro Anruf aus dem deutschen Festnetz,
Mobilfunkhöchstpreis 42 Cent pro Minute.



Mit Ludwigs Figuren sollten sich die jungen Zuschauer identifizieren, um ihre eigene Wirklichkeit zu begreifen, sie bewältigen und vielleicht, wenn alles klappt, verändern zu können. Wie nötig dies ist, wird er nicht müde zu zeigen. Das hatte anfangs zur Folge, dass die CDU das Grips Theater in den von ihr regierten Berliner Stadtbezirken nicht auftreten ließ und es jahrelang als Brutstätte „kommunistischer Indoktrination“ beschimpfte, in der man „geistig wehrlose Kinder“ mit „linksradikalem Agitprop“ verderbe.

Volker Ludwig hat diese ideologischen Scharmützel wie die chronische Unterfinanzierung mit derselben Geduld und Gelassenheit gemeistert, die er auch dann noch bewahrt, wenn das Publikum um ihn herum tobt und kreischt und hüpf – wie das oft im Grips Theater passiert, wo unter der Devise „Verboten verboten“ die lieben Kleinen, von der Bühne her emotional direkt angesprochen, ebenso direkt zu antworten pflegen.

Doch all die Erfolge mit seinem „Mutmachtheater“ auf umjubelten Gastspielen in zahlreichen Ländern auf allen Kontinenten haben ihn nicht vor den Respektlosigkeiten der lokalen Kulturpolitik bewahrt. Im April 2012 etwa stand das ohnehin auf einen äußerst schmalen Etat angewiesene Theater vor der Pleite und konnte nur mit einem finanziellen Notfallplan gerettet werden, der erst unter hohem öffentlichen Druck zustande kam. Dabei ist das Haus ein Publikums-magnet und regelmäßig ausverkauft, kann aber angesichts seiner Zielgruppe die Eintrittspreise kaum steigern. Volker Ludwig gründete damals einen Freundeskreis, um künftig Spenden auch von privaten Sponsoren einwerben zu können. Engagiert, charmant und heiter wird er das sogar an seinem heutigen Geburtstag tun, zu dem es eine Neufassung seines Stücks „Eine linke Geschichte“ gibt – stets als Mann mit Grips. IRENE BAZINGER

Wie Sonne lauter strahlte uns ihr Licht

Niemand erleuchtete den Raum und die Musik wie sie – und damit auch uns: Zum Tod der Stuttgarter Licht- und Bühnenbildkünstlerin rosalia.

Sie schrieb ihren Künstlernamen klein: rosalia. Aber ihre Kunst war groß. Das wusste die Welt spätestens, seit die gelernte Bühnenbildnerin, die 1953 als Gudrun Müller im Schwäbischen geboren wurde, in den neunziger Jahren bei den Bayreuther Festspielen den „Ring“ von Alfred Kirchner ausgestattet hatte: minimalistisch wie seit Wieland Wagners Zeiten nicht mehr. Der Farbenzauber der Lichtkünstlerin aus Stuttgart übertraf jedoch selbst den Feuerzauber der Musik, und rosalia setzte bei Kostümen und Kulissen auf Effekte, die einerseits so simpel (und damit für die Festspiele preiswert) und andererseits so brillant (und damit dem Publikum teuer) waren, dass man staunte. Das Waldweben etwa fand in einem Hain aus grünen Regenschirmen statt – ein optischer Geniestreich.

Die Musik war ihr Leben, Oper und Ballett wurden deshalb besonders wichtige Bühnen ihrer Kunst, doch was rosalia generell in Vollendung beherrschte, dass war der Umgang mit Raum, den sie mit Illuminations- und Illusionsgeschick derart füllte, das man gar nicht anders konnte, als bezaubert zu sein. Dafür nutzte rosalia die jeweils neuesten technischen Entwicklungen der Licht- und Computertechnik, und in den letzten Jahren verschaffte sie ihrer Installationskunst damit neue Dimensionen. Am Karlsruher ZKM war sie Stammgast, das Leipziger Museum der Bildenden Künste verdankte ihr 2013 die spektakuläre Ausstellung „Weltschöpfer“, in der sie das Schaffen von Richard Wagner, Max Klinger und Karl May in bewegte Lichtskulpturen umsetzte. Auf der Projektionsbiennale von Bad Rothenfeld bespielte sie 2015 mit einer Animation in modernster Röntgenvideotechnik eine hundert Meter breite Bildfläche, und im selben Jahr ließ sie eine farbig changierende Lichtwolkenkaskade durch ein ehemaliges Hochregallager im Museum Schauwerk in Sindelfingen funkeln. Ihre Kunst ist im allerbesten Sinne theatralisch.

Die Künstlerin dahinter war es nicht, stattdessen eine unermüdete Tüftlerin, zart, aber willensstark, eine strikte Lehrerin, die mehr als zwanzig Jahre lang als Professorin an der Hochschule für Gestal-



Fünfzehn Meter hoch war die Sindelfinger Leuchtwolke, die rosalia in verschiedenen Farben erglänzen ließ.

Foto Martina Gerhardt

tung in Offenbach wirkte, und eine rastlose Ideengeberin, die in Thomas Jürgens einen der gemeinsamen Kunst ebenso fanatisch verschriebenen Mitarbeiter hatte. Die Begeisterung von rosalia war ansteckend, ihre Virtuosität, Sorgfalt und Verlässlichkeit schufen die Basis für wiederkehrende Kooperationen mit bedeutendsten Kulturschaffenden aus unterschiedlichsten Disziplinen, so etwa Peter Wei-

bel, Adriana Hölszky, Uwe Scholz, Hans Werner Henze oder Martin Schläpfer.

Gestern ist rosalia im Alter von nur 64 Jahren nach schwerer Krankheit in Stuttgart gestorben. Sie zauberte bis zuletzt. Erst vor sechs Wochen begleitete eine auf Wunsch Kent Naganos von ihr erstellte gigantische Lichtinstallation die Aufführung von Mahlers achter Symphonie in der Hamburger Elbphilharmonie. Am

kommenden Samstag wird die von ihr ausgestattete „Salome“ im Leipziger Opernhaus Premiere haben und im Dezember als letztes, vom Krankenbett aus fertiggestelltes Werk die Ausstattung zu Davide Bombanas Ballett „Roméo et Juliette“ nach Berlioz an der Wiener Volksoper zu sehen sein. Ihre Bilderfindungen sind unvergesslich. Sie selbst ist es auch. ANDREAS PLATTHAUS

PARIS, 12. Juni
Komplizierter als bei dem Bühnenerstling von Camille Saint-Saëns kann die Entstehungsgeschichte einer Oper kaum sein. 1865 komponierte er das lyrische Drama „Le timbre d'argent“, die „Silberglocke“, eine ziemlich verrückte, hoffmaneske Künstleroper über den Maler Conrad im Fieberwahn und seinen gruseligen Talisman in Gestalt einer silbernen Hotelklingel. Nach mehrfachen Ablehnungen und Umarbeitungen wurde das mit allen bösen und guten Mächten spielende Romantik-Spektakel 1877 in Paris uraufgeführt und schließlich 1914 in einer letzten Fassung nochmals in Brüssel vorgestellt. Danach war es ein einziges Mal.

Ein Fall für das Centre de musique romantique française, das seinen Sitz charmanterweise in Venedig hat. Die Italien- und Opernliebhaberin Nicole Bru, millionenschwere Erbin eines Pharmakonzerns, erwarb 2006 das Gartenhaus des venezianischen Patriziers Marino Zane aus dem siebzehnten Jahrhundert, steckte allein vier Millionen Euro in seine Restaurierung und eröffnete es 2009 unter dem Namen Palazzetto Bru Zane als Forschungsinstitut für französische Musik der Romantik. Aufgabe dieser wissenschaftlichen Einrichtung unter der Leitung von Alexandre Dratwicky ist die Erschließung und Drucklegung vergessener Partituren, um die Werke in bibliophil ausgestatteten CD-Editionen, Konzerten und Festivals wieder ans Tageslicht zu holen. Auch Saint-Saëns' „Silberglocke“, die François-Xavier Roth und sein Orchester „Les Siècles“ zusammen mit dem Accentus-Kammerchor und dem Solistenquintett beim fünften Festival Palazzetto Bru Zane in Paris an der Opéra Comique mit triumphalem Erfolg aus der Versenkung holten, ist als CD geplant. Allein die spritzige Ouvertüre ist ein repertoireverdächtiges orchestrales Glanzstück.

Dass die „Silberglocke“ nach dem Ersten Weltkrieg von den Spielplänen verschwand, mag weniger am Sujet der Oper liegen als vielmehr an ihrem Zwitterwesen. Die weibliche Hauptrolle der Fiammetta ist stumm und mit einer Tänzerin besetzt (Raphaëlle Delaunay), als erotisches Pendant zur frommen Helene (Hélène Guilmette), der Verlobten des Malers Conrad (Edgaras Montvidas). Tanz und Ballett machen also einen Großteil der Bühnenhandlung aus (Choreographie: Herman Diephuis), und der Regisseur Guillaume Vincent verortet sie revuehaft im heutigen Pariser Varié-

Hat Offenbach bei Saint-Saëns geklaut?

Ein wahres Fest: Der Palazzetto Bru Zane zeigt in Paris drei seltene französische Opern der Romantik



Bringt Gold und Tod: die Silberglocke, getragen von einer Choristin Foto Pierre Grosbois

té. Er unterstreicht damit jenen Stilbruch, der dem Werk immanent ist: der Wechsel von der großen Oper in die Operette, vom extrem hohen lyrischen Arien in die pikante Rhythmik des Vaudeville. Heutigen Hörern erscheint gerade dieses Nebeneinander unterschiedlicher Genres modern, als neugierige, vorurteilsfreie Haltung eines Komponisten, der alles aufsaugt, was ihm musikalisch begegnet. Hinzu kommen einige hinreißende orchestrale Einfälle wie die Begleitung einer Tenorarie mit Solo-Violine, die seltsam schnarrenden tiefen Streicher, die „schmutzigen“ Akkorde für den Talisman oder der tollkühne Gebrauch der Hörner. Frappierend ist zudem die Erkenntnis, dass es sich bei „Le timbre d'argent“ um einen direkten Vorläufer von Jacques Offenbachs letztem Bühnenwerk, „Hoffmanns Erzählungen“, handelt. Nicht zufällig sind die Librettisten beider Opern gleich.

Eine baldige szenische Realisierung wünscht man der Oper „La Reine de

Chypre“ von Fromental Halévy, die mit hochdramatischer Verve im Théâtre des Champs-Élysées vom Orchestre de chambre de Paris unter Hervé Niquet lediglich konzertant aufgeführt wurde. Eine umwerfende Entdeckung, die die Geringschätzung des Kritikers Hector Berlioz nicht im mindesten verdient. Hat denn der Komponist Berlioz geflüsterlich überhört, wie viel von seiner eigenen Musik in dieser Oper steckt? Dagegen konnte ausgerechnet Richard Wagner seine Bewunderung für Halévy nicht verhehlen, nachdem er in Paris einen Klavierauszug der Oper angefertigt hatte. Sechs Jahre nach seinem Erfolgsstück „La Juive“ greift Halévy in der „Königin von Zypern“ gleichsam zu den Sternen der Grand Opéra und entwirft ein gigantisches, in der venezianischen Historie des fünfzehnten Jahrhunderts angesiedeltes fünfaktiges Szenario aus Vaterlandslied, Edelmut, Despotismus, Verrat und Verzicht rund um eine Liebesgeschichte, die der Staatsräson geop-

fert wird. Kompositorisch und dramaturgisch ist Halévy ein Meister der Steigerung, die im vierten Akt mit einer grandiosen Festmusik ihren Höhepunkt erreicht, ein Meister rasanter Ensembles in einer eigenwilligen, oft schneidigen Rhythmik, ein Meister origineller Klangfarben, ein Meister schließlicher der Melodie für alle Lebenslagen zwischen Schwärmerei und Verzweiflung.

Allerdings sind die sängerischen Anforderungen exorbitant. Mit der souveränen, wahrhaft königlichen Veronique Gens als Catarina Cornaro war die Titelrolle optimal besetzt. Aber die musikalische Hauptrolle in dieser Frauenoper hat insgeheim der Tenor des Gérard, der gepörfte Verlobte Catarinas. Für diese Partie brauchte es einen Sänger wie Juan Diego Flórez mit strapazierfähiger Höhe, rhythmischer Präzision, lyrischer Geschmeidigkeit und vor allem Durchhaltevermögen. Einen solchen zu finden ist schwierig genug. Sagt der vorgesehene Sänger dann noch ab, wird es prekär. Eigentlich verfügt Sébastien Droy über die verlangten Qualitäten, aber da er die Partitur erst am Tag der Aufführung erhielt, hatte er sich so verausgabt, dass ihn abends seine Stimme im Stich ließ.

Die dritte Opernproduktion beim Festival Bru Zane galt einem unbekanntem Werk des späten achtzehnten Jahrhunderts, der „Phèdre“ von Jean-Baptiste Lemoine, einem Zeitgenossen Glucks, der in Deutschland studiert hatte. Im pittoresk vergammelten Théâtre des Bouffes du Nord wurde allerdings eine auf drei Akte, zehn Musiker und vier Sänger reduzierte Fassung von Benoît Dratwicky gezeigt, Leiter des Centre de musique baroque de Versailles und Zwillingbruder von Institutsleiter Alexandre, eine Version, die schon in Caen zu sehen war. So viel Zerknirschung, Selbstqualerei und Verhängnis in c-Moll sind kaum zu ertragen, zumal Regisseur Marc Paquien in der halbszenischen Aufführung mit dem Ensemble Le Concert de la Loge von Julien Chauvin den Protagonisten zusätzliche Manieriertheiten aberlangte, wenn etwa Theseus (der imposante Bassbariton Thomas Dolié) seine große Arie auf einem Hocker kauert zu absolvieren hat. Ähnliche Regieeinfälle kennt man eher von deutschen Bühnen. Und aus Deutschland kam auch die gern entgegengenommene Ehrenurkunde des Preises der Deutschen Schallplattenkritik, die Patronin Nicole Bru vor der Aufführung der „Phèdre“ für ihre Verdienste um die Oper in Empfang nahm. LOTTE THALER

Abgemagerte Musik

„JeKits“ statt „JeKi“: Betrug der Bildungspolitik am Kind

Selten ist eine bildungspolitische Initiative auf so breite Resonanz gestoßen. „Jedem Kind ein Instrument!“ Schon der Titel formuliert mehr als ein Programm: ein Grundrecht. Dass Kinder in der Schule das Spielen eines Musikinstruments genauso selbstverständlich lernen können wie Lesen und Schreiben, ist ein Angebot, das dem chronisch vernachlässigten musischen Unterricht einen Schub verpasst. An der Musikschule Bochum 2003 mit Unterstützung der Zukunftsstiftung Bildung in der GLS Treuhand gegründet, wurde „JeKi“ 2007, gefördert vom Land Nordrhein-Westfalen und der Kulturstiftung des Bundes, als Kooperationsprojekt der Europäischen Kulturhauptstadt Ruhr 2010 entwickelt: 2010/2011, vier Jahre nach dem Start, nahmen 641 Grundschulen in 42 Kommunen daran teil, 31 150 Erst-, 14 621 Zweit-, 6001 Dritt- und 2341 Viertklässler. Tendenz steigend.

Was im Ruhrgebiet großen Anklang fand, wurde in vielen Bundesländern aufgegriffen, adaptiert, abgewandelt. Ausgelegt ist das Programm auf vier Jahre. Im ersten werden die Instrumente vorgestellt, die Kinder probieren sie aus und wählen eines aus, im zweiten wird es ihnen als Leihgabe überlassen, und sie erhalten Unterricht in Gruppen mit durchschnittlich fünf Teilnehmern, der im dritten und vierten Jahr fortgeführt und um gemeinsames Musizieren ergänzt wird. Die Kosten der Teilnahme betragen im zweiten Schuljahr zwanzig, im dritten und vierten Schuljahr 35 Euro monatlich; Kinder aus Familien, die Sozialleistungen erhalten, werden von ihnen befreit.

Schon zum Schuljahr 2011/12 sollte das Programm auf ganz Nordrhein-Westfalen (und damit auf 150 Städte) ausgedehnt werden. Doch der Plan wurde zurückgestellt, da die erhofften Sponsorengelder ausblieben. Um ihn 2015/16 umzusetzen, wurde das Konzept verändert: Aus „JeKi“ wurde „JeKits“ – „Jedem Kind Instrumente, tanzen, singen“ – und die Stiftung in Bochum entsprechend umbenannt. Seitdem stehen drei Schwerpunkte zur Wahl: 2016/17 boten 639 Schulen Instrumente, 94 Tanzen und 81 Singen an. Doch während die Teilnehmerzahl mehr als verdreifacht wurde, beträgt der Etat weiter 10,6 Millionen Euro. Die Ausweitung in der Fläche führte zu einer Verflachung des Programms: Die Förderung wurde von vier auf zwei Jahre halbiert. Das Angebot ins dritte und vierte Jahr fortzuführen ist nun Aufgabe der Kommunen, von denen die meisten verschuldet sind und auf Gebühren nicht verzichten können. So wird der kulturpolitische Ansatz geschwächt, wenn nicht torpediert: „Das ist zu kurz, das ist rausgeschmissenes Geld“, sagt die Leiterin einer Essener Grundschule, die nicht genannt werden möchte. Abgespeckt, ist das Modell um seine Substanz gebracht.

Die Neuaufrichtung wird von den Musiklehrern kritisch gesehen. Dabei erkennen sie an, dass, so Volker Gerland, Leiter der Musikschule Dortmund, „JeKits“ auch ein Zeichen politischen Willens zur Stärkung der musikalischen Bildung ist. Doch durch die Verkürzung der Landesförderung, so Gerland gegenüber dieser Zeitung, „fällt in den meisten Kommunen die hundertprozentige Befreiung für sozial Schwächere im dritten und vierten Schuljahr weg. Wer weitermacht, muss zahlen, in Dortmund fünfzig Prozent.“ Viele Familien gingen da nicht mit. „Jammerschade, denn wir hatten es endlich geschafft, dass auch Kinder aus finanzschwachen und häufig bildungsfernen Familien dabeibleiben.“

Auch habe die Finanzierungsformel, die sich nun auf einen Schnitt von sechs (vorher fünf) Schülern pro Gruppe stützt, bewirkt, dass viele Instrumente nicht mehr vertreten sind: „Wenn die Kommune nicht die Möglichkeit hat, die Gruppe auf eigene Kosten zu verkleinern, haben Klarinette, Trompete, Posaune, Horn, Fagott oder Oboe kaum noch eine Chance“, sagt Gerland. Die Ressourcen müssten jetzt an der schon knappen Ausstattung der Grundschulen orientiert werden, so „dass es für die sogenannten Behindernten, die beim Musizieren genauso viel Freude entwickeln, nicht für eine sinnvolle Förderung reicht“. Johanna Schie, die Leiterin der Musik- und Kunstschule Duisburg, ergänzt: „Wir befürchten, dass das zweite Schuljahr ein verlängerter Schnupperkurs“ wird; die Motivation der Lehrkräfte steigert das nicht gerade. „Besonders gravierend sind die Folgen für kleinere Kommunen: „Bei einziigen Grundschulen haben wir das Problem, dass wir bei einer Mindestzahl von sechs Teilnehmern keine Verschiedenheit von Instrumenten mehr anbieten können“, sagt Peter Brand, Leiter der Musikschule Hattin. „Das Programm verliert an Attraktivität und wird von Eltern und Kindern nicht mehr gewählt.“

„Dass ausgerechnet die rot-grüne Landesregierung das Programm zu Lasten der Schwächeren umschichtet, ist ein Rückschritt“, kritisierte der Leiter der Musikschule Bochum, Manfred Grunenberg, der „JeKi“ erfunden hat und der Stiftung bis 2011 vorstand, vor der Landtagswahl. Die neue schwarz-gelbe Landesregierung ist gefordert, das Projekt, das während der Amtszeit von Jürgen Rüttgers (2005 bis 2010) auf den Weg gebracht wurde, in seiner Substanz zu sichern und landesweit auszubauen. ANDREAS ROSSMANN

Frankfurter Allgemeine

SOMMER 2017 € 10 AUSGABE 03

Quarterly

1

FAQ**Häufig gestellte Fragen**

Kann man Islamisten „heilen“?

Hilft Liebe gegen Erdoğan?

Wohin retten sich die Superreichen?

2

DAS THEMA

Vielfalt
Die Mode braucht das Fremde

Talent
Wieso Grace Wales Bonner fasziniert

Wandel
Wenn die Oberfläche politisch ist

Erfahrung
Miuccia Prada im Interview über Schönheit und Revolte



3

MATERIALIEN

Korrumpierte Polizisten
Don Winslow über Amerikas Abgründe

Nie wieder retro!
Warum wir neues Design brauchen

Weltverbesserer
Ihr Trick: Einfach mal anfangen

Alltagshelden
Sven Regener ehrt einen, auf den alle bauen

4

WAS KOMMT

Geschmack
Patricia Urquiola blickt in die Zukunft

Malediven
Kulturkampf unter Palmen

Mode, jetzt!

RADICAL CHIC

Was so vielen Angst macht, ist für die Mode das Lebenselixier:
Offenheit, Migration und Austausch der Kulturen

INSPIRATIONEN UND DENKANSTÖSSE FÜR DIE WELT VON MORGEN.

Entdecken Sie ein einzigartiges Magazin. Für Mode, Design und Stil. Für Kultur, Wirtschaft und Politik. Mit Geschichten, Reportagen und Analysen renommierter Autoren. Mit exklusiven Beiträgen kluger Denker.

Mit Fotostrecken und Bildern wegweisender Künstler. Mit Eleganz und Leidenschaft. Freuen Sie sich viermal im Jahr auf über 200 Seiten ausgiebigen Lesegenuss – ab 14.6. am Kiosk. fazquarterly.de

Anruf als Bürger

Emmanuel Macron hat es auf die Medien abgesehen

GENF, 12. Juni Der Anruf kam vom neuen Justizminister François Bayrou, der gerade an einem neuen Gesetz über die „Moralisierung des öffentlichen Lebens“ arbeitet. Mit einer Debatte über seinen Entwurf wird die kommende Legislaturperiode eingeläutet werden. Wären die neuen Kriterien, die Bayrou durchsetzen will, bereits in Kraft, hätte sein Kollege Ferrand im Kabinett bereits zurücktreten müssen: Der „Canard enchaîné“ hatte berichtet, wie Richard Ferrand als Geschäftsführer einer genossenschaftlichen Versicherung mit seiner Lebenspartnerin einen Immobilien-Deal inszenierte, der zu ihrer privaten Bereicherung beitrug.

Doch nicht deswegen rief Bayrou in der Chefredaktion des öffentlich-rechtlichen Senders „France Inter“ an. Er beschwerte sich stattdessen über laufende Recherchen der Journalisten, welche den Mitgliedern seiner Partei „Le Modem“ mit ihren Anfragen nachstellen würden. Offensichtlich hatten „Modem“-Abgeordnete im Europaparlament den gleichen Missbrauch betrieben wie Marine Le Pens Front National: Angestellte der Partei wurden als Mitarbeiter der Abgeordneten deklariert. Sprich, sie standen auf der Gehaltsliste Europas, arbeiteten aber zu Hause in der Zentrale – als Fahrer oder Sekretärin. Bayrou indes hat seinen skandalösen Versuch, Druck auszuüben, gar nicht erst in Abrede gestellt. Er erlaubte sich auch gleich noch, das Volk an der Nase herumzuführen: Nicht als Justizminister habe er angerufen, sondern in seiner Eigenschaft als „Bürger“.

Die Arroganz der neuen Macht gegenüber den Medien nimmt seltsame Züge an. Dass Macron die Journalisten selbst auslesen will, die ihn auf seinen Reisen begleiten dürfen, hatte die Chefredakteure der großen Zeitungen – von „Le Monde“ über „Libération“ bis zum „Figaro“ – sowie der politischen Magazine, aber auch der privaten und öffentlich-rechtlichen Sender zu einem Protestschreiben veranlasst: „Keiner Ihrer Vorgänger ist jemals auf eine solche Idee gekommen.“



Kommunikativ: Der französische Justizminister François Bayrou Foto dpa

Im Wahlkampf hatte Emmanuel Macron zudem versprochen, den seit den Attentaten von 2015 herrschenden Ausnahmezustand zu beenden. Nun hat er ihn nochmals verlängert. Beängstigend ist darüber hinaus die Absicht, zahlreiche seiner außerordentlichen Maßnahmen ins Gesetzbuch zu übertragen. Das geht aus einem Dokument hervor, das Macrons Premierminister Edouard Philippe den Verfassungshütern des „Conseil d'Etat“ zukommen ließ und das „Le Monde“ veröffentlichte. Zahlreiche gravierende Einschränkungen der bürgerlichen Rechte und Freiheiten sind darin vorgesehen. Der Philosoph Michael Foaess spricht gar von der Vorstellung eines „wirtschaftsliberalen autoritären Staats“.

Macron will seinerseits verhindern, dass vertrauliche Dokumente an die Öffentlichkeit gelangen. Das verübelt ihm niemand. Aber auch diesbezüglich geht er weiter als seine Vorgänger. Die Zeitung „Libération“ hat jüngst die Pläne der Ministerin Muriel Pénicaud für die Reform des Arbeitsrechts veröffentlicht. Diese sind bedeutend radikaler als die Ankündigungen in Macrons Wahlprogramm. Daraufhin reichte Pénicaud umgehend eine Klage ein. Diese beschränkt sich keineswegs auf den Diebstahl durch unbekannte Täter. Sie zielt ausdrücklich auf die Zeitung, die der „Hehlerei“ bezichtigt wird. Die „Libération“ schlug gleich zurück: „Madame Pénicaud verwechselt die Republik mit dem Joghurt-Hersteller Danone“, ihrem bisherigen Arbeitgeber. Der Chefredakteur Laurent Joffrin erinnert an Macrons Bekenntnis zur Pressefreiheit: „Geht es der Regierung um die versprochene demokratische Erneuerung oder die Restauration eines Ancien Régime“, in dem politische Entscheidungen ohne jede Diskussion und Transparenz gefällt wurden? JÜRGEN ALTWEGG



Große Erzählung eines kleinen Mädchens: In „What Remains of Edith Finch“ sind es gerade die Leerstellen, die dem Spieler die Geschichte vermitteln.

Foto Annapurna Pictures

Diese Geschichte verheißt nichts Gutes

Gewöhnlich geht es in Videospielen um Action, Rätsel, Aufgaben. Nicht so in „What Remains of Edith Finch“. Hier tauchen wir in die dunkle Familienhistorie eines Mädchens ein. Das Spiel wird zum Roman.

Wenn der Spieler nach Stunden, die er mit dem Videospiel „What Remains of Edith Finch“ verbracht hat, emotional ausgelagert vor dem Bildschirm kaut und auf den Abspann wartet, während er zu zarten Klaviertönen das zuvor Erlebte verdaut, erteilt ihm eine letzte Überraschung: Klein und dezent erscheint in der Mitte des schwarzen Bildschirms der Schriftzug „A story by Giant Sparrow“. Eine Geschichte also. Unwillkürlich steht die Frage im Raum: Ist das alles ein Spiel? Ja und nein: „What Remains of Edith Finch“ ist eine programmierte, interaktive Erzählung, die festen Regeln unterliegt und ohne die Aktionen des Spielers nicht in Gang kommt. Mit der Bezeichnung „Story“ macht das amerikanische Entwicklerstudio „Giant Sparrow“ deutlich, dass es vor allem um erzählerische Elemente geht,

weniger um Geschicklichkeit und Kombinationsgabe, die sonst meist gefragt sind.

Also werden wir ohne jede Einführung in die Geschichte geworfen. Selbst welches Ziel es zu erreichen gilt, falls überhaupt, bleibt unklar. In der Ich-Perspektive bewegen wir uns mit der Figur der Protagonistin Edith voran, die sich in einer Vollmondnacht dem verfallenen Anwesen nähert, auf dem sie ihre Kindheit verbrachte.

Zwischen Wald und Meer liegt das dunkle Holzhaus. Es erinnert an das Schicksal der Familie Finch, die für ihren Wohlstand und ihr Unglück bekannt war. Von diesen Dingen erfährt der Spieler durch die laut ausgesprochenen Gedanken der siebzehnjährigen Edith. Von ihr hören wir nur die kindliche Stimme und sehen die mit feinen Stoffhandschuhen bekleideten Hände, die sich ins Sichtfeld bewegen, wenn sie Türen öffnen, Geheimgänge freilegen und einschneidende Erlebnisse in Skizzen in einem Notizbuch festhalten.

„Früher habe ich mich vor dem Haus gefürchtet“, sagt Edith vor der Eingangstür. Das kann der Spieler gut nachvollziehen. Das verwitterte Haus, in dem mehrere Menschen ihr Leben verloren haben, eignet sich perfekt für ein Horror-Abenteuer. Nur ist die junge Edith alles andere als ein verängstigtes Opfer. Sie ist selbstbewusst und reflektiert, was mit einem der vielen Geheimnisse zusammenhängt, die sich nach und nach offenbaren.

Furchtlos, wenn auch zuweilen todtraurig, bewegt sich Edith durch das Haus und geht den Geschichten der ehemaligen Bewohner auf den Grund. Nicht selten wird der Spieler auf kurze Reisen in deren Kör-

per und Geist geschickt, wo er Episoden erlebt, die in ihrer Erzähltiefe für das Medium Computerspiel wegweisend sind.

Als Spieler will man den Controller des öfteren von sich werfen, wenn sich abzeichnet, dass die Reise in noch düsterere Gefilde geht – doch das erlauben die Entwickler nicht. Man könnte an dieser Stelle mangelnde Handlungsoptionen beklagen, doch die Ausgewogenheit ist Konzept, für die Protagonistin erfüllt sie einen therapeutischen Zweck. Edith will nicht nur wissen, was mit ihrer Familie geschehen ist, sie will es erleben, um ihr Trauma zu verarbeiten.

Dass der Ausgang der Rückblenden immer schon feststeht, fördert zwar die Anteilnahme, reduziert aber die Möglichkeit, in die virtuelle Erzählung einzutauchen. Was dieses für Computerspiele typische Miterleben angeht, unterscheiden die finnischen Spielewissenschaftler Laura Ermi und Frans Mäyrä in „sensory immersion“, also das Eintauchen durch audiovisuelle Eindrücke; „imaginative immersion“, die sich auf die empathische Teilnahme an der Geschichte bezieht; und die „challenge based immersion“. Sie entstehen durch die richtige Balance zwischen den Fähigkeiten des Spielers und der Herausforderung. Besondere Fähigkeiten sind bei „What Remains of Edith Finch“ freilich nicht gefragt. Der Spieler muss kein Spielsystem verstehen, keine Rätsel lösen oder seine Geschicklichkeit beweisen. Genuine Erfolgserlebnisse stehen nicht auf dem Plan.

Was die Entwickler in der dritten Immersionskategorie nach Laura Ermi und Frans Mäyrä aussparen, machen sie in den beiden anderen wett. Die fiktive Welt, in

der sich der Spieler bewegt, ist zwar begrenzt, besticht aber durch Detailreichtum. Bilder, Bücher, Prospekte, Spielzeug, Essensreste – jedes Ausstattungstück verriet etwas über die Menschen, die in diesem Haus gelebt haben. Die geheimnisvollen Rückblenden unterscheiden sich in Ton und Erzählweise, sind aber genau auf ihren Gegenstand zugeschnitten. Das Verbrechen an Ediths Großmutter – eine Horrorfilmschauspielerin – wird zum Comic, gelesen von einem Kürbis-Monster; ein durch Essensentzug bestrafte Mädchen verwandelt sich erst in seine Katze, dann in einen Hai und schließlich in eine Riesenschlange, um seiner Hilflosigkeit zu entkommen.

Trotz seiner filmischen Elemente ist „What Remains of Edith Finch“ mehr als nur ein gespielter Film. Auch wenn der Spieler die drohende Tragödie nicht verhindern kann, ist er an der Handlung aktiv beteiligt – anstatt, wie in anderen Spielen, Erzählsequenzen durch Knopfdruck auszulösen. So kann die Zeit gedehnt und die Reihenfolge verändert werden. „Während es in einem Film besser ist, etwas zu sehen als es zu erzählen“, sagt der Spieleentwickler Jordan Mechner, „ist es in einem Videospiel besser, etwas zu tun als dabei zuzuschauen.“ „What Remains of Edith Finch“ zeigt, wie sich all diese Elemente – Zeigen, Erzählen, Tun – miteinander verbinden lassen, um den Spieler in die große Erzählung eines kleinen Mädchens zu entführen. So wird das Spiel zum Roman. CLAUDIA REINHARDT

What Remains of Edith Finch ist für 20 Euro für den PC und die Playstation 4 erhältlich.

Ein Mann verschwindet in seinem Leben

In der ZDFneo-Serie „Blaumacher“ sind sich Alt und Jung nur in einem einig: So kann es nicht weitergehen

Für Frank Sporbert läuft es, um es gelinde zu sagen, gerade nicht so gut. Dem äußeren Anschein nach ist alles ganz wunderbar. Er ist glücklich verheiratet, hat zwei fast erwachsene Kinder, einen Bungalow im Grünen, und die Firma, die er von seinem Vater übernommen hat, läuft. Sie läuft sogar so gut, dass gar nicht auffällt, wenn der Chef nicht da ist. Dass er das entscheidende Meeting, bei dem es um einen neuen Großauftrag ging, in seinem Auto auf dem Parkplatz vor dem Fitness-Studio verpennt hat, macht – gar nichts.

Im Wagen hat er eine Bierdose nach der anderen geleert und seinen Rausch ausgeschlafen, nachdem er seine Frau Carmen mit dem Fitnesstrainer Thomas bei Freübungen gesehen hat. Seine Kinder Becky und Max halten Frank für einen desinteressierten Deppen beziehungsweise Kreditautomaten ohne Überziehungszinsen. Zuletzt, sagt Frank, habe sich sein Sohn auf dem Sofa glatt auf ihn draufgesetzt. Er hatte ihn nicht gesehen, was allerdings auch damit zu tun haben kann, dass Max selten ohne Marihuana-Dröhnung unterwegs ist.

Ist das das Leben, das ich wollte?, fragt sich Frank. Er kommt in seinem Leben, hat er den Eindruck, gar nicht vor, nicht für sich und nicht für die anderen. Also fährt er mit dem Wagen seit einer Woche gar nicht ins Büro, sondern zurück in die Garage, was niemandem auffällt. Er nimmt einen dreifachen Whisky, geht in den Keller und – setzt die Schrotflinte an.

Würde dem Verlierer vom Dienst nun gelingen, was er vorhat, wäre die sechsteilige Serie „Blaumacher“ vorbei, bevor sie begonnen hat. Frank trifft natürlich nicht, er wacht in ausgelauener Erdbeermarmelade auf, sein Schuss geht durch die Decke und alarmiert die Nachbarstochter Sascha. Die hatte, wie man bald erfährt, im Keller nebenan gerade dasselbe vor, nur

mit einem Strick. Da finden sich also die Richtigen im rechten Augenblick, was Franks Frau Carmen, die sich gerade überlegt hatte, mit dem Fitnesstrainer Schluss zu machen und ihre Ehe zu küssen, selbstverständlich in den falschen Hals bekommt. Nun darf das Verhängnis seinen Lauf nehmen, in der Familie und in der Firma, bis kein Stein auf dem anderen und keine Beziehung bleibt, wie sie ist.

„Midlife-Crisis meets Coming of Age“, schreibt die zuständige ZDF-Redakteurin Karina Ulitzsch zu der Serie, die mittwochs bei ZDFneo läuft und in die Phalanx der Stücke gehört, mit denen das

Zweite auf seinem zweiten Kanal das jüngere Publikum erreichen will, das sich heute eher bei den Serien von Sky, Netflix oder Amazon gut aufgehoben sieht. Die Zuschreibung ist arg schematisch, die Autoren Bernd Lange, Valentina Brüning und Sebastian Heeg lassen sich schon etwas mehr einfallen, die Regisseure Pia Strietmann und Maurice Hübner sowieso. Sie drehen die Figuren der Geschichte durch den Wolf. Hier scheitert jeder nach Strich und Faden, was in den einzelnen Szenen und den Dialogen zumeist auf Comedy gebürstet wird, aber nicht zu einer Kalauerparade gerät.



Leicht zu übersehen: Frank (Marc Ben Puch) beschreibt, dass er sich zunehmend unsichtbar fühlt; nicht wahrgenommen und übergangen von seinem Umfeld. Foto ZDF

Die Kamerafrau Eva Fleig sorgt derweil mit Bildern, die immer ein wenig nach „Breaking Bad“ aussehen, für Tableaus, die für sich sprechen: Wenn sich Frank besonders überflüssig und unsichtbar vorkommt, verschmilzt er wie ein Chamäleon mit dem Muster der Tapete – die ist in eher unansehnlichem Beige mit langweiligem Muster gehalten. Für den Kontrapunkt sorgt der Soundtrack, der die Szenen mitunter etwas zu deutlich kommentiert. Gleich zu Beginn aber verschmilzt das zu einem schönen Ganzen: Aus der improvisierten Jam Session, zu der sich Frank und Sascha im Keller zusammenfinden – Grunge Rock statt Suizid – wird in Bild und Ton eine Coverversion von „Smells like Teen Spirit“ von Nirvana. Dass der Leadsänger der Band, Kurt Cobain, wahr machte, womit Frank scheitert, ist die bitterböse Pointe der Szene – an deren Ende sich Carmen einen falschen Reim auf das Geschehen im Beat-Schuppen macht.

Marc Ben Puch als Frank und Laura Berlin als Sascha geben hier ein angemessenes unpassendes Paar ab, das kein Paar, sondern eine Selbsthilfegruppe à deux und ein Vater-Tochter-Gespinn ist. Lisa Martinek ist als Carmen überzeugend grundwütend bis zur Raserei, der Frank durch sein Verhalten stets neue Nahrung gibt. Doch auch das restliche Ensemble kann mithalten. Das ist zwar alles nicht sensationell, kann sich aber sechs Folgen lang gut sehen lassen, und vielleicht, so die Zuschauer mitziehen, darüber hinaus. Den passenden Cliffhanger haben sich die Macherinnen und Macher von „Blaumacher“ einfallen lassen – mit einer Fahrt ins Blaue. MICHAEL HANFELD

Blaumacher läuft mittwochs um 21.45 Uhr bei ZDFneo. Sämtliche Folgen der Serie finden sich schon jetzt in der ZDF-Mediathek.

Kleinerer Wächter

„Guardian“ könnte im Tabloid-Format sparen

Der „Guardian“ muss sparen, deshalb will die britische Tageszeitung im Rahmen nun wohl ihre Druckerei aufgeben und den Druck auslagern. Für das Format des Printprodukts hätte das Folgen, nämlich einen Wechsel vom Berliner Format (315 mal 470 Millimeter) auf das kleinere Tabloid-Format (235 mal 315 Millimeter). Der Verlag war durch Umbrüche in der Zeitungswirtschaft und die ehrgeizigen digitalen Expansionspläne ihres 2015 ausgeschiedenen Chefredakteurs Alan Rusbridger in Finanznot geraten.

Bestätigen wollte der Verlag Medienberichte nicht, denen zufolge eine Einigung mit dem Trinity-Mirror-Konzern, der den Druck übernehmen könnte, bevorstehe. Stattdessen hieß es, der „Guardian“ prüfe seine Druckeinrichtungen und werde die Mitarbeiter als Erste über eine Entscheidung informieren. Im Januar kursierten bereits Gerüchte, dass die linksliberale Zeitung mit anderen Verlagen über die Auslagerung seines Drucks verhandele. Während der „Independent“ und die „Times“ 2003 auf das Tabloid-Format der Boulevardpresse umstellten, wählten der „Guardian“ und seine Schwesterzeitung, der „Observer“, zwei Jahre später als einzige britische Titel das etwas größere Berliner Format. Der Verlag hatte damals achtzig Millionen Pfund in die Druckmaschinen und Anlagen in London und Manchester investiert.

Seitdem die Auflage in den vergangenen zehn Jahren von 341 000 Exemplaren auf 154 000 gesunken ist, sind diese nicht mehr ausgelastet. Hohe Verluste haben den „Guardian“ im vergangenen Jahr veranlasst, ein Dreijahresprogramm zur langfristigen Sicherung des Unternehmens ins Leben zu rufen. Durch Einsparungen von zwanzig Prozent hofft der Verlag bis 2019 aus den roten Zahlen zu kommen, doch immer noch belasten den auf weniger als 750 Millionen Pfund geschrumpften Stiftungsfonds enorme Unkosten.

Durch freiwillige Kündigung und nicht wiederbesetzte Stellen sind rund 300 Stellen abgebaut worden. Doch das reicht offenbar nicht. Die derzeitige Chefredakteurin Katharine Viner stellte den 1500 Mitarbeitern betriebsbedingte Kündigungen in Aussicht. Auch soll der „Guardian“ erwägen, Teile des Unternehmens in seine Herkunftstadt Manchester zurückzuverlegen, um die Mietkosten in seiner Londoner Redaktion zu senken. Statt eine Bezahlschranke einzurichten, bittet der Verlag Online-Leser am Ende jedes Artikel um eine einmalige Spende oder einen monatlichen Beitrags in Höhe von fünf Pfund. Der „Observer“-Kolumnist Nick Owen twitterte unglücklich, dass die Gemüse- und Salat-Bar der Kantine geschlossen worden sei, und fügte hinzu: „Wenn diese Nachricht Sie nicht überzeugt, dass wir in Endzeiten sind, wird Sie nichts überzeugen.“ G.T.

Gefängnisbesuch

Botschafter kommt zu Deniz Yücel

Der deutsche Botschafter in der Türkei will am Dienstag den inhaftierten „Welt“-Korrespondenten Deniz Yücel im Gefängnis besuchen. Botschafter Martin Erdmann werde den deutsch-türkischen Journalisten im Laufe des Nachmittags treffen, kündigte Außenamtssprecher Martin Schäfer am Montag in Berlin an. Yücel sitzt seit Ende Februar in Untersuchungshaft. Ihm werden Terrorpropaganda und Volksverhetzung vorgeworfen. dpa/F.A.Z.

Pastewka als Stream

Neue Staffel ab 2018 bei Amazon

„Pastewka“ kommt zurück. Wie Amazon mitteilte, haben die Dreharbeiten für die neue Staffel mit zehn Folgen begonnen. Die Folgen sollen bis Ende August abgedreht sein. Bis dahin steht Comedian Bastian Pastewka für den Streamingdienst vor der Kamera, bei dem die Sitcom Anfang 2018 zu sehen sein wird. Für Amazon Prime ist „Pastewka“ nach „You Are Wanted“ mit Matthias Schweighöfer die zweite Eigenproduktion in Deutschland. Zuvor liefen von 2005 bis 2014 sieben Staffeln der Serie bei Sat.1. dpa/F.A.Z.

Im Alm-Bootcamp

BR-Serie bei „Série Series“-Festival

Die deutsche Serien-Produktion „Svor12“ ist zu „Série Series“ eingeladen worden, einem renommierten Serienfestival in Frankreich. Es gilt als Plattform für die erfolgversprechendsten europäischen TV-Serien. Die BR-Produktion unter der Regie von Niklas Weise dreht sich in Form eines Scripted-Reality-Formats um fünf Jugendliche, die sechs Wochen ohne Wasser, Strom und Heizung unter Anleitung von Sozialarbeitern in einem Bootcamp auf der Alm verbringen. „Svor12“ ist in diesem Jahr die einzige deutsche Serie, die nach Fontainebleau bei Paris eingeladen wurde, wo das Festival vom 28. bis 30. Juni stattfindet. jms

I

FAQ



2

DAS THEMA

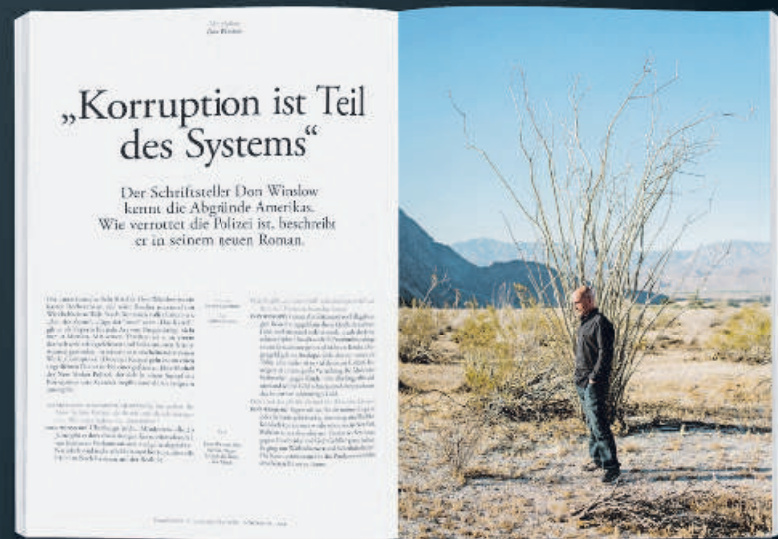


Unser Schwerpunktthema: Radical Chic. Warum das Fremde, der grenzenlose Austausch und die Migration das Lebenselixir der Mode sind. Mit Fotos von Heji Shin, einem Besuch bei Proenza Schouler in New York, einem Essay von Elena Esposito und einem Interview mit Miuccia Prada.

Die Antworten auf die wichtigsten Fragen: Sind junge Menschen die besseren Politiker? Warum ist das Now Age für Frauen besser als Drogen? Wohin retten sich die Superreichen? Wie überlebt man als Rapper in Kabul? Und warum sollte ich einen Roboter umarmen?

3

MATERIALIEN



Inspirierende Geschichten, faszinierende Bildsprache, anspruchsvolle Denkanstöße: Wer wirklich die Welt verbessert. Warum die sexuelle Freiheit in Gefahr ist. Wieso Don Winslow die Polizei für korrupt hält und für die Freigabe aller Drogen plädiert. Welches Design wir nach den Retro-Trends brauchen. Wohin die Streetart steuert.

4

WAS KOMMT



Prägnante Schlaglichter auf die neuesten Themen: Wie Designerin Patricia Urquiola die Zukunft sieht. Was Tattoos mit dem Körper machen. Wie man elegant durch die Stadt gleitet. Luxus-Resort oder einfache Hütte – der Kulturkampf auf den Malediven. Was Kochlegende Eckart Witzigmann über Nachhaltigkeit in der Spitzenküche denkt.

ENTDECKEN SIE EIN MAGAZIN IN VIER KAPITELN.

Frankfurter Allgemeine
Quarterly

Fernsehen am Dienstag Aktualisiertes und ausgewähltes Programm

www.faz.net/tv

ARD
 5.30 Morgenmagazin. U.a.: Innenministerkonferenz: Mitarbeiter bei Großveranstaltungen 9.05 Rote Rosen 9.55 Sturm der Liebe 10.45 Meister des Alltags 11.15 Gefragt – Gejagt 12.00 Tagesschau 12.15 ARD-Buffet. Heute zeigt Karlsruher Haus, wie man Kotelett vom Kleberschwein zubereitet / Sommerbettwäsche – Wie schlafte ich gut trotz heisser Sommernächte? 13.00 Mittagmagazin. Mutmaßliche IS-Anhänger vor Gericht: Terrorprozess 14.00 Tagesschau 14.10 Rote Rosen 15.00 Tagesschau 16.15 Sturm der Liebe 16.00 Tagesschau 16.15 So war's! 17.00 Tagesschau 17.15 Brisant 18.00 Paarduell 18.50 Alles Klara. Der perfekte Mord 19.45 Wissen vor acht – Natur 19.50 Wetter 19.55 Börse vor acht

20.00 Tagesschau
 20.15 **Um Himmels Willen** Serie Hoch hinaus. Die Ordensschwester sind enttäuscht, weil ihre Seminare nicht ausgebucht sind. Da kommt Leon Schmidt gerade richtig. Er hat in Nepal ein Waisenhaus aufgebaut und möchte dafür Spenden sammeln.
 21.00 **In aller Freundschaft** Arztserie. Mach's gut, Nick
 21.45 **Fakt Achtung: Verschwörung!** Wie sich der Glaube an fremde Mächte auswirkt / Warum die EU einen Milliardär unterstützt / Blood and Honour – Welche Rolle spielte der Verfassungsschutz?
 22.15 **Tagesthemen**
 22.45 **Unser letzter Sommer** Poin./Dt. Drama mit Jonas Nay Regie: Michal Rogalski, 2015
 0.15 **Nachtmagazin**
 0.35 **1000 Mexikaner** Dt. Komödie mit Bastian Reiber, Julia Schäfle Regie: Philipp Scholz, 2016

Pro Sieben
 5.30 New Girl 5.50 Mike & Molly 6.10 2 Broke Girls 7.05 The Big Bang Theory 8.25 Two and a Half Men 9.45 The Middle 10.35 Mike & Molly 11.00 How I Met Your Mother 11.55 2 Broke Girls 12.50 Two and a Half Men 14.10 Die Simpsons 15.05 The Middle 16.05 The Big Bang Theory 17.00 Tag 18.00 Newstime 18.10 Die Simpsons 18.40 The Big Bang Theory 19.05 Galileo 20.15 Die Simpsons 22.10 Das Duell um die Geld 0.20 Two and a Half Men 1.10 Empire 1.55 Two and a Half Men

Phoenix
 6.05 Der Fall Richthofen 6.45 Mit eigenen Augen – Zeitgeschichten 7.30 Afrikas Naturparadiese (3/3) 8.15 Bedrohtes Paradies – Afrika zwischen Wilderei und Artenschutz 9.00 Vor Ort 9.30 Thema. Leben mit dem Terror 10.45 Kampf ums Netz 12.00 Vor Ort 12.45 Thema. Logistik der Zukunft 14.00 Vor Ort 14.45 Ausgebüchert – Arbeit nur auf Abruf 15.15 Wie viel Polizei braucht Deutschland? 16.00 Strahlendes Erbe, teuer bezahlt – Wie Atomkonzerne den Staat schröpfen 16.45 Smartphone – Wie ein kleines Ding uns im Griff hat 17.30 Der Tag 18.00 Der Daten-Dschungel 18.30 Afrikas Naturparadiese (3/3) 19.15 Bedrohtes Paradies – Afrika zwischen Wilderei und Artenschutz 20.00 Tagesschau 20.15 Hubble – Mission Universum 21.45 heute-journal 22.15 Phoenix-Runde. Chaos in London – Was wird aus dem Brexit? Zu Gast: Dorothea Siems, Nicolai von Ondarsch 23.00 Der Tag 0.00 Phoenix-Runde

Tele 5
 6.25 Werbesendung 7.25 Joyce Meyer 7.55 Werbesendung 15.10 Star Trek – Raumschiff Voyager 16.10 Star Trek – Deep Space Nine 18.10 Star Trek – Raumschiff Voyager 19.10 Star Trek – Das nächste Jh. 20.15 Flodder Forever – Eine Familie zum Knutschen. Holland. Komödie mit Nelly Frijda, 1995 22.40 Cliffhanger – Nur die Starken überleben. Amerik./Ital./Franz. Actionfilm, 1993 0.55 Arrowhead. Austral. Sci-Fi-Film, 2015

KIKA
 6.15 Babar 6.30 Bobby & Bill 6.55 Ene Mene Bu 7.05 Tauch, Timmy, Tauch! 7.25 Die Sendung mit dem Elefanten 8.00 Sesamstraße 8.25 Lulu Zapadu 8.50 Jacob und Josefine in Hongkong 9.00 Prinzessin Lillifee 9.25 Q Pootle 9.45 Teletubbies 9.55 Au Schwarte! 10.18 Kikaninchen 10.25 Super Wings 10.50 Heidi 11.15 Mia und me 11.40 Doki 12.00 Pinnocchio 12.25 Garfield 12.55 Rowdy & Zwick 13.15 Enyo 13.40 Die Pfefferkörner 14.10 Einstein 15.00 Sadie J. 15.25 Pearl 15.50 Pound Puppies 16.50 Geronimo Stilton 17.35 Annedroids 18.00 Ritter Rost 18.15 Heidi 18.40 Zoës Zauberschrank 18.50 Sandmann 19.00 Mia und me 19.25 Wissen macht Ah! 19.50 logol! 20.00 Ki.Ka Live 20.10 Dance Academy

ARTE
 6.15 Vox Pop 6.45 Stereotyp 7.10 ARTE Xpress 9.05 Volle Kanne – Service täglich. Mietwagen-Ärger im Urlaub – Worauf sollte man beim Buchen achten? / Leckere Rezepte mit Kirschen / Tipps für die richtige Sonnenbrille. Zu Gast: Hannes Jaenicke 10.30 Notruf Hafenkante 11.15 SOKO Stuttgart 12.00 heute 12.10 drehscheibe 13.00 ARD-Mittagsmagazin 14.00 heute – in Deutschland 14.15 Die Küchenschlacht 15.05 Bares für Raes 16.00 heute – in Europa 16.10 Die Rosenheim-Cops. Krimiserie. Süße Lust 17.00 heute 17.10 hallo deutschland 17.45 Leute heute 18.00 SOKO Köln. Krimiserie. Alte Wunden 19.00 heute 19.20 Wetter 19.25 Die Rosenheim-Cops. Krimiserie. Der König kommt

20.15 Königliche Dynastien Die Coburger. Sie waren zeitweise die bedeutendste Herrscherdynastie Europas. Bis heute zieht die Coburger auf den Thronen Belgiens und Großbritanniens. Julia Melchior ergründet das Familiennetzwerk.
 21.00 **Frontal 21** Magazin Moderation: Ilka Brecht
 21.45 **heute-journal** Mit Wetter
 22.15 **Wo Armut Alltag ist – Leben in Bremerhaven** Lehe Dokumentation. Laut Schuldneratlas ist Bremerhaven-Lehe Deutschlands ärmster Stadtteil. Die Doku fragt nach den Gründen hierfür.
 22.45 **Markus Lanz Talkshow** 0.00 heute+ Magazin
 0.15 **Neu im Kino**. Der wunderbare Garten der Bella Brown“ von Simon Abt
 0.20 **Mission: Impossible – Phantom Protokoll** Amerik./Tschech./VAE. Actionfilm mit Tom Cruise, 2011

Hessen
 6.10 Endlich Samstag! 6.35 hallo hessen 7.20 hessenschau 7.35 hallo hessen 8.25 Brisant 9.05 Maintower 9.30 hessenschau 10.00 Nashorn, Zebra & Co. 10.50 Dossier 11.25 Rote Rosen 12.15 Sturm der Liebe 13.05 Eine Liebe in der Stadt des Löwen. Dt. Liebesdrama, 2009 14.30 Pilgerfahrt nach Padua. Dt. Komödie, 2011 16.00 hallo hessen 16.45 hessenschau 17.00 hallo hessen 17.50 hessenschau 18.00 Maintower 18.25 Brisant 18.50 service: reisen 19.15 alle wetter 19.30 hessenschau 20.00 Tagesschau 20.15 Erlebnis Hessen 21.00 Naturschatz zwischen Rhein, Main und Odenwald 21.45 in aller Fr. – Die jungen Ärzte 22.30 hessenschau 22.45 Engel fragt 23.15 Irene Huss, Kripo Göteborg – Der erste Verdacht. Schwed./Dt. Kriminallfilm, 2008 0.45 Die Musketiere (5) 1.35 in aller Fr.

NRD
 6.00 Sesamstraße 6.20 mareTV kompakt 6.35 Markt 7.20 Rote Rosen 8.10 Sturm der Liebe 9.00 Nordmagazin 9.30 Hamburg Journal 10.00 Schleswig-Holstein Magazin 10.30 Regional 11.00 Hallo Niedersachsen 11.30 Typisch! 12.00 Brisant 12.30 in aller Fr. 13.15 Abenteuer Paroamericana 14.00 NDR/aktuell 14.15 Abenteuer Nordsee 15.00 die nordstory 16.00 NDR/aktuell 16.20 Mein Nachmittag 17.10 Seehund, Puma & Co. 18.00 Regional 18.15 NaturNah 18.45 DAS! Zu Gast: Tony Marshall (Sänger). Moderation: Bettina Tietjen 19.30 Regional 20.00 Tagesschau 20.15 Visite 21.15 Panorama 3 21.45 NDR/aktuell 22.00 Tatort. Am Ende des Flurs. Dt. Krimi mit Miroslav Nemec, 2014 23.30 Weltbilder 0.00 Dunkler Himmel – Weiße Wolken. Rusl. Dokumentarfilm, 2014 1.15 Bettina und Bommes

RBB
 6.20 Rote Rosen 7.10 Sturm der Liebe 8.00 Brandenburg aktuell 8.30 Abendchau/Brandenburg aktuell 9.00 zibb 9.55 ARD-Buffet 10.40 Die Erfinderberaub. Dt. Komödie mit Simone Thomalla, 2013 12.10 Wer weiß denn sowas? 13.05 Verückt nach Meer 13.50 Zoobabies 14.15 Planet Wissen 15.15 Die Pferde der Maharadschas 16.00 rbb aktuell 16.15 Wer weiß denn sowas? 17.05 Nashorn, Zebra & Co. 18.00 rbb UM6 18.30 zibb 19.30 Abendchau/Brandenburg aktuell 20.00 Tagesschau 20.15 Die Charité – Geschichten von Leben und Tod 21.00 Die rbb-Reporter 21.45 rbb aktuell 22.15 Thadeusz 22.45 Hoffnung in Brandenburg 23.30 Auf der Suche nach Heilerin. Dt. Dokumentarfilm, 2014 0.55 Thadeusz 1.25 Abendchau/Brandenburg aktuell

WDR
 5.25 Lokalzeit 7.20 Die Luther Matrix (2/2) 8.05 Der kleine Philosoph Kniezschke 8.20 Stadt, Land, Fluss – Geschichten aus Deutschland 8.35 Hart aber fair 9.50 Aktuelle Stunde 10.35 Lokalzeit

3 sat
 6.20 Kulturzeit 7.00 nano 7.30 Alpenpanorama 9.00 ZIB 9.05 Kulturzeit 9.45 nano 10.15 Hart aber fair. Wer kümmert sich um uns, wenn wir alt sind? 11.40 Natur im Garten (6/10) 12.10 Am Schauplatz. Voller Dreck! 13.00 ZIB 13.15 WELT-journal. Mein Sydney 13.45 Universum. Tasmanien – Insel am Ende der Welt 14.25 Universum. Die See der kleinen Monster 15.10 Guber – Vom Schicksal einer Orang-Utan-Mutter 16.05 Universum. Schwarze Mamba – Der Kuss des Todes 16.50 Universum. Das Alien-Insekt – die Gottesanbeterin 17.35 Universum. Die fabelhafte Welt der Frösche 18.30 nano 19.00 heute 19.20 Kulturzeit. Loving Day – Liebe zwischen Schwarz und Weiss. Mod.: Cécile Schortmann

20.00 Tagesschau
 20.15 **Sommer in Orange** Dt. Komödie mit Petra Schmidt-Schaller, Amber Bongard, Béla Baumann Regie: Marcus H. Rosenmüller, 2011. Im Jahr 1980 zieht die Bhagwan-Anhängerin Amrita mit ihren Kindern samt WG aus Berlin in die konservative bayerische Provinz. Tochter Lilly aber wünscht sich nichts mehr als eine ganz normale Familie.
 22.00 ZIB 2
 22.25 **Guru – Bhagwan, His Secretary & His Bodyguard** Schweiz./H. Dokuofilm mit Hugh Milne, Sheela Birnstiel, Osho. Regie: Sabine Gisiger, Beat Häner, 2010 In den 70er- und 80er Jahren erreichte der Guru Bhagwan Shree Rajneesh mit seinen Lehren eine große Anhängerschaft. 0.03 **Reporter** Die syrische Kindestraut – Vom Schicksal der Flüchtlingsmädchen

RTL
 5.00 Verdachtsfälle 5.45 Der Blaulicht-Report 6.00 Guten Morgen Deutschland 8.30 Gute Zeiten, schlechte Zeiten 9.00 Unter uns 9.30 Betrugsfälle. Doku-Soap 10.00 Die Trovatos – Detektive decken auf 11.00 Die Trovatos – Detektive decken auf. Doku-Soap 12.00 Punkt 12. Das RTL-Mittagsjournal 14.00 Verdachtsfälle. Doku-Soap 15.00 Verdachtsfälle. Doku-Soap 16.00 Verdachtsfälle. Doku-Soap 17.00 Betrugsfälle. Doku-Soap 18.00 Betrugsfälle 17.30 Unter uns 18.00 Explosiv – Das Magazin 18.30 Exklusiv – Das Star-Magazin 18.45 RTL aktuell 19.03 Wetter 19.05 Alles was zählt. Soap 19.40 Gute Zeiten, schlechte Zeiten. Soap. Mit Janina Uhse. Lilly hat es endlich bis zu Chris geschafft. Doch bevor sie mit ihm reden kann, kommt Felix dazwischen.

Super RTL
 6.40 Leo Lausemaus 7.00 Chuggington 7.30 Caillou 8.00 Ranger Rob 8.25 Der phantastische Paul 8.50 Paw Patrol 9.20 Mike der Ritter 9.40 Peter Hase 9.50 The mas & Freunde 10.05 Lazy Town 10.35 Familie Fox 11.00 Dragons 11.30 Coop gegen Kat 11.55 Die Dschungelhelden 12.15 Go Wild! 12.45 Nexo Knights 13.15 Angelo! 13.40 Scooby-Doo! 14.05 Sally Bollywood 14.35 Die Nektons 14.55 Go Wild! 15.25 Wir sind die Croods! 15.50 Familie Fox 16.10 King Julien 16.45 Nexo Knights 17.15 Scooby-Doo! 17.45 Sally B. 18.15 Angelo! 18.45 Wooolie Goozie 19.15 Dragons 19.45 Die Nektons 20.15 Die Super-Ex. Amerik. Fantasykomödie, 2006 22.15 Sahara – Abenteuer in der Wüste. Engl./Span./Dt./Amerik. Actionkomödie, 2005 0.35 Infomercials

Kabel 1
 5.50 The Mentalist 6.35 Detektiv Rockford 8.40 Castle 9.40 Navy CIS: L.A. 10.35 Navy CIS 11.25 Without a Trace 12.20 Cold Case 13.10 Castle 14.00 The Mentalist 14.55 Navy CIS: L.A. 15.50 News 16.00 Navy CIS 16.55 Abenteuer Leben täglich 17.55 Mein Lokal, Dein Lokal – Spezial 18.55 Achtung Kontrolle! Brennpunkt Berlin Hauptbahnhof 20.15 Achtung Abzocke – Urlaubsbetrügern auf der Spur. Bali, Kuala Lumpur und Sri Lanka 22.15 K1 Magazin. Urlaub in Deutschland – wo Touristen in Berlin abgezockt werden 23.15 Abenteuer Leben. Magazin 1.10 Die spektakulärsten Kriminalfälle. Was geschah mit Peter Falconio?

Vox
 5.20 CSI: NY 6.50 Verlag mich doch! 10.55 4 Hochzeiten und eine Traumreise 11.55 Shopping Queen 12.55 Zwischen Tüll und Tränen 14.00 Mein Kind, dein Kunst + Kreppl 14.40 Gefragt – Gejagt 15.30 Die Waldmeister 16.00 Rundschau 16.15 Wir in Bayern 17.30 Abendchau – Der Süden 18.00 Abendchau 18.30 Rundschau 19.00 Gesundheit! NSU (3). Die Ermittler – Nur für Dienstgebrauch. Dt. Dokudrama, 2016 1.35 FAKT

ARD-alpha
 6.00 Tele-Gym 6.15 Anshi, Karl-Heinz & Co. 7.00 Felix und die wilden Tiere 7.30

RTL
 5.00 Verdachtsfälle 5.45 Der Blaulicht-Report 6.00 Guten Morgen Deutschland 8.30 Gute Zeiten, schlechte Zeiten 9.00 Unter uns 9.30 Betrugsfälle. Doku-Soap 10.00 Die Trovatos – Detektive decken auf 11.00 Die Trovatos – Detektive decken auf. Doku-Soap 12.00 Punkt 12. Das RTL-Mittagsjournal 14.00 Verdachtsfälle. Doku-Soap 15.00 Verdachtsfälle. Doku-Soap 16.00 Verdachtsfälle. Doku-Soap 17.00 Betrugsfälle. Doku-Soap 18.00 Betrugsfälle 17.30 Unter uns 18.00 Explosiv – Das Magazin 18.30 Exklusiv – Das Star-Magazin 18.45 RTL aktuell 19.03 Wetter 19.05 Alles was zählt. Soap 19.40 Gute Zeiten, schlechte Zeiten. Soap. Mit Janina Uhse. Lilly hat es endlich bis zu Chris geschafft. Doch bevor sie mit ihm reden kann, kommt Felix dazwischen.

20.15 Bones – Die Knochenjägerin Krimiserie. Echte Mumien im künstlichen Spuk. Im Grusel-labyrinth des örtlichen Freizeitparks wird die mumifizierte Leiche eines Mädchens gefunden.
 21.15 **Bones – Die Knochenjägerin** Krimiserie. Eine Praktikantin im Ofen. Im Müllverbrennungsofen des Jeffersonian wird eine verkohlte Leiche gefunden. Angela weiß, wer da vor ihr liegt.
 22.15 **CSI: Den Tätern auf der Spur** Krimiserie. Kreuzigung. Mit William Petersen. Charlotte Sommerville, die mit einem Pater eine Affäre hatte, wird gekreuzigt in einer Kirche aufgefunden.
 23.10 **CSI: Den Tätern auf der Spur** Krimiserie. Verhalten ohne Vernunft
 0.00 **RTL Nachtjournal**
 0.30 **Bones – Die Knochenjägerin** Echte Mumien im künstlichen Spuk / Eine Praktikantin im Ofen
 2.15 **CSI: Den Tätern auf der Spur**

RTL 2
 5.10 Privatdetektive im Einsatz 9.00 Frauenaustausch 11.00 Traumfrau gesucht 12.00 Die Geissens – Eine schrecklich glamouröse Familie! 13.00 Köln 50667 14.00 Berlin – Tag & Nacht 15.00 Hilf mir! Jung, pleite... 17.00 Die Straßencops (8) 18.00 Köln 50667 19.00 Berlin – Tag & Nacht 20.00 News 20.15 Trödelboom und Schnäppchenjagd! Die große Welt der kleinen Geschäfte 23.15 Urlaub extrem: Luxus vs. Low Budget 0.20 Autopsie

Super RTL
 6.40 Leo Lausemaus 7.00 Chuggington 7.30 Caillou 8.00 Ranger Rob 8.25 Der phantastische Paul 8.50 Paw Patrol 9.20 Mike der Ritter 9.40 Peter Hase 9.50 The mas & Freunde 10.05 Lazy Town 10.35 Familie Fox 11.00 Dragons 11.30 Coop gegen Kat 11.55 Die Dschungelhelden 12.15 Go Wild! 12.45 Nexo Knights 13.15 Angelo! 13.40 Scooby-Doo! 14.05 Sally Bollywood 14.35 Die Nektons 14.55 Go Wild! 15.25 Wir sind die Croods! 15.50 Familie Fox 16.10 King Julien 16.45 Nexo Knights 17.15 Scooby-Doo! 17.45 Sally B. 18.15 Angelo! 18.45 Wooolie Goozie 19.15 Dragons 19.45 Die Nektons 20.15 Die Super-Ex. Amerik. Fantasykomödie, 2006 22.15 Sahara – Abenteuer in der Wüste. Engl./Span./Dt./Amerik. Actionkomödie, 2005 0.35 Infomercials

Kabel 1
 5.50 The Mentalist 6.35 Detektiv Rockford 8.40 Castle 9.40 Navy CIS: L.A. 10.35 Navy CIS 11.25 Without a Trace 12.20 Cold Case 13.10 Castle 14.00 The Mentalist 14.55 Navy CIS: L.A. 15.50 News 16.00 Navy CIS 16.55 Abenteuer Leben täglich 17.55 Mein Lokal, Dein Lokal – Spezial 18.55 Achtung Kontrolle! Brennpunkt Berlin Hauptbahnhof 20.15 Achtung Abzocke – Urlaubsbetrügern auf der Spur. Bali, Kuala Lumpur und Sri Lanka 22.15 K1 Magazin. Urlaub in Deutschland – wo Touristen in Berlin abgezockt werden 23.15 Abenteuer Leben. Magazin 1.10 Die spektakulärsten Kriminalfälle. Was geschah mit Peter Falconio?

Vox
 5.20 CSI: NY 6.50 Verlag mich doch! 10.55 4 Hochzeiten und eine Traumreise 11.55 Shopping Queen 12.55 Zwischen Tüll und Tränen 14.00 Mein Kind, dein Kunst + Kreppl 14.40 Gefragt – Gejagt 15.30 Die Waldmeister 16.00 Rundschau 16.15 Wir in Bayern 17.30 Abendchau – Der Süden 18.00 Abendchau 18.30 Rundschau 19.00 Gesundheit! NSU (3). Die Ermittler – Nur für Dienstgebrauch. Dt. Dokudrama, 2016 1.35 FAKT

ARD-alpha
 6.00 Tele-Gym 6.15 Anshi, Karl-Heinz & Co. 7.00 Felix und die wilden Tiere 7.30

SAT 1
 5.30 Sat.1-Frühstücksfernsehen 10.00 Klinik am Südring 11.00 Im Namen der Gerechtigkeit – Wir kämpfen für Sie! Doku-Soap 12.00 Anwälte im Einsatz. Doku-Soap 13.00 Auf Streife – Die Spezialisten. Reportagereihe 14.00 Auf Streife. Reportagereihe 15.00 Auf Streife – Berlin 16.00 Klinik am Südring 17.00 Die Schullehrer – Jugendhelfer im Einsatz. Doku-Soap 17.30 Schicksale. Das Baby meines toten Mannes 18.00 Auf Streife – Die Spezialisten. Kollision auf der Autobahn! Ein Wagen kracht in ein liegengeliebtes Fahrzeug! Die Beteiligten beschuldigen sich gegenseitig, während die Spezialisten um das Leben eines Mannes kämpfen. 19.00 Die Ruhrpott-wache. Doku-Soap 19.55 Sat.1 Nachrichten

20.15 Russendisko Dt./Rusl./AIE. Komödie mit Matthias Schweighöfer, Friedrich Mücke, Christian Friedel. Regie: Oliver Ziegenbalg, 2012. Berlin, 1990: Nach der Wende hoffen die drei Russen Vladimir, Mischa und Andrej im Westen auf ein besseres Leben. Zunächst schlagen sie sich mit dem Verkauf von Dosenbier und als Straßenmusiker durch.
 22.15 **akte 20.17** Mallorca, Sonne und Urlaubsbürger! akte-Reporter retten Ihren Traumurlaub / Nach dem Tod der Miss Sachsen Deutschlands: Frauen sagen Nein zum Schlankheitswahnl / Prozess um angezündeten Obdachlosen: Das nächste Skandalurteil! Moderation: Claus Strunz
 23.10 **Spiegel TV – Reportage** Krank im Kopf
 0.15 **Dinner Party – Marlene lädt zum Talk** Gespräch
 1.15 **So gesehen** Gedanken zur Zeit

RTL 2
 5.10 Privatdetektive im Einsatz 9.00 Frauenaustausch 11.00 Traumfrau gesucht 12.00 Die Geissens – Eine schrecklich glamouröse Familie! 13.00 Köln 50667 14.00 Berlin – Tag & Nacht 15.00 Hilf mir! Jung, pleite... 17.00 Die Straßencops (8) 18.00 Köln 50667 19.00 Berlin – Tag & Nacht 20.00 News 20.15 Trödelboom und Schnäppchenjagd! Die große Welt der kleinen Geschäfte 23.15 Urlaub extrem: Luxus vs. Low Budget 0.20 Autopsie

Super RTL
 6.40 Leo Lausemaus 7.00 Chuggington 7.30 Caillou 8.00 Ranger Rob 8.25 Der phantastische Paul 8.50 Paw Patrol 9.20 Mike der Ritter 9.40 Peter Hase 9.50 The mas & Freunde 10.05 Lazy Town 10.35 Familie Fox 11.00 Dragons 11.30 Coop gegen Kat 11.55 Die Dschungelhelden 12.15 Go Wild! 12.45 Nexo Knights 13.15 Angelo! 13.40 Scooby-Doo! 14.05 Sally Bollywood 14.35 Die Nektons 14.55 Go Wild! 15.25 Wir sind die Croods! 15.50 Familie Fox 16.10 King Julien 16.45 Nexo Knights 17.15 Scooby-Doo! 17.45 Sally B. 18.15 Angelo! 18.45 Wooolie Goozie 19.15 Dragons 19.45 Die Nektons 20.15 Die Super-Ex. Amerik. Fantasykomödie, 2006 22.15 Sahara – Abenteuer in der Wüste. Engl./Span./Dt./Amerik. Actionkomödie, 2005 0.35 Infomercials

Kabel 1
 5.50 The Mentalist 6.35 Detektiv Rockford 8.40 Castle 9.40 Navy CIS: L.A. 10.35 Navy CIS 11.25 Without a Trace 12.20 Cold Case 13.10 Castle 14.00 The Mentalist 14.55 Navy CIS: L.A. 15.50 News 16.00 Navy CIS 16.55 Abenteuer Leben täglich 17.55 Mein Lokal, Dein Lokal – Spezial 18.55 Achtung Kontrolle! Brennpunkt Berlin Hauptbahnhof 20.15 Achtung Abzocke – Urlaubsbetrügern auf der Spur. Bali, Kuala Lumpur und Sri Lanka 22.15 K1 Magazin. Urlaub in Deutschland – wo Touristen in Berlin abgezockt werden 23.15 Abenteuer Leben. Magazin 1.10 Die spektakulärsten Kriminalfälle. Was geschah mit Peter Falconio?

Vox
 5.20 CSI: NY 6.50 Verlag mich doch! 10.55 4 Hochzeiten und eine Traumreise 11.55 Shopping Queen 12.55 Zwischen Tüll und Tränen 14.00 Mein Kind, dein Kunst + Kreppl 14.40 Gefragt – Gejagt 15.30 Die Waldmeister 16.00 Rundschau 16.15 Wir in Bayern 17.30 Abendchau – Der Süden 18.00 Abendchau 18.30 Rundschau 19.00 Gesundheit! NSU (3). Die Ermittler – Nur für Dienstgebrauch. Dt. Dokudrama, 2016 1.35 FAKT

ARD-alpha
 6.00 Tele-Gym 6.15 Anshi, Karl-Heinz & Co. 7.00 Felix und die wilden Tiere 7.30

Radio am Dienstag

HÖRSPIEL
 20.10 „Desert Bloom“ – Deutschlandfunk Von Florian Kindlinger, Christina Kubisch, Peter Kutin, ca. 50 Min.
 23.00 „Als der Satan laufen lernte“ – WDR 1 Von Edwin Briener, ca. 60 Min.

KLASSIK
 20.03 **Konzert – Deutschlandfunk Kultur** Heucke, „Deutsche Messe“ für vier Soli, Chor und Orchester op. 80 (Juliane Banse, Sopran; Birgit Remmert, Alt; Tilman Lichdi, Tenor; Michael Nagy, Bass; Rundfunkchor Berlin; Deutsches Sinfonie-Orchester Berlin, Leitung: Steven Sloane) ca. 117 Min.
 20.03 **Konzertabend – BR-Klassik** Bianchi „Invento“, Thomalla: Ballade; Grisey: „L'Écône paradoxale“ (Anja Petersen, Donatienne Michel-Dansac, Sopran; Nicolas Hodges, Klavier; Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, Leitung: Johannes Kalitzke) ca. 117 Min.

FEATURE & MAGAZIN
 8.30 **kulturWelt – BR 2** U.a.: Türkische Künstler kommentieren ihre Situation in Kunstwerken, ca. 30 Min.
 9.07 **Im Gespräch – Deutschlandfunk Kultur** „Stress ist Angst“. Mit Dr. Mazda Adli, Psychiater und Stressforscher, ca. 53 Min.
 10.00 **Leute – SWR 1 BW** Zu Gast: Helene Schneiderman, Opersängerin, ca. 120 Min.
 10.05 **Tandem – SWR 2** Religionsschule oder Militärdienst. Zwei jüdisch-orthodoxe Freunde finden verschiedene Wege zu Gott, ca. 25 Min.
 10.05 **Notizbuch – BR 2** Die doppelte Krise – junge Erwachsene mit Krebs, ca. 115 Min.
 10.10 **Sprechstunde – Deutschlandfunk** Trockene und tränende Augen, ca. 80 Min.
 11.55 **VerbraucherTipp – Deutschlandfunk** Gärtnern ohne Gift, ca. 5 Min.
 12.05 **Doppelkopf – HR 2** Am Tisch mit Rafal Franciszek Dutkiewicz, Oberbürgermeister von Breslau, ca. 55 Min.
 14.35 **Campus und Karriere – Deutschlandfunk** Erasmus – Wie funktioniert das Freiwilligendienst-Programm?, ca. 25 Min.
 14.55 **Die Buchkritik – SWR 2** Clemens Meyer: Die stillen Tabakanten, ca. 5 Min.
 16.05 **Eins zu Eins. Der Talk – BR 2** Zu Gast: Harry Jorjusz, Zeitzeuge, ca. 55 Min.
 16.05 **Kulturcafé – HR 2** Darin ca. 17.10 Uhr: Gespräch mit dem Autor Philipp Möller, ca. 55 Min.
 16.10 **Büchermarkt – Deutschlandfunk** U.a.: Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, ca. 20 Min.
 16.10 **Zu Gast – RBB Kulturradio** Constanze Neumann, Schriftstellerin ca. 35 Min.
 16.35 **Forschung aktuell – Deutschlandfunk** Falltum für Atome. Physiker wollen Galileo auf den Zahn fühlen / Kohlendioxid als Dünger für den Regenwald, ca. 25 Min.
 17.05 **Forum – SWR 2** „Den Griff der Macht lockern“ – Die Documenta 14 in Kassel, ca. 45 Min.
 17.05 **radioWelt – BR 2** U.a.: Gespräch mit Larissa Alles (Oxfam) zur Situation im Jemen, ca. 55 Min.
 17.35 **Kultur heute – Deutschlandfunk** U.a.: Uraufführung von Brett Deans Oper „Hamlet“ in Glyndebourne, ca. 25 Min.
 18.05 **IQ – Wissenschaft und Forschung – BR 2** Triumph der „Künstlichen Intelligenz“. Wenn Maschinen Menschen besiegen, ca. 25 Min.
 18.05 **Der Tag – HR 2** Der Weg zurück – Abschiebungen zwischen Anspruch und Wirklichkeit, ca. 55 Min.
 19.04 **Kulturtermin – RBB Kulturradio** 25 Jahre Behinderteneinrichtung „Camphill“ Alt-Schönow, ca. 26 Min.
 19.05 **Zit-Schön – BR 2** Philippinische Putzkolonne: Wie Löscharbeiter Netzwerke sauber halten, ca. 55 Min.
 19.15 **Das Feature – Deutschlandfunk** Diese Wunde Sizilien. Drei Frauen und ihre Insel, ca. 45 Min.
 19.30 **Feature – Deutschlandfunk Kultur** Baustelle Landschaftsverbrauch, ca. 30 Min.
 20.00 **Kulturforum – NDR Kultur** Der Krieg im Fokus. Die Fotografien Herlinde Koelbl spricht mit Soldaten, ca. 60 Min.
 20.03 **Nachtstudio – BR 2** Rein mit dem Anderen. Über die hohe Kunst des Samplings, ca. 57 Min.
 21.05 **Redezeit – NDR Info** Schlafmangel – Welche Therapien sind sinnvoll?, ca. 55 Min.
 23.05 **Fazit – Deutschlandfunk Kultur** Die „Art Basel“ im Superkunjahr 2017 / Theaterformen Hannover: Alles außer Mainstream / Polnische Regierung macht Front gegen Musikfestival, ca. 55 Min.

0.05 Feature – Deutschlandfunk Kultur Transit oder Der Raum dazwischen ca. 55 Min.
LESUNG
 21.05 **radioTexte am Dienstag – BR 2** Navid Kermani: „Ungläubiges Staunen“ ca. 55 Min.
 22.00 **Am Abend vorgelesen – NDR Kultur** Otto Julius Bierbaum: „Lerne zu reisen, ohne zu rasen“ (2/3), ca. 35 Min.
 22.00 **Spätleser – HR 2** Mit Kurt Tucholsky auf Entdeckungsreise ca. 30 Min.

BEST OF APFELWEIN
 Frankfurt/Rhein/Main
RUND UMS STÖFFCHE

VOM BAUM INS GLAS

Bernd Buchterkirch / Julia Söhngen · Best of Apfelwein

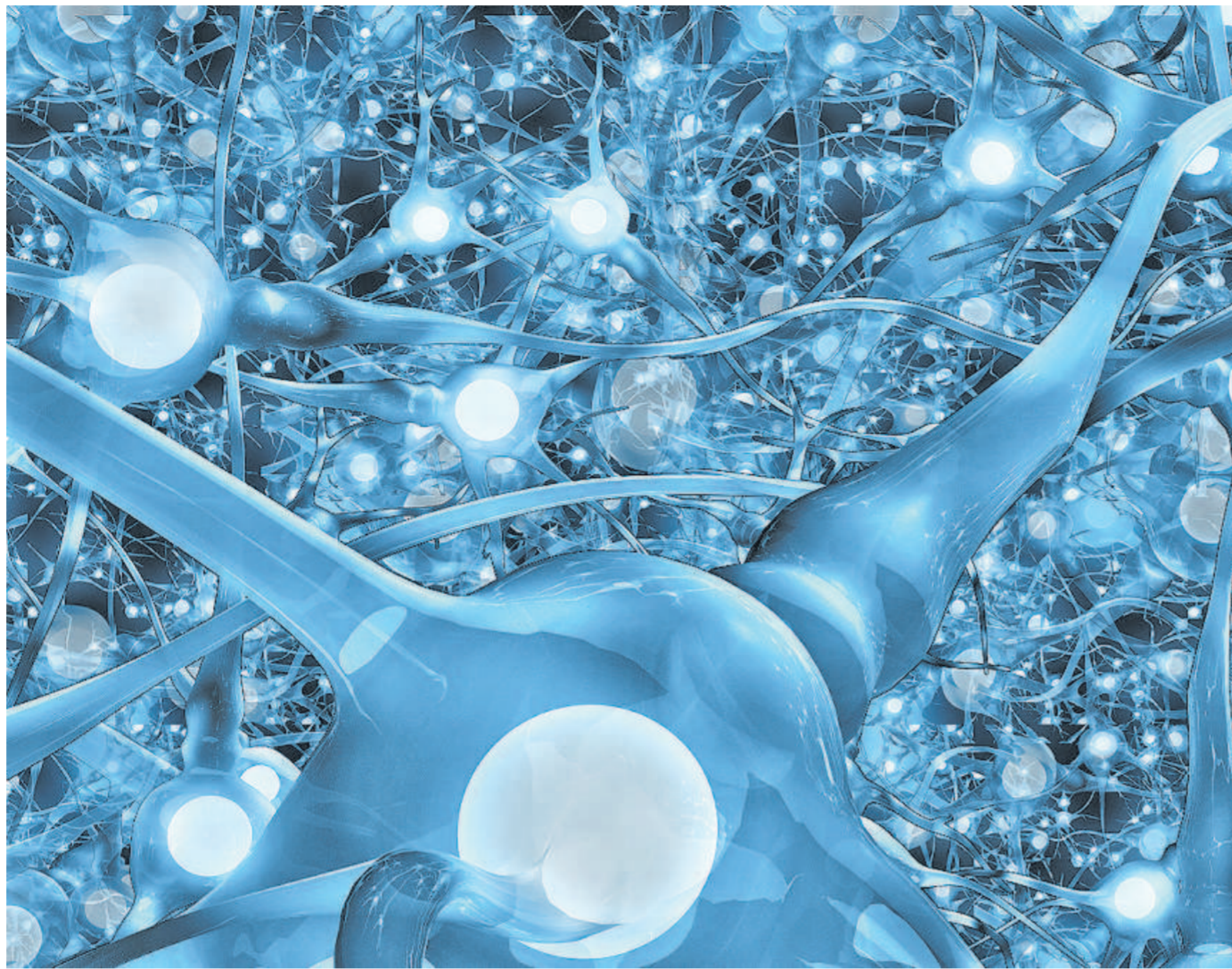
Wussten Sie, dass fast zwei Drittel des deutschen Apfelweins aus Hessen kommt? Das hessische Kultgetränk hat hier bereits eine jahrhundertalte Tradition und wird von Ur-Hessen wie Zugezogenen geliebt. In Best of Apfelwein findet der Leser alles Wichtige rund ums Stoffche: von Veranstaltungen über Rezepte bis hin zum Apfelwein-Knigge. Und natürlich stellen die Autoren auch ihre ganz persönlichen Lieblings-Keltereien und Apfelweinklokale in der Region vor.

Clappenbroschur · 128 Seiten · ISBN 978-3-95542-250-9 · 9,80 Euro

JETZT IM BUCHHANDEL ODER UNTER WWW.SOCIETAETS-VERLAG.DE // TEL. 069/7501-4297

Die Geheimnisse der künstlichen Intelligenz

Künstliche Intelligenz (KI) wälzt die Wirtschaftswelt um. Jede Branche muss sich mit dem Fortschritt auf diesem Gebiet auseinandersetzen. Die schon begonnene Veränderung könnte ähnlich derjenigen sein, welche die Elektrizität vor hundert Jahren herbeigeführt hat. Große Technologieunternehmen wie Google, Facebook und Amazon setzen ebenso darauf wie deutsche Automobilkonzerne und Start-ups. In einer neuen Serie wollen wir erklären, was dahintersteckt. Warum reden heute alle von künstlicher Intelligenz? Wieso sind die Hoffnungen so groß? Wer sind die führenden Experten, die Bahnbrechendes beigetragen und das erst möglich gemacht haben? Was heißt eigentlich „Deep Learning“, und was ist ein „künstliches neuronales Netz“? Und wer ist in Deutschland auf diesem Feld aktiv? Es gibt viele Fragen, die wir beantworten wollen. Nicht zuletzt geht es natürlich auch darum, wie jeder Einzelne damit umgehen kann. Yann LeCun, der KI-Forschungschef von Facebook, hält im Gespräch mit dieser Zeitung etwa für sinnvoll, wenn Schüler spätestens an weiterführenden Schulen mindestens Grundkenntnisse des Programmierens lernen. Schließlich geht es auch um mit dieser Technik verbundene Ängste: Werden Computer einmal auf allen Gebieten Menschen überflügeln? Wenn ja, wäre das wirklich ein Problem? (Siehe Seite 20.)



Künstliche Intelligenz orientiert sich an biologischen Netzwerken wie dem menschlichen Gehirn.

Illustration Steven T. Caputo

Finanzvorstand soll Opel umbauen

Der bisherige Chef Karl-Thomas Neumann tritt vorzeitig zurück. Nachfolger Michael Lohscheller muss den Autohersteller wieder erfolgreich machen.

magr. FRANKFURT, 12. Juni. In den vergangenen Tagen hatte der bisherige Opel-Chef Karl-Thomas Neumann sein Konto auf dem Kurznachrichtendienst Twitter vor allem dazu benutzt, um über Veranstaltungen im Rahmen des diesjährigen Hestentags zu informieren, einem Volksfest, das in diesen Tagen am Opel-Stammstz in Rüsselsheim stattfindet. Am frühen Montagmorgen änderte Neumann das Thema mit einem Schlag. „Bin eben als Vorsitzender der Geschäftsführung zurückgetreten“, twitterte er. Er bleibe jedoch Mitglied der Opel-Geschäftsführung, bis der Übergang vom amerikanischen Autohersteller General Motors an den französischen Konkurrenten PSA Peugeot Citroën vollzogen

sei. Neumann präsentierte auf dem Kurznachrichtendienst auch gleich seinen Nachfolger. Wie Opel in einer Mitteilung bestätigte, soll der bisherige Finanzvorstand Michael Lohscheller das Amt übernehmen. Damit hatte sich eine Entwicklung beschleunigt, welche die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung am Wochenende vorweggenommen hatte. Nach Informationen der Zeitung wollte Neumann eigentlich auf der nächsten Aufsichtsratssitzung am 22. Juni dem Kontrollgremium mitteilen, dass er lediglich bis zum Vertragsabschluss zwischen PSA, General Motors und Opel die Geschäfte des traditionsreichen deutschen Autoherstellers führen wolle. Danach wolle er das Unternehmen verlassen. Nun legt Neumann das Amt schon früher nieder.

Wie Opel mitteilte, hat der Aufsichtsrat in einer außerplanmäßigen Sitzung am Montag einstimmig beschlossen, dass Lohscheller Neumann nachfolgen soll. Dem Vernehmen nach hat die Berichterstattung vom Wochenende dazu beigetragen. Lohscheller arbeitet seit rund fünf Jahren bei dem Unternehmen mit Stammsitz im hessischen Rüsselsheim und damit etwas länger als der bisherige Chef.

Mit der Entscheidung für den 48 Jahre alten Manager wird die Kontinuität für

das Geschäft und für alle Unternehmensbeteiligten gewährleistet, hieß es. Zudem unterstütze sie einen nahtlosen Übergang des Unternehmens an PSA „mit der wichtigen Aufgabe, einen neuen strategischen Plan für Opel zu erarbeiten“. Wie PSA-Chef Carlos Tavares dieser Zeitung gesagt hatte, werde das Opel-Management hundert Tage Zeit erhalten, um einen Plan vorzulegen, das Unternehmen zu restrukturieren und zukunftsfest zu machen (F.A.Z. vom 12. Juni). Diese Aufgabe wird nun Lohscheller verantworten. Am Montag äußerte PSA-Chef Tavares, er unterstütze die Entscheidung vollkommen, den Finanzvorstand an die Spitze des Unternehmens zu bringen. Dieser werde „umgeben von Opels besten Talenten neue Horizonte für das Unternehmen erreichen“.

Lohscheller bringe dafür profundes Wissen über Opel und die britische Schwesterfirma Vauxhall mit und verfüge dazu über ein solides Wissen über die Marktgegebenheiten, sagte Tavares.

Für Neumann sei es „eine schwierige, persönliche Entscheidung“ gewesen, das Unternehmen mit dem Übergang an die PSA-Gruppe zu verlassen, ließ sich der bisherige Chef in einer Mitteilung zitieren. „Ich bin stolz auf das Team und darauf, was wir gemeinsam erreicht haben.“ Er habe

„keinen Zweifel daran, dass Opel mit dem Wechsel noch erfolgreicher und stärker aufgestellt sein wird“. Die Konzentration liege nun darauf, die Transaktion abzuschließen. Danach werde sich Neumann Zeit nehmen, über seine Zukunft zu entscheiden. „Die Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat respektieren die Entscheidung von Herrn Neumann. Er hat für Opel wieder Anerkennung, ein verbessertes Markenimage und ein gestärktes Selbstbewusstsein erreicht“, kommentierte Wolfgang Schäfer-Klug, stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrates und Vorsitzender des Gesamtbetriebsrates des Autoherstellers.

Freilich ist es Neumann in gut vier Jahren Amtszeit seit März 2013 nicht gelungen, Opel wieder zu einem profitablen Unternehmen zu machen. Der bisher letzte Jahresgewinn der bisherigen General-Motors-Tochtergesellschaft datiert aus dem Jahre 1999. Zwar stand im zweiten Viertel des vergangenen Jahres ein schmaler Quartalsgewinn zu Buche, doch danach fuhr das Unternehmen mit 38 000 Mitarbeitern wieder Verluste ein. Auch deshalb entschied sich General Motors Anfang des Jahres schließlich, Opel an die PSA-Gruppe zu verkaufen. (Der Zahlenmensch übernimmt das Steuer, Seite 22.)

Kampf der Petrodollar-Investoren

In der Qatar-Krise stehen sich zwei wichtige Geldgeber für westliche Unternehmen und Großprojekte gegenüber

kann./gb. FRANKFURT, 12. Juni. An den Märkten wächst die Sorge, dass eine weitere Zuspitzung der Krise zwischen Qatar und der von Saudi-Arabien geführten Allianz Folgen für die westliche Wirtschaft haben könnte. Vor allem Qatar ist an vielen Unternehmen wie Volkswagen, Siemens und der Deutschen Bank beteiligt, aber auch an großen Immobilienprojekten wie dem Londoner Finanzviertel Canary Wharf, dem Empire State Building sowie einem im Bau befindlichen Stadtviertel in New York. Sollte die Krise zu einer Schiefelage im Staatshaushalt führen, wäre es nicht das erste Mal, dass der Staatsfonds Qatar Investment Authority (QIA) aushelfen müsste.

Eine Gruppe von Staaten um Saudi-Arabien wirft Qatar Terrorfinanzierung vor, hat das Land weitgehend isoliert und Kontosperrungen gegen mehrere Personen und Organisationen verhängt. Finanzminister Ali Scherif al-Emadi versuchte am Montag, Zweifel an dem Land als verlässlichen Investor zu zerstreuen. „Unsere Reserven und Investmentfonds entsprechen mehr als 250 Prozent des Bruttoinlandsproduktes“, sagte er dem Fernsehsender CNBC – das entspräche etwa 417 Milliarden Dollar (372 Milliarden Euro). „Ich denke deshalb, dass es keinen Grund dafür gibt, besorgt zu sein.“ Der Verkauf von Anteilen an großen westlichen Unternehmen stehe nicht zur Debatte, sagte al-Emadi. „Wir sind extrem zufrieden mit unseren Positionen.“

Zuletzt hatte etwa ein wichtiger Investor der Deutschen Bank gegenüber dieser Zeitung die Sorge über einen Kursverfall geäußert, sollte die qatarische Herrscherfamilie kurzfristig ihren Anteil daran ver-

kaufen müssen. Der Staatsfonds Qatars ist mit geschätzten 335 Milliarden Dollar einer der größten der Welt. Die Herrscherfamilie zahlt in ihn die überschüssigen Milliarden aus dem Erdgasexport ein und will das Land durch Investitionen außerhalb des heimischen Energiesektors unabhängiger von seinem wichtigsten Rohstoff machen.

Die öffentlich bekannten Beteiligungen an Aktiengesellschaften summiert das Finanzportal Bloomberg auf 86,8 Milliarden Dollar. Davon ist Volkswagen mit 11 Milliarden Dollar die mit Abstand wichtigste Position außerhalb Qatars. Oft sind die Scheichs eingesprungen, wenn Unternehmen kurzfristig große Summen beispielsweise für Übernahmen benötig-

ten oder um politische Verbindungen zu stärken. So haben sie sich erst in den Schweizer Rohstoffkonzern Glencore eingekauft und mit ihm gemeinsam im Dezember 2016 fast 20 Prozent an Russlands größtem Ölproduzenten Rosneft übernommen. Damit halfen sie Präsidenten Wladimir Putin, die Lächer zu stopfen, die unter anderem die Sanktionen wegen des Ukraine-Konflikts in den Staatshaushalt gerissen haben.

Großbritannien haben sie nach dem Brexit-Votum zusätzliche 5 Milliarden Pfund (5,7 Milliarden Euro) an Investitionen versprochen. Mehr als 40 Milliarden Pfund hat der Staatsfonds dort schon investiert und ist etwa zu 20 Prozent am Betreiber des Großflughafens Heathrow be-

teilt, am Mutterkonzern von British Airways und an der London Stock Exchange. Zuletzt haben sich die Qatarer mehr auf die Vereinigten Staaten konzentriert und wollen dort bis zu 35 Milliarden Dollar vor allem in Immobilien und Infrastrukturprojekte investieren.

Über ausländische Beteiligungen Saudi-Arabiens ist nicht viel bekannt. Das Land lässt seine Währungsreserven, die seit zwei Jahren fallen und heute knapp 400 Milliarden Dollar betragen, von seiner Notenbank verwalten. Nach deren Angaben wird dieses Geld in Form von Bankguthaben, Anleihen guter Bonität und in Aktien angelegt. Daneben existiert seit 1971 ein Staatsfonds, der Public Investment Fund, dessen Vermögen derzeit rund 180 Milliarden Dollar beträgt und der sein Geld in den vergangenen Jahren überwiegend für Projekte in Saudi-Arabien verwendet hat.

Der Staatsfonds soll in den nächsten Jahren deutlich wachsen und mehr Geld im Ausland investieren. Zusätzliche Mittel wird er erhalten, wenn die staatliche Ölgesellschaft Aramco vermutlich im nächsten Jahr an die Börse gebracht wird. Im Jahre 2015 hat sich der Staatsfonds mit 38 Prozent am südkoreanischen Stahlkonzern Posco beteiligt, 2016 erwarb er 5 Prozent an Uber. Anlässlich der Reise Donald Trumps im Mai 2017 gab der Fonds bekannt, er wolle 40 Milliarden Dollar in Infrastrukturprojekte überwiegend in den Vereinigten Staaten investieren. Außerdem will der Staatsfonds bis zu 45 Milliarden Dollar in einen gemeinsam mit der japanischen Softbank betriebenen speziellen Technologiefonds einschießen. (Türkische Wirtschaft auf dünnem Eis, Seite 18.)



Auch hier steckt Geld aus Qatar drin: das Empire State Building in New York Foto AP

Alle Augen auf Afrika

Wie es um den Kontinent steht, den Merkel zum Schwerpunkt der G-20-Präsidentschaft macht. Seite 18

Zu erfolgreich

Der wirtschaftliche Erfolg vieler Unternehmen bremst die Digitalisierung. Was tun? Seite 19

Im Griff der Hedgefonds

Der Rohstoffkonzern BHP Billiton ringt um die Nachfolge des Verwaltungsratsvorsitzenden. Seite 24

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Opels Rochade

Von Martin Groppe

Macrons Auftrag

Von Christian Schubert

Am Ende war es eine Entscheidung mit Ansage. Unter dem Druck der Berichterstattung dieser Zeitung vom Wochenende hat sich der bisherige Opel-Chef Karl-Thomas Neumann entschieden, den Verkauf seines Unternehmens an den französischen Konkurrenten PSA Peugeot Citroën nicht mehr zu verantworten, sondern nur noch zu begleiten. Es ist die richtige Entscheidung. Die Verhandlungen hätte Neumann nurmehr als „lahme Ente“ geführt, nachdem bekanntgeworden war, dass er Opel nach dem Abschluss der Gespräche verlassen wollte. Was er jetzt noch zur Zukunft von Opel beitragen kann, wird sich zeigen. Die Rochade zum bisherigen Finanzvorstand Michael Lohscheller – bei gleichzeitigem Verbleib des alten Chefs in der Geschäftsführung – ist wohl eher als gesichtswahrende Lösung für das Unternehmen wie für Neumann zu deuten. Umgekehrt deutet die Ernennung Lohschellers darauf hin, dass es PSA ernst damit ist, Opel wieder profitabel zu machen. Wer sollte die Misere des chronisch defizitären Unternehmens besser kennen als der Finanzchef? Opel und seinen 38 000 Mitarbeitern wäre es zu wünschen, wenn dem Zahlenmenschen der Umschwung bald gelingt.

Große Mehrheit – große Scherereien“, meinte einst der frühere Präsident François Mitterrand. Er wusste, wie leicht eine Übermacht im Parlament die Disziplin verlieren kann. Dennoch ist der sich abzeichnende Erdstich bei den französischen Parlamentswahlen zugunsten von Emmanuel Macron eine gute Nachricht. Der neue Präsident erhält von den Franzosen die Lizenz zum Handeln. Die Erwartungen sind groß, auch wenn viele Bürger aus tiefer Enttäuschung über die Politik gar nicht zur Wahl gingen. Doch genau diese Abwendung lässt sich nur beenden, wenn die Regierung Reformen vorantreibt, die Frankreich spürbar verändern. Dazu gehören am Arbeitsmarkt Einstiegsmöglichkeiten und Aufstiegschancen für die Jugend sowie allgemein bessere Aussichten, eine neue Arbeit zu finden, wenn die alte verlorengelht. Das starre Arbeitsrecht steht dem bisher zu oft entgegen. Ein Beispiel: In Frankreich dürfen sich Beschäftigte zwei Jahre Zeit lassen, um eine Entlassung vor Gericht anzufechten; in Deutschland sind es drei Wochen. Solche Damoklesschwerter über den Köpfen der Arbeitgeber sind Job-Killer. Hoffentlich findet Macrons Regierung wirklich den Mut, damit Schluss zu machen.

Nöte des Exportmeisters

Von Maja Brankovic

Wenn die Regierungschefs anderer Nationen über Deutschland sinnieren, klingt das ungefähr so: Die deutsche Wirtschaft ist eine Gefahr für die Welt. Wenn sie einfach weitermache wie bisher, breche sie allen anderen das Genick. Der Grund für ihr vernichtendes Urteil: Die Deutschen exportieren angeblich viel zu viel und kaufen viel zu wenig im Ausland ein. Die Folge ist ein Handelsüberschuss von rund 250 Milliarden Euro allein im vergangenen Jahr. Und weil der Außenhandel der größte Posten in der Leistungsbilanz ist, sprengt auch der deutsche Leistungsbilanzüberschuss alle bisher bekannten Dimensionen. Auf rund 261 Milliarden Euro ist er 2016 gestiegen, was 8,6 Prozent der deutschen Wirtschaftsleistung entspricht. Selbst der Überschuss der Exportnation China blieb dahinter zurück. Da dem Leistungsbilanzüberschuss zwangsläufig ein Netto-Kapitalexport in derselben Höhe gegenübersteht, baut Deutschland in hohem Maße Auslandsvermögen auf.

Der Überschuss schürt Ängste und Sorgen, vor allem im Weißen Haus. Auch der Internationale Währungsfonds und die EU-Kommission beklagen das Ungleichgewicht. Überschüsse von mehr als 6 Prozent gelten aus Brüsseler Sicht als Risiko für die Finanzstabilität. Dass sich andere Länder verschulden müssten, um ihre Defizite gegenüber Deutschland zu finanzieren, könne nicht ewig gutgehen, heißt es warnend. Nicht alle in der Währungsunion haben die Schuldenkrise schon verdaut, auch wenn die einstigen Krisenländer mittlerweile selbst Handelsüberschüsse erzielen. Eine neue Krise will man unbedingt vermeiden.

Berlin begegnet der Kritik mit Unverständnis. Zwar sei der Überschuss tatsächlich hoch, gibt Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble zu. Politische Ursachen habe dieser aber nicht. Von der Wettbewerbsfähigkeit deutscher Produkte ist die Rede, welche die Exportnachfrage treibe. Von den niedrigen Rohstoffpreisen, die die Importseite vorübergehend drückten. Und vom Wechselkurs des Euros, der für die starke deutsche Wirtschaft zu niedrig sei und die deutschen Exporte verbillige. Doch für den Wechselkurs und die Geldpolitik sei die Europäische Zentralbank verantwortlich, nicht die Regierung in Berlin. Außerdem betonen Finanzminister und Kanzlerin im Akkord, dass die Handelsbilanz das Ergebnis der Kaufentscheidungen von Konsumenten und Unternehmen in aller Welt sei. Ihnen vorzuschreiben, wer wofür wie viel auszugeben hätte, das könne es höchstens in einer Planwirtschaft geben. Zumal man es dem deutschen Sparer kaum verdenken könne, dass er sich gegen den demographischen Wandel lieber mit Rücklagen wappne, als sein Geld für Waren aus dem Ausland zu verpressen.

Es stimmt, was die Berliner Advokaten zur Exportstärke der heimischen Wirtschaft sagen. Natürlich gibt es

gute Gründe für den deutschen Überschuss. Wenn Amerikaner, Franzosen oder Chinesen bevorzugt deutsche Autos und Maschinen kaufen, dann sollen sie das auch tun. Und selbstverständlich ist der Euro für die deutsche Wirtschaft zu schwach. Ein Währungsmanipulator ist Deutschland aber nicht, gerade die Bundesbank pocht auf den zügigen Ausstieg der EZB aus ihrer ultralockeren Geldpolitik.

Zur Wahrheit gehört aber auch, dass die Erklärungen aus Berlin lückenhaft sind. Denn niemand (außer Donald Trump) wirft den Deutschen vor, zu gute Autos zu bauen. Am Pranger stehen sie vor allem, weil sie zu wenig

Die Deutschen leben unter ihren Verhältnissen und finanzieren das Leben auf Pump anderer.

konsumieren und ihr Kapital lieber im Ausland investieren. Das kann der Regierung nicht gefallen, zumal die Vergangenheit zeigt, dass ein nicht unerheblicher Teil des Auslandsvermögens verlorengegangen ist. Forscher bemängeln schon lange, dass die Deutschen unter ihren Verhältnissen leben und stattdessen das Leben auf Pump in den Vereinigten Staaten oder Großbritannien mitfinanzieren.

Dabei gäbe es Mittel und Wege, dem ausufernden Überschuss und den Verlusten im Ausland aktiv entgegenzuwirken. Wer die Binnennachfrage anregen möchte, könnte die Steuern verringern, wie es die Union – aus anderen Gründen – ohnehin erwägt. Die SPD-Bundeswirtschaftsministerin ließ gerade prüfen, ob eine Senkung der Mehrwertsteuer zum Abbau des Überschusses beitragen könnte. Angeblich war das Ergebnis nicht überzeugend. Wenn mehr Netto vom Brutto übrig bleibt, geben die Menschen zwar mehr Geld aus, aber nicht unbedingt für Waren aus dem Ausland.

Eine weitere Möglichkeit läge darin, private Investitionen anzuregen. Seit Jahren sind diese zu schwach für die eigentlich sehr gute Konjunktur. Ursachen dafür sind auch in Berlin zu suchen. Die überbordende Bürokratie, ein hohes Maß an Regulierung, hohe Produktionskosten – all das schwächt den Standort, wie Ländervergleiche zeigen. Zu ineffektiv sind auch die öffentlichen Investitionen. Viele deutsche Brücken und Straßen sind in schlechtem Zustand, die Förderung von Innovationen ist unzureichend, im Bildungswesen fehlt das Geld.

In der Debatte um die Leistungsbilanzüberschüsse geht es nicht darum, den deutschen Wirtschaftsstandort zu schwächen – sondern ihn, im Gegenteil, zu stärken. Mit Blick auf die Zukunft wäre das ein dringend notwendiger Schritt. Wenn dann noch die Dauerkritik aus dem Ausland verstummt, ist allen geholfen.

Türkische Wirtschaft auf dünnem Eis

Das Wachstum fällt kräftiger aus als erwartet. Sollten die Araber Ankaras Qatar-Politik abstrafen, könnte es aber ungemütlich werden.

itz. WIEN, 12. Juni. Die türkische Wirtschaft ist zu Jahresbeginn stärker gewachsen als erwartet, bleibt aber weiterhin hinter dem langjährigen Durchschnitt zurück. Neues Ungemach könnte Ankara drohen, falls es sich im Streit um Qatar zu sehr mit den übrigen arabischen Ländern anlegt. Das Emirat, das im Clinch mit benachbarten Golfstaaten und Ägypten liegt, hat sich zwar zum wichtigsten Investor aus der Region in der Türkei entwickelt. Deshalb sucht Ankara nicht nur politisch und militärisch den Schulterchluss mit Doha, sondern auch wirtschaftlich. Aber die Handelsströme und die touristischen Beziehungen zu den übrigen arabischen Staaten sind viel wichtiger. Daher kann sich die Türkei nicht erlauben, von Saudi-Arabien, den Vereinigten Arabischen Emiraten, Ägypten, Libyen oder Jordanien boykottiert zu werden.

Neuen Zahlen des türkischen Statistikamts zufolge lag das Bruttoinlandsprodukt (BIP) im ersten Quartal 2017 real um 5 Prozent höher als vor Jahresfrist. Stärker hatte sich die Zunahme zuletzt im zweiten Quartal 2016 entwickelt, vor dem Putschversuch und den Gegenschlüssen des Regimes. Anschließend, im dritten Quartal 2016, hatte die Wirtschaft zum ersten Mal seit der Finanzkrise ins Minus gedreht. Im ersten Quartal 2017 war sie dann um 3,5 Prozent gewachsen. Die jetzt für Januar bis März festgestellte Zunahme fiel um rund einen Punkt höher aus als vorhergesagt.

Analysten erklärten die bessere Entwicklung am Montag mit der Konjunkturpolitik der Regierung, die sich auf weitgehend stabile Staatsfinanzen verlassen kann. Auffällig ist auch, dass die Industrie und die Dienstleistungen kräftiger zulegen als das BIP im Ganzen. Das hatte unter anderem mit den um fast 11 Prozent gestiegenen Exporten zu tun und mit der Erholung des Tourismus.

„Trotz der politischen Probleme der letzten Zeit bleibt die Türkei stark integriert in den EU-Handel“, sagt Richard Grieverson, der Türkei-Fachmann des Wiener Instituts für Internationale Wirtschaftsvergleiche. Im Fremdenverkehr zahle sich aus, dass die russischen Reisen zurückkehrten. Sie hatten die Türkei nach politischen Rangeleien zwischen beiden Staaten lange gemieden. Grieverson zufolge hat die jüngste Entspannung dafür gesorgt, dass sich die Zahl russi-



Lukratives Geschäft mit arabischen Medizintouristen: Haartransplantation in Istanbul

Foto Getty

scher Gäste zwischen Januar und April auf 320 000 Personen mehr als verdreifacht hat.

Besonders robust entwickelt sich nach Angaben des Tourismusministeriums auch die Reisetätigkeit der Araber. Während im genannten Zeitraum die Zahl aller Ankünfte um nicht einmal ein Prozent stieg, betrug der Zuwachs aus Westasien mehr als 20 Prozent. Die 13 000 Touristen aus Qatar spielten kaum eine Rolle, wohl aber die 130 000 Gäste aus Saudi-Arabien. Deren Zahl stieg um 23 Prozent. Ähnlich stark waren die Zuwächse aus Jordanien, dem Jemen oder Bahrain. Zusammen stellten die Staaten, die mit Qatar gebrochen haben, in den ersten vier Monaten fast 220 000 Touristen in der Türkei. Damit rangierten sie auf Platz sechs der wichtigsten Herkunftsregionen.

Noch bedeutender als ihre Menge ist ihre Spenderfreudigkeit. Denn gerade die Scheichs sind in der Türkei bekannt dafür, dass sie viel Geld für Unterkünfte, Essen, Geschenke ausgeben. Deshalb kompensieren sie Teile der Rückgänge unter den westlichen Gästen. Begehrt ist

die Türkei auch bei Medizintouristen. Unter den 152 000 Patienten, die nach Angaben des Gesundheitsministeriums 2016 ins Land kamen, stammten überdurchschnittlich viele aus der arabischen Welt. Ein alltägliches Bild in Istanbul geben Männer mit Kopfverbänden ab, die sich für etwa 1000 Dollar Haare transplantierten lassen. In Jordanien kostet eine solche Operation das Fünffache. Für 2017 erwarten türkische Medien 80 000 solcher Verpflanzungen an finanzkräftigen Ausländern.

Qatars Gegner sind auch für den türkischen Handel von Bedeutung. Ihr Warenaustausch mit Ankara ist 2016, inmitten schwieriger Zeiten, um 5,3 Prozent auf 22 Milliarden Dollar gestiegen. Indes beträgt der türkische Außenhandel mit Qatar Zahlen des Statistikamts zufolge kaum 710 Millionen Dollar (minus 9 Prozent). Offiziell haben sich acht Länder dem Boykott gegen den Halbinsel-Staat angeschlossen: Saudi-Arabien, die Vereinigten Arabischen Emirate, Bahrain, der Jemen, Ägypten, Libyen, die Malediven und Mauretanien. Jordanien stufte seine Beziehungen herunter.

Wie alle werfen Doha vor, den Terrorismus zu fördern, und haben deshalb den politischen und wirtschaftlichen Austausch gekappt. Die Türkei hatte daraufhin erklärt, die militärische Zusammenarbeit mit Qatar auszuweiten und das Land mit Lebensmitteln zu versorgen. Das könnte sich rächen, falls die arabische Welt die Sanktionen auf die Türkei ausweitet. Nachrichtenagenturen berichten, dass Internetnutzer dies immer vehementer forderten. Der Hashtag „Boycott türkischer Produkte“ sei unter arabischen Twitter-Kunden stark verbreitet. Saudische Nutzer riefen dazu auf, türkische Restaurants zu meiden und Reisen in die Türkei abzusagen, hieß es.

Wirtschaftlich erklärt sich Ankaras Loyalität zu Qatar unter anderem dadurch, dass die schwächelnde türkische Bauwirtschaft wichtige Aufträge aus dem Emirat erhalten hat. Dazu gehört der Bau einer 1,8 Milliarden Euro teuren Autobahn. In Qatar, dem reichsten Land der Welt, soll 2022 die Fußball-Weltmeisterschaft stattfinden, weshalb der Bau auf Hochtouren läuft. Umgekehrt ist Qatar ein führender Investor in der Türkei.

Der Merkel-Plan für Afrika

Bundesregierung spricht von „völlig neuem Ansatz“ in der wirtschaftlichen Zusammenarbeit

rike. BERLIN, 12. Juni. Gut drei Wochen vor dem G-20-Treffen in Hamburg hat Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) auf die Bedeutung Afrikas hingewiesen. „Die gute Entwicklung der Welt wird nicht funktionieren, wenn nicht alle Kontinente der Welt daran teilnehmen“, sagte Merkel am Montag zur Eröffnung der G-20-Afrika-Konferenz der Bundesregierung. Afrika müsse dynamischer werden, forderte die Kanzlerin in Berlin, auch wenn es teilweise schon eine beachtliche wirtschaftliche Dynamik und hohe Wachstumsraten gebe. Potential gebe es etwa bei erneuerbaren Energien und der Digitalisierung. Noch aber liege die Entwicklung häufig hinter dem, was angesichts des Bevölkerungswachstums notwendig sei.

Deutschland hat Afrika zum Schwerpunkt seiner G-20-Präsidentschaft erklärt. Wenn Anfang Juli die Staats- und Regierungschefs der 20 wichtigsten Wirtschaftsnationen in Hamburg zusammenkommen, wird die künftige Partner-

schaft der Industriestaaten mit Afrika daher weit oben auf der Tagesordnung stehen.

Merkel betonte am Montag, dass ein Staat alleine in der vernetzten Welt von heute wenig bewirken könne, dass partnerschaftliche Ansätze unerlässlich seien. Sie lobte daher die Nachhaltigkeitsziele der Vereinten Nationen, festgeschrieben in der Agenda 2030, an der sich alle Staaten beteiligten. Das Motto der deutschen G-20-Präsidentschaft lautete „Eine vernetzte Welt gestalten“, mit einem Kreuzknoten als Symbol, sagte Merkel. „Je stärker die Kräfte an ihm ziehen, desto stärker wird der Knoten halten.“ Mit Blick auf die bisherige Entwicklungshilfe für Afrika merkte sie kritisch an, dass die Industriestaaten „nicht immer den richtigen Weg gegangen“ seien. Umso wichtiger sei die neue „Compact with Africa“-Initiative der deutschen G-20-Präsidentschaft, damit nicht mehr „über“, sondern „mit“ Afrika gesprochen werde.

Zuvor hatte Entwicklungsminister Gerd Müller (CSU) mit den Finanzministern von Tunesien, der Elfenbeinküste und Ghana Reformpartnerschaften verkündet. Ziel ist der Ausbau erneuerbarer Energien, die Verbesserung der Energieeffizienz und die Entwicklung des Finanz- und Bankensektors – damit die Staaten attraktiver werden für Investoren aus der Privatwirtschaft. Bislang sind sieben reformwillige afrikanische Länder Teil des von Deutschland angestoßenen Paktes mit Afrika; neben den drei deutschen Partnerländern noch Ruanda, Senegal, Äthiopien und Marokko, die sich mit anderen G-20-Staaten zusammenschließen werden. Müller betonte, sein Ministerium investiere schon dieses Jahr bis zu 300 Millionen Euro zusätzlich in diese Partnerschaften. „Wir wollen neue Anreize für Reformchampions setzen“, sagte er am Montag in Berlin. Gemeinsames Ziel seien „mehr private Investitionen und damit Jobs und Einkommen für die junge Bevölkerung Afrikas“.

Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) sprach von einem „völlig neuen Ansatz in der wirtschaftlichen Zusammenarbeit“. Künftig würden die afrikanischen Länder mit den internationalen Organisationen und ihren jeweiligen bilaterale Partnern gemeinsam daran arbeiten, die Bedingungen für Privatinvestitionen zu verbessern. Die Konferenz in Berlin, die noch bis diesen Dienstag dauert und an der die Staats- und Regierungschefs sowie Finanz- und Entwicklungsminister mehrerer afrikanischer Länder und G-20-Nationen teilnehmen, biete den afrikanischen Ländern zudem eine Plattform, um auf Investoren zuzugehen.

Mit Blick auf die Bedrohung durch den Terrorismus in Afrika und die Sicherheitslage sagte Merkel: „Wir müssen neu denken lernen.“ Viele Jahre lang hätten Entwicklungspolitikern sich mit Sicherheitsfragen nicht beschäftigt. In einigen Ländern sei „das tägliche Überleben die größte Priorität“. Entwicklung könne es aber nur geben, wo Sicherheit gegeben sei.

Bessere Wachstumsaussichten für Afrika

Das Bevölkerungswachstum macht die wirtschaftlichen Fortschritte jedoch zum Teil wieder zunichte

rike/ppl. BERLIN/FRANKFURT, 12. Juni. In diesem und im nächsten Jahr sind die Wachstumsaussichten für Afrika günstiger als 2016, als das Wirtschaftswachstum eingebrochen war. Zu diesem Schluss kommt der aktuelle African Economic Outlook – die jährliche Studie der Afrikanischen Entwicklungsbank, der OECD und der UN, die am Montag in Berlin vorgestellt worden ist. Während das Wirtschaftswachstum in Afrika insgesamt im vergangenen Jahr nur magere 2,2 Prozent betrug, sollen es dieses Jahr 3,4 Prozent werden. Im nächsten Jahr seien 4,3 Prozent möglich.

Hauptgrund für das schwache Wachstum im vergangenen Jahr waren die gesunkenen Preise für Rohstoffe wie Erdöl – für viele Länder Afrikas wie Nigeria und Angola das wichtigste Exportgut. Hinzu kam das schwächere Wachstum in China und der Weltwirtschaft insgesamt, zudem die Nachwehen des gescheiterten „Arabischen Frühlings“ in Nordafrika und der Konflikt in Libyen. Nun aber soll Afrika von den wieder anziehenden Rohstoffpreisen profitieren – und von der steigenden Binnennachfrage. Die Studie nennt zudem wirtschaftspolitische Erfolge in vielen Staaten, ein besseres Geschäftsumfeld und eine größere Diversifizierung der Wirtschaft als positive Aspekte; hinzu kommt eine oft effizientere

Nutzung öffentlicher Mittel. Trotzdem werde das eigentliche Potential Afrikas weiterhin nicht ausgeschöpft.

Dieses Jahr rechnen die Autoren des Wirtschaftsausblicks damit, dass knapp 180 Milliarden Euro an Kapital nach Afrika fließen werden, davon etwa 58 Milliarden Euro Direktinvestitionen. Deutsche Direktinvestitionen machen davon aber nur 1,9 Prozent aus. Zum Vergleich: China kommt auf einen Anteil von knapp 24 Prozent. Grundsätzlich gewinnen private Investitionen in Afrika an Bedeutung. Hilfen aus den Industrieländern spielen vor allem für die ärmsten Staaten noch eine wichtige Rolle.

Als problematisch identifiziert der Report den schwachen innerafrikanischen Handel: Er macht nur 15 Prozent des gesamten Handelsvolumens aus, genauso viel wie der Handel mit China. Europa ist mit einem Anteil von 30 Prozent Afrikas wichtigster Handelspartner. Kritisch bleiben zudem die geringen Steuereinnahmen vieler afrikanischer Staaten. Und: Etwa die Hälfte der Staaten hat zwar eine Strategie für die industrielle Entwicklung, oft aber passen diese Blaupausen nicht zu den wahren Bedürfnissen der Unternehmen mit großem Wachstumspotential, heißt es in der Studie. Um die Armut zu bekämpfen und die Wirtschaft zu stärken, müssten Hindernisse für Unterneh-

mer – besonders für junge Menschen und Frauen – beseitigt werden. Wichtig seien auch die nachhaltige Nutzung von Ressourcen, die Stärkung des Unternehmertums, von Gesundheit und Bildung. Zudem müssten die Regierungen den Zugang zu Strom und Finanzmitteln sowie die Wettbewerbspolitik verbessern. Grundsätzlich ist die Entwicklung in Afrika aber sehr heterogen. So wuchsen die westafrikanischen Staaten im vergangenen Jahr nur um 0,4 Prozent, die erfolgreicheren im Osten des Kontinents dagegen um 5,3 Prozent.

Die meisten Volkswirtschaften Afrikas sind zu abhängig von Rohstoffexporten und leiden unter einer unproduktiven Landwirtschaft, in der mehr als zwei Drittel der Bevölkerung tätig sind. Das betont die DZ Bank in einer aktuellen Analyse. Ein weiterer problematischer Faktor ist die Demographie. Das sehr hohe Bevölkerungswachstum des Kontinents mit derzeit 1,3 Milliarden Einwohnern sei ein Armutsfaktor und drohe die Länder politisch zu destabilisieren. Laut Internationalem Währungsfonds werden wegen der hohen Zahl junger Leute, die auf den Arbeitsmarkt strömen, jedes Jahr 20 Millionen zusätzliche Arbeitsplätze nötig. Tatsächlich gibt es nur einen Bruchteil davon. Folglich steigt die schon jetzt extrem hohe Jugendarbeitslo-

sigkeit. Man müsse „Wege zur Begrenzung der Bevölkerungsexplosion in Afrika finden, denn fast überall wachsen dort die Bevölkerungszahlen schneller als die Wirtschaft“. Das Pro-Kopf-Einkommen würde daher kaum zunehmen. Aus diesem hohen Bevölkerungswachstum folge zudem ein zunehmender Migrationsdruck.

„Was Afrika am dringendsten benötigt, sind Investitionen und produktive Arbeitsplätze“, schreibt der DZ-Bank-Ökonom Wolf Rütger Teuscher. Um mehr private Investoren anzulocken, seien bessere Rahmenbedingungen, ein entschiedener Kampf gegen die Korruption und mehr Rechtssicherheit essentiell. Die von der Bundesregierung vorgeschlagenen Reformpartnerschaften hält er für einen richtigen Ansatz. Allerdings komme es darauf an, die entwicklungspolitischen Bemühungen international besser zu koordinieren. Es gebe unterschiedliche Interessen. Die Chinesen wollten vor allem Rohstoffe in Afrika sichern und Absatzmärkte erschließen und machten dabei auch mit Autokraten und Diktatoren Geschäfte. Die neue amerikanische Regierung werde wohl die Entwicklungsgelder kürzen. All das dürfte die Abstimmung innerhalb der G-20-Länder auf einen gemeinsamen Kurs in der Afrika-Entwicklungspolitik sehr erschweren.

Die britische Wirtschaft schlägt Alarm

Politisches Chaos und Brexit verunsichern die Manager

theu. LONDON, 12. Juni. Nach der demütigenden Wahlschlappe für Theresa May erhöht die Wirtschaft den Druck, die Risiken des Brexits für Arbeitsplätze und Wohlstand stärker zu beachten. Stephen Martin, der Generaldirektor des britischen Unternehmensverbands Institute of Directors (IoD), spricht von einem „Absturz“ der Zukunftserwartungen in der britischen Wirtschaft seit der Wahl vergangene Woche. Das politische Chaos in der konservativen Regierungspartei der Premierministerin könnte „desaströs für die britische Wirtschaft“ sein, warnte Martin. Schon im ersten Quartal hat sich das Wachstum stark abgeschwächt. Nach Angaben des Finanzdienstleisters Visa sind die Konsumausgaben mit seinen Kreditkarten in Großbritannien im Mai erstmals seit vier Jahren real gesunken.

In den britischen Chefetagen wachsen derweil die Befürchtungen: Eine nach der Wahl durchgeführte Umfrage des IoD zeigt, dass der Pessimismus der Manager sprunghaft gestiegen ist. 57 Prozent der Unternehmenslenker gaben an, sie seien für die Entwicklung der britischen Wirtschaft in den kommenden zwölf Monaten ausgeprägt oder stark pessimistisch. Nur jeder Fünfte ist optimistisch. Nach Angaben des Verbands hat sich damit das Meinungsklima im Vergleich zum Mai rapide verschlechtert. Der Brexit ist die Hauptsorge der Wirtschaft – und das politische Vakuum in London nach der Wahl gefährdet den Zeitplan für die Austrittsverhandlungen. Die Gespräche mit Brüssel sollen eigentlich Anfang nächster Woche begin-

nen. Aber nach der Wahl ist unklar, ob Großbritannien bis dahin überhaupt eine handlungsfähige Regierung haben wird und ob die bislang von May vorgegebene harte Verhandlungslinie Bestand hat. May verlor am Donnerstag überraschend die Parlamentsmehrheit und versucht nun eine Minderheitsregierung zu bilden. Viele Beobachter erwarten, dass sie über kurz oder lang ihren Posten räumt.

Die Wirtschaft geht jetzt in die Offensive: Die Interessen der Unternehmen und eine ökonomische Debatte seien im Wahlkampf fast nicht vorgekommen, kritisierte der Verbandschef Martin. Dies müsse sich nun dringend ändern. Der paneuropäische Flugzeugbauer Airbus droht damit, nach dem Brexit seine Produktion in Großbritannien zurückzuführen. BMW will bis Jahresende entscheiden, ob eine Elektroversion des populären Kleinwagens Mini in Großbritannien gebaut wird oder nicht.

Britische und ausländische Unternehmen warnen die Regierung seit vielen Monaten vor den wirtschaftlichen Risiken eines „harten“ Brexits. Nach der Wahl ist am Kabinettschiff ein Richtungsstreit neu entbrannt: Der für den EU-Austritt zuständige Minister David Davis hat bekräftigt, die Regierung wolle weiterhin den EU-Binnenmarkt verlassen und sehr viel weniger europäische Arbeitskräfte ins Land lassen als bisher. Schatzkanzler Philip Hammond soll May dagegen signalisiert haben, er werde sie nur dann weiterhin unterstützen, wenn sie beim Austritt die Wirtschaft stärker beachte. Hammond gilt als Wortführer für einen „weicheren“ und wirtschaftlich weniger schädlichen Brexit.

Puerto Ricaner wollen neuen Status

Als Bundesstaat der Finanzkrise Herr werden

wvp. WASHINGTON, 12. Juni. In Puerto Rico hat eine Mehrheit dafür gestimmt, den legalen Status der Insel zu ändern. Puerto Rico soll ein amerikanischer Bundesstaat werden, finden mehr als 95 Prozent. Allerdings haben nur 23 Prozent der Wahlberechtigten abgestimmt. Oppositionsparteien hatten erfolgreich zum Boykott des Referendums aufgerufen. Gewöhnlich liegt die Wahlbeteiligung in Puerto Rico bei rund 80 Prozent.

Die Initiatoren des unverbindlichen Referendums, allen voran Gouverneur Ricardo Rossello, glauben, dass Puerto Rico als richtiger amerikanischer Bundesstaat bessere Chancen hätte, der horrenden Finanzkrise Herr zu werden. Vor wenigen Wochen hatte die Inselregierung Bankrott angemeldet. Die Insel mit ihren rund drei Millionen Einwohnern hat 74 Milliarden Dollar Schulden und 50 Milliarden Dollar in ausstehenden Pensionen, die sie nicht bedienen kann. Die Arbeitslosigkeit liegt bei mehr als 11 Prozent, die Armut ist groß. Seit den zehn Jahren, in denen die Insel in einer Rezession steckt, haben 400 000

Menschen Puerto Rico meist in Richtung amerikanisches Festland verlassen.

Die Insel hat den Sonderstatus des amerikanischen Territoriums. Das Land gehört damit zu den Vereinigten Staaten, Bundesgesetze entfallen dort Wirkung. Zugleich hat die Insel eine politische Teilsoveränität. Die Bürger sind amerikanische Staatsbürger, haben aber kein Wahlrecht in der Präsidentschaftswahl und nur einen stimmrechtslosen Repräsentanten im Kongress.

Die Abstimmung hat nur symbolische Bedeutung, weil mit ihr keine legalen Folgewirkungen verknüpft sind. Sie war die fünfte Volksabstimmung über den legalen Status der Insel seit den sechziger Jahren. Erst in den letzten beiden haben sich Mehrheiten für eine Umwandlung in einen amerikanischen Bundesstaat ausgesprochen. Selbst wenn die Umwandlung von einer Mehrheit der Bewohner getragen würde, hätte sie wenig Chancen auf Realisierung. Der amerikanische Kongress müsste zustimmen. Das ist bei den aktuellen Mehrheiten unwahrscheinlich.

Karlsruhe stoppt EU-Patentgericht

Bundespräsident soll Gesetz nicht ausfertigen

hw. BERLIN, 12. Juni. Die Gesetze für eine EU-Patentrechtsreform und ein einheitliches europäisches Patentgericht liegen auf Eis. Das Bundesverfassungsgericht hat den Bundespräsidenten gebeten, die schon von Bundestag und Bundesrat gebilligten Gesetzentwürfe nicht auszufertigen, wie diese Zeitung erfahren hat. Ohne die Ratifizierung durch Deutschland kann das ganze EU-Patent nicht in Kraft treten.

Der Bundespräsident habe „auf Bitte des Bundesverfassungsgerichts vom 3. April 2017 die Ausfertigungsprüfung des Zustimmungsgesetzes“ zum einheitlichen Patentgericht „ausgesetzt“, bestätigt das Bundespräsidentamt. Die „Bitte“ sei zunächst mündlich, dann auch schriftlich übermittelt worden – ein seltenes Vorgehen zwischen den Verfassungsorganen. Anlass ist eine Verfassungsbeschwerde (Az.: 2 BvR 739/17), die Karlsruhe nach Angaben des Bundespräsidentamts „nicht von vornherein für aussichtslos“ hält. In der Beschwerde und einem parallelen Eil-

antrag geht es um das Gesetz für das Patentgericht, doch „aufgrund des inhaltlichen Bezuges“ liegt auch die Patentrechtsreform erst einmal auf Eis, wie das Bundespräsidentamt erläutert. Wer genau die Klagen eingereicht hat, warum und wie lange der Prozess nun stillsteht, teilten Bundesverfassungsgericht, Bundespräsidentamt und das Bundesjustizministerium auf Anfrage nicht mit.

Mit der Patentrechtsreform und dem einheitlichen Patentgericht verbindet besonders die deutsche Wirtschaft große Hoffnungen. Auf die hiesige Industrie entfallen etwa 40 Prozent der Anmeldungen europäischer Patente. Durch den einheitlichen Patentschutz in Europa soll sie Patente kostengünstiger und effizienter anmelden können. Der Reformprozess ist seit jeher äußerst zäh: Er wurde bereits in den sechziger Jahren angestoßen. Doch selbst der Brexit sollte kein unüberwindbares Hindernis sein, denn die Briten wollen sogar nach ihrem Ausstieg aus der EU bei dem Patentgericht mitmachen.

Kartellamt übernimmt Verbraucherschutz

bü. DÜSSELDORF, 12. Juni. Nach dem Inkrafttreten des reformierten Wettbewerbsgesetzes baut das Bundeskartellamt eine Abteilung für den Verbraucherschutz auf. Sie soll vor allem im Internet für den Datenschutz und einen lautereren Wettbewerb sorgen. Für die zusätzlichen Aufgaben sind noch keine Stellen bewilligt, so dass die neue Abteilung anfangs mit einer Handvoll Beamten auskommen muss. Geleitet wird sie von Carsten Becker, bisher verantwortlich für die Energie- und Mineralölwirtschaft. Das wichtigste Instrument sind Sektoruntersuchungen, die bei begründetem Verdacht auf Verstöße eingeleitet werden können. Damit durchleuchtet das Kartellamt die Marktbedingungen, um eine Grundlage für ein konkretes Eingreifen zu gewinnen. Gerade in der Internetwirtschaft gebe es Fälle, in denen Unternehmen durch eine einzige rechtswidrige Maßnahme Millionen Verbrauchern auf einmal schaden können. Hier sei es sinnvoll, den vorwiegend privat rechtlich organisierten Verbraucherschutz zu unterstützen.

Kurze Meldungen

Banken- und Arzneiaufsicht

Deutschland bewirbt sich um den Sitz für die EU-Behörden der Banken- und der Arzneimittelaufsicht nach einem Ausschreiben Großbritanniens aus der Europäischen Union. „Deutschland wirft für beide Agenturen den Hut in den Ring. Mit Bonn für die Arzneimittelaufsicht EMA und mit Frankfurt am Main für die Bankenaufsicht“, sagte Regierungssprecher Steffen Seibert. Reuters

Erfurt verbaut Stromtrasse Weg

Die Landesregierung in Thüringen berät an diesem Dienstag das „Grüne-Band-Gesetz“, das die frühere DDR-Grenze unter Schutz stellt. Das teilte die Staatskanzlei mit. Der durch Thüringen verlaufenden neuen Stromtrasse „Suedlink“ wäre der Weg versperrt. Dagegen hatte Bundeswirtschaftsministerin Brigitte Zypries (SPD) protestiert. Nachdem diese Zeitung dies am Samstag bekanntgemacht hatte, lud Ministerpräsident Ramelow Zypries öffentlich ein, um sich vor Ort zu informieren. Bei Zypries hieß es, man warte auf das Einladungsschreiben. ami.

Der wirtschaftliche Erfolg bremst die Digitalisierung

Es klingt fast paradox:
Gerade die gute Konjunktur
schwächt die Bemühungen der
Unternehmen, in der digitalen
Welt voranzukommen.

tag. LUDWIGSHAFEN, 12. Juni. Die Digitalisierung durchdringt immer mehr Bereiche der Wirtschaft, allerdings gibt es überraschend viele Unternehmen, die sich überhaupt nicht um dieses Thema kümmern. Jedes dritte hält die Digitalisierung des eigenen Betriebs schlicht für nicht notwendig. Im Mittelstand ist es jedes fünfte, unter Großunternehmen jedes zehnte. Das ist ein Ergebnis des „Monitoring-Reports Wirtschaft Digital“ im Auftrag des Bundeswirtschaftsministeriums. In der Befragung von 1000 Unternehmen durch das Marktforschungsinstitut Kantar TNS vor dem „Digital-Gipfel“ in Ludwigshafen zeigt sich an vielen Stellen die Skepsis der Unternehmer: Zu hoch sei der Aufwand, zu hoch die Kosten. Ein Drittel beklagt zudem rechtliche Unsicherheiten.

Bundeswirtschaftsministerin Brigitte Zypries (SPD) machte bei der Auftaktveranstaltung des Digital-Gipfels die gute wirtschaftliche Lage für die offensichtliche Ignoranz mitverantwortlich. „Der Erfolg ist unsere größte Gefahr“, sagte sie. Die Auftragsbücher der Mittelständler seien voll, die Handwerker mit Arbeit ausgelastet. In einem solchen Umfeld bleibe wenig Zeit, über den Tellerrand zu blicken und zu fragen, was die Industrie 4.0 für das eigene Unternehmen bedeute. Zugleich betonte Zypries, dass die Politik gerade gegenüber Mittelständlern und Kleinunternehmen eine Bringschuld in Sachen Digitalisierung habe. „Wir müssen mehr Mittelständler dazu bringen, sich zu informieren.“ Zehn Kompetenzzentren betreibe der Bund mittlerweile, zehn weitere seien geplant. Dort könnten sich Unternehmen über die Auswirkungen der Digitalisierung und Vernetzung auf ihr Unternehmen informieren und Rat holen. Auch die Industrie- und Handelskammern müssten verstärkt auf ihre Mitglieder zugehen.

In den Schulen schreitet das Bewusstsein für die Bedeutung der Digitalisierung nach den Worten der Ministerin voran.



Brigitte Zypries während des IT-Gipfels in Ludwigshafen

Foto BMWi/Maurice Weiss

Zur Zeit überarbeite ihr Ministerium die Ausbildungsverordnungen für etwa 300 Berufe, um auch dort die neuen Anforderungen der Digitalisierung zu berücksichtigen. „Wir sind dran, aber das geht nicht von heute auf morgen.“

Die Qualifizierung und damit die Verringerung des Fachkräftemangels ist nach der Befragung eine der drängendsten Forderungen der Unternehmer an den Staat. Auch der ebenfalls geforderte schnellere Ausbau von Breitbandverbindungen ist nach Zypries' Worten auf dem Weg.

Ein Ergebnis der Studie ist: Mittelständliche Unternehmen digitalisieren sich rascher als andere Unternehmen, allerdings liegt ihr Digitalisierungsgrad noch zurück. Kantar TNS hat zusammen mit dem Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) in Mannheim einen Index

erdacht, der den Digitalisierungsgrad von Unternehmen erfassen soll. Darin fließt der Geschäftserfolg auf digitalen Märkten ein, die Nutzungsintensität von digitalen Techniken und Diensten, zudem wird berücksichtigt, wie die Unternehmen ihre interne Organisation auf die Digitalisierung umgestellt haben. Demnach ist der Digitalisierungsgrad im Vergleich zum Vorjahr in großen und mittelständischen Unternehmen leicht gestiegen, in Kleinunternehmen bis neun Mitarbeiter allerdings leicht gesunken, weshalb der Gesamtindex zurückgegangen ist.

Dabei gibt es branchenabhängig große Unterschiede. Naturgemäß besonders stark digitalisiert sind Unternehmen der Informations- und Telekommunikationswirtschaft. Überdurchschnittlich digital engagiert seien Finanzdienstleister, Versi-

cherer und Händler. Einen mittelmäßigen Digitalisierungsgrad attestieren die Marktforscher der Energiewirtschaft, dem Maschinenbau und der chemisch-pharmazeutischen Industrie. Danach erst folgen die Autobauer. Schlusslicht bleibt das Gesundheitswesen.

Vor allem in der Anwendung würden die Potentiale der Digitalisierung noch kaum ausgeschöpft. So nutze jedes fünfte Unternehmen „Big Data“, also die Verarbeitung großer Datenmengen, für seine Geschäfte. Das Thema Industrie 4.0 allerdings, die Digitalisierung und Vernetzung der Produktionsprozesse, wird ungeachtet der großen öffentlichen Resonanz des Themas bislang nur von jedem siebten Unternehmen des verarbeitenden Gewerbes eingesetzt. Künstliche Intelligenz stehe „noch am Anfang“.

Arbeitgeber sind erleichtert über Macrons Mehrheit

Hoffnungen auf Lockerung des Arbeitsrechts

chs. PARIS, 12. Juni. Offiziell wollten am Montag weder die Arbeitgeber noch die Gewerkschaften auf das Ergebnis des ersten Wahlgangs bei den französischen Präsidentenwahlen reagieren. Die französischen Wähler haben die Bewegung „La République en marche“ von Emmanuel Macron in eine gute Ausgangsposition gebracht, um bei der Stichwahl am kommenden Sonntag eine große Mehrheit in der Nationalversammlung zu erhalten. Im Lager der Arbeitgeber war jedoch hinter vorgehaltener Hand von großer Erleichterung die Rede, auch wenn die Stimmenthaltung von mehr als der Hälfte der Wahlberechtigten Sorgen bereitet.

Denn Macron gilt nun als handlungsfähig. Eine Befürchtung lautete, dass im Fall einer ausbleibenden oder knappen Mehrheit eine Art von Koalitionsverhandlung nötig gewesen wäre, die in der politischen Kultur Frankreichs weitgehend unbekannt ist.

Überraschend ist für viele Unternehmer indes, mit welcher Macht sich die Bewegung des Präsidenten ausbreitet. „Eine Revolution ist wirklich im Gange“, sagte Gilles Le Gendre, der die frühere Umweltministerin der bürgerlich-konservativen Regierung, Nathalie Kosciusko-Morizet, im ersten Wahlgang weit hinter sich ließ. Le Gendre war früher Wirtschaftsjournalist und arbeitete danach als selbständiger Wirtschaftsberater. „Wir sind eine Sammlungsbewegung mit ganz unterschiedlichen Hintergründen“, sagte er in einem Radiointerview. Die Franzosen seien der alten Politik überdrüssig, weil sie jeden Morgen zur Arbeit gingen, sich dort ins Zeug legten, mit geringeren Mitteln immer mehr leisten müssten, doch am Abend hörten sie in den Nachrichten immer die gleiche Leier: Arbeitslosigkeit gestiegen, Staatsverschuldung gestiegen. „Daher hat die Politik an Glaubwürdigkeit verloren.“

Die gemäßigten Gewerkschaften sind sich des Reformbedarfs ebenfalls bewusst, allen voran die CFDT. „Wir werden die Legitimität der Parlamentswahlen nicht wegen der hohen Enthaltung anfechten“, sagte die stellvertretende Generalsekretärin der CFDT, Véronique Descacq, am Montag. „Die Unternehmen brauchen mehr Flexibilität, um sich besser anpassen zu können, doch die Beschäftigten brauchen auch einen besseren Zugang zu Ausbildung und einer Unterstützung bei Arbeitslosigkeit.“ Zudem forderte sie Mitspracherechte bei betrieblichen Strategieentscheidungen. Das müsse nicht so weit gehen wie das deutsche Mitbestimmungsmodell, doch in die gleiche Richtung.

Die Regierung setzte am Montag ihre Konsultationen mit den Sozialpartnern für die Reform des Arbeitsrechts fort. Sie will das starre Recht lockern, um vor allem die Kosten von Entlassungen vorhersehbarer zu machen. Jean-Michel Pottier, stellvertretender Präsident des Kleinunternehmerverbandes CPME, berichtete dieser Zeitung, dass besonders der Schadensersatz im Fall von Kündigungen schwer kalkulierbar sei. Pottier leitet ein Textilunternehmen mit 17 Beschäftigten. Einmal hätte ein Mitarbeiter gestohlen, doch das Arbeitsgericht erklärte die Entlassung für unrechtmäßig. So musste Pottier neben der regulären Abfindung von 20 000 Euro weitere 40 000 Euro als Entlassungsschädigung bezahlen. „Solche Summen können kleine Unternehmen die Existenz kosten“, sagt der CPME-Vertreter. Die Regierung hat eine Deckelung dieser Entschädigungen vorgeschlagen. Sie will im Sommer ein Rahmengesetz dazu erlassen und die Details per Verordnung durchsetzen.

Auch an den Finanzmärkten wurde der erste Wahlgang positiv aufgenommen. Analysten der Commerzbank bedauern allerdings, dass die Arbeitsmarktreformen „nicht sehr ambitioniert“ seien und die Gewerkschaften weiter blockieren könnten.

Aufschwung im Handwerk

Bau- und Kfz-Betriebe wachsen stark, Friseure nicht

dc. BERLIN, 12. Juni. Viele Handwerksbetriebe haben derzeit gut zu tun. Ihre Umsätze steigen deutlich, nach Möglichkeit stellen sie neue Mitarbeiter ein – und doch müssen Kunden nicht selten nach Betrieben mit freien Kapazitäten suchen. Dieses Bild bestätigen nun auch neue amtliche Zahlen. So lagen die Umsätze des Bauhandwerks im ersten Quartal 2017 um durchschnittlich gut fünf Prozent höher als ein Jahr zuvor. Im Kraftfahrzeuggewerbe stiegen sie um mehr als acht Prozent, und Landmaschinenmechaniker verbuchten gar gut elf Prozent höhere Umsätze, wie das Statistische Bundesamt am Montag mitteilte.

Nur mäßige Umsatzsteigerungen von weniger als zwei Prozent verzeichneten dagegen etwa Bäcker, Fleischer und Friseure. Und ähnlich entwickelte sich den Erhebungen zufolge auch die Zahl der Beschäftigten in den verschiedenen Bereichen. Während im Lebensmittel- und im Friseurhandwerk insgesamt sogar Ar-

beitsplätze verloren gingen, stellten Bau- und Kfz-Betriebe nach Kräften zusätzliche Mitarbeiter ein. Die Zahl der Beschäftigten in Mauer-, Beton- und Straßenbaubetrieben erhöhte sich im Vorjahresvergleich um 2,2 Prozent, die der Beschäftigten im Kraftfahrzeuggewerbe immerhin um 1,5 Prozent.

Günstig verlief die Handwerkskonjunktur aber auch im Gesundheitsgewerbe, also für Augenoptiker, für Orthopädie- und für Zahntechniker. Deren Umsätze erhöhten sich ebenfalls um mehr als fünf Prozent. Orthopädietechniker stellten sogar fast drei Prozent an zusätzlichen Mitarbeitern ein. Neben diesen Handwerksberufen mit Meisterpflicht erfreuen sich auch andere guter Nachfrage: Gebäudereiniger steigerten ihre Umsätze um 4,1 Prozent, Textilreiniger um 5,7 Prozent. Noch besser entwickelten sich die Umsätze von Modellbauern (plus 9,4 Prozent) und Galvanisierern, die sogar 14,4 Prozent mehr umsetzten.

Bundesaufsicht will Ärzte und Kassen besser kontrollieren

Präsident Plate ermahnt Ärzte und droht Krankenkassen bei Trickserien Strafge-
lde in Millionenhöhe an

ami. BERLIN, 12. Juni. Die Bundesaufsicht verschärft ihr Vorgehen gegen Geldscheiderei von Ärzten und Kassen bei der Dokumentation ärztlicher Diagnosen. In Briefen hat der Präsident des Bundesversicherungsamtes, Frank Plate, Kassenärzte und Krankenkassen vor unzulässigen Verträgen gewarnt, mit deren Hilfe die von den Ärzten erstellten Krankheitsdiagnosen nachträglich verändert oder ergänzt werden. Das Amt kündigte weitere Kontrollen an. Kassen könnten Strafen verhindern, wenn sie kooperierten. An diesem Dienstag wollen Landes- und Bundesaufsichten abermals über ein bundesweit einheitliches Vorgehen gegen die Manipulationen beratschlagen.

Die Diagnosen sind nicht nur für die Abrechnung ärztlicher Leistungen wichtig. Auf ihrer Basis verteilt der Gesund-

heitsfonds die Beitragsgelder an die Kassen. Deshalb ist der Anreiz für die Kassen groß, mittels „richtiger“ Kodierung ihre Einnahmen zu verbessern. Da es dabei um die Verteilung vorhandener Mittel geht, schneiden andere Kassen schlechter ab und müssen womöglich einen höheren Zusatzbeitrag verlangen, der ihre Position im Wettbewerb schmälert.

Die Politik hat darauf mit einer Gesetzesverschärfung reagiert. Plate befürchtet offenbar, dass Ärzte und Kassen im Kleinklein der sozialgesetzgeberischen Regelungen Schlupflöcher suchen und finden könnten. Deshalb warnt er die Organisationen der Kassenärzte und Kassen vor Abmachungen, die allein für die Dokumentation von Diagnose ein Entgelt versprechen. „Zusätzliche Vergütungen für Diagnosen sind ausgeschlossen“, schreibt

er in dem Brief, der dieser Zeitung vorliegt. Ärztliches Handeln müsse sich am Wohl der Patienten ausrichten. „Insbesondere dürfen Ärzte nicht eigene wirtschaftliche Interessen oder das Interesse Dritter über dieses Wohl stellen.“

Das BVA habe flächendeckend entsprechende Vereinbarungen geprüft und Verträge aufgegriffen, die Vergütungen allein für die Vergabe von Diagnoseschlüsseln vorsähen, ohne dass ihnen eine konkrete ärztliche Leistung gegenüberstehe. Vizepräsidentin Sylvia Bohlen-Schöning kündigte in der „Ärzte-Zeitung“ an, das Amt werde die Prüfungen ausdehnen.

Plate drohte, er werde von Durchgriffsrechten und Sanktionen gegen Kassen „konsequent Gebrauch machen“. Ausdrücklich wies er sie darauf hin, dass der „Strafaufschlag“ von bis zu zehn Millio-

nen Euro kleiner ausfallen könne, wenn eine Kasse „sich aktiv an der Sachverhaltsermittlung beteiligt“. Deshalb sollten sie alte Datenmeldungen prüfen. Manipulations- und Betrugsvorwürfe schaden dem Ansehen der Krankenversicherung. „In unserem gemeinsamen Interesse gilt es dies in Zukunft zu vermeiden.“

In dem Brief behält er sich vor, „bei allen am Risikostrukturausgleich teilnehmenden Krankenkassen zukünftig Prüfungen auch vor Ort durchführen zu lassen“. Das ist interessant, weil nicht alle Kassen dem BVA unterstehen. Die Allgemeinen Ortskrankenkassen werden nur von den Ländern kontrolliert, die Kassenärztereinigungen auch. Insofern muss Plates Brief an Ärzte und Kassen indirekt auch als Mahnung an die Landesaufsichten verstanden werden, genauer hinzusehen.

HAYS Recruiting experts worldwide

MIT SICHERHEIT FLEXIBEL

Im Digitalen Wandel weiterkommen.
Finden Sie mit uns die passenden Experten.

ACCOUNTANCY & TAX/CONSTRUCTION/CONTACT CENTERS/OPERATIONS/EDUCATION/TECHNOLOGY/LEGAL SAFETY/POLICY SOURCES & MINING/ENGINEERING/HUMAN RESOURCES/LOGISTICS/FACILITIES MANAGEMENT/FINANCIAL SERVICES/SOCIAL CARE/SALES & MARKETING/ENERGY/OFFICE SUPPORT/RESPONSE MANAGEMENT/HEALTHCARE/OIL & GAS/ARCHITECTURE/ASSESS & DEVELOPMENT/PUBLIC SERVICES/ACCOUNTANCY & FINANCE/EDUCATION/PHARMA/CONSTRUCTION/INSTRUCTION & PROPERTY/RESOURCE MANAGEMENT/MANUFACTURING & OPERATIONS/RETAIL/INFORMATION TECHNOLOGY/SALES & MARKETING/RATEGARY/BANKING/MARKETING/ENGINEERING/TELECOMS/HUMAN RESOURCES/FINANCIAL PHARMA/MANUFACTURING/HEALTHCARE/AR PROCUREMENT/H

EDUCATION/PHARMACY/CONTACT CENTERS/OPERATIONS/EDUCATION/TECHNOLOGY/LEGAL SAFETY/POLICY SOURCES & MINING/ENGINEERING/HUMAN RESOURCES/LOGISTICS/FACILITIES MANAGEMENT/FINANCIAL SERVICES/SOCIAL CARE/SALES & MARKETING/ENERGY/OFFICE SUPPORT/RESPONSE MANAGEMENT/HEALTHCARE/OIL & GAS/ARCHITECTURE/ASSESS & DEVELOPMENT/PUBLIC SERVICES/ACCOUNTANCY & FINANCE/EDUCATION/PHARMA/CONSTRUCTION/INSTRUCTION & PROPERTY/RESOURCE MANAGEMENT/MANUFACTURING & OPERATIONS/RETAIL/INFORMATION TECHNOLOGY/SALES & MARKETING/RATEGARY/BANKING/MARKETING/ENGINEERING/TELECOMS/HUMAN RESOURCES/FINANCIAL PHARMA/MANUFACTURING/HEALTHCARE/AR PROCUREMENT/H

hays.de



Computer so schlau wie wir

Künstliche Intelligenz dringt in den Alltag vor. Das ist eine riesige Chance. In einer F.A.Z.-Serie erklären wir, worum es geht.

Von Alexander Armbruster

Schlaue Computerprogramme, die genau verstehen, was wir sagen, alleine Autos fahren können, Spam-Mails herausfiltern, komplizierte Krankheiten kurieren, gute Bücher empfehlen, nervige Alltagsroutinen übernehmen, die Umwelt retten, alle Menschen reicher machen: Die Hoffnungen, die sich derzeit mit dem Begriff künstliche Intelligenz (KI) verbinden, sind enorm. Bisweilen gleichen sie einer quasi-religiösen Erlösungserwartung. Häufiger noch wird unterschätzt, welches Potential diese Technik besitzt. „Jede geistige Aufgabe, für die ein Mensch weniger als eine Sekunde braucht, können wir mittels künstlicher Intelligenz wahrscheinlich automatisieren, jetzt oder in der nahen Zukunft“, postuliert Andrew Ng, einer der großen Experten auf dem Gebiet. Es gebe „keine Institution auf dem Planeten“, die nicht durch künstliche Intelligenz verbessert werden könne, sagt Amazon-Gründer Jeff Bezos. Auf der ganzen Welt tätige Unternehmen wie Googles Muttergesellschaft Alphabet oder Facebook werben Mitarbeiter dafür an, suchen die größten Talente direkt an den führenden Fakultäten. Mehr als je zuvor gilt augenscheinlich der Anspruch des verstorbenen Mathematikers John von Neumann: „Es scheint, dass wir die Grenzen dessen erreicht haben, was mit Computertechnologie möglich ist. Allerdings sollte man mit solchen Aussagen vorsichtig sein, denn fünf Jahre später klingen sie oft ziemlich dumm.“

Wolfgang Wahlster ist der Chef des Deutschen Forschungszentrums für künstliche Intelligenz (DFKI), der Vorzeigeeinrichtung in diesem Bereich in Deutschland. Die Kanzlerin fragt ihn um Rat, die Europäische Union ebenfalls, zahlreiche Unternehmen sowieso. Wahlster gehört außerdem vielen nationalen wie internationalen Expertengremien an. Über den Aufstieg intelligenter Computer zeigt er in einem einzigen durchaus nüchternen Satz das Spannungsfeld auf, um das es geht: „KI steht nicht nur für künstliche Intelligenz, sondern auch für künftige Informatik.“ Der Satz verbindet eindrücklich die Technologie mit den Technologien: Den Anspruch, Rechner mit Fertigkeiten auszustatten, über die bislang nur Menschen verfügen. Und diejenigen, die ihm gerecht werden wollen – Informatiker und Mathematiker. „Die Frage lautet: Wie können wir intelligentes Verhalten auf Computern realisieren?“ Die verschiedenen Begrifflichkeiten „künstliche Intelligenz“ und „künftige Informatik“ legen überdies offen, dass den Vordenkern in diesem Bereich (unbeabsichtigt) ein regelrechter Marketing-Coup gelungen ist. Der verstorbene Mathematikprofessor John McCarthy verwendete die Bezeichnung „künstliche Intelligenz“ erstmals in den fünfziger Jahren in einem Schreiben an die Rockefeller-Stiftung, um Geld einzuwerben für eine Fachkonferenz. „Wenn McCarthy einen eher langweiligen Begriff verwendet hätte, der nicht eine Herausforderung der menschlichen Dominanz und Erkenntnisfähigkeit suggerieren würde, (...) würde Fortschritt auf diesem Gebiet wohl eher als das erscheinen, was es ist – das andauernde Fortschreiten der Automatisierung“, schreibt der amerikanische IT-Fachmann Jerry Kaplan. Vielleicht, so kann man rückblickend vermuten, hätte er das Geld dann auch gar nicht bekommen. Im Sommer des Jahres 1956 trafen sich jedenfalls renommierte Computer-Fachleute am Dartmouth College in Hanover im amerikanischen Bundesstaat New Hampshire zu ebenjener legendären Konferenz, die heute als Geburtsstunde der künstlichen Intelligenz als eigenständigem Forschungsbereich gilt.

Damals gab es weder Google noch Facebook, kein Internet, kein Smartphone, kein Big Data. Infolgedessen ging es den Forschern auch nicht um große

Sorgen wie beispielsweise die vom britischen Physiker Stephen Hawking oder dem israelischen Historiker Yuval Noah Harari aufgeworfene Frage, ob gar die Zukunft der Menschheit in Frage steht infolge leistungsfähigerer und intelligenterer Computer.

Die Teilnehmer der Dartmouth-Konferenz waren zumeist Vertreter eines Teilbereichs der Mathematik, der sich grob gesagt damit beschäftigt, Aussagen und Konzepte als Symbole darzustellen und durch bestimmte Transformationen Schlussfolgerungen daraus zu ziehen. Fortschritte in der Computertechnologie eröffneten neue Möglichkeiten damals. Alan Turing, der maßgeblich den Weg dafür bereitet hatte, sagte in seinem vielzitierten Artikel „Computing Machinery and Intelligence“ schon im Jahr 1950 voraus, worum sich der Fortschritt in der Computertechnologie wohl drehen würde: um das Verständnis natürlicher Sprache, Übersetzungsleistungen, Entscheidungsfindung und eben die mathematische Beweisführung.

Das Interesse an dieser Forschung wuchs nach der Dartmouth-Konferenz schnell. In den sechziger Jahren trat die Defence Advanced Research Projects Agency (Darpa) des amerikanischen Verteidigungsministeriums als Geldgeber auf den Plan und finanzierte drei Forschungslabore für künstliche Intelligenz am MIT in Boston, an der Stanford-Universität und an der Carnegie-Mel-

lon-Universität – alle drei zählen auch gegenwärtig noch zu den führenden Fakultäten für KI. Um etwa den Computer Deep Blue zu programmieren, der im Jahr 1997 den damaligen Schachweltmeister Garry Kasparov bezwang, heuerte IBM drei Forscher der Carnegie-Mellon-Universität an.

Der Schachwettbewerb brachte das Kräftemessen zwischen Mensch und Maschine in eine breitere Öffentlichkeit. Publikumswirksam besiegte Jahre später der IBM-Supercomputer Watson Menschen im Quizformat „Jeopardy“. Vor anderthalb Jahren triumphierten Mitarbeiter der zu Google gehörenden Unternehmung Deep Mind mit einem Computerprogramm über den damaligen Weltmeister im Brettspiel Go. Zu Beginn dieses Jahres dann gelang einer „künstlichen Intelligenz“ der nächste Schritt. Eine Software namens „Libratus“ besiegte vier der besten Pokerspieler der Welt in einem drei Wochen dauernden Wettkampf. Das Programm konnte offenkundig unvollkommene oder irreführende Informationen wie einen Bluff sehr korrekt interpretieren – darin unterschied sich dieser Computer-Erfolg von den zuvor erzielten Leistungen in Schach und Go: In diesen beiden Spielen gibt es keine „versteckten Informationen“. „Wir erklärten Libratus nicht, wie man Poker spielt. Wir statteten es mit den Regeln aus und sagten dann: ‚Bring es dir selbst bei!‘“, kommentierte Noam Brown, einer der beiden Erschaffer von „Libratus“.

Das spielerische Kräftemessen zwischen Mensch und Maschine täuscht schnell darüber hinweg, dass der technische Fortschritt in diesem Bereich gegenwärtig viel mehr in Frage stellt: Jede Wirtschaftsbranche setzt sich damit auseinander, wie schlaue Computerprogramme lange eingespielte Verfahren und Verhaltensweisen herausfordern. Andrew Ng, Professor aus Stanford, dem erst mit Google ein Durchbruch gelang und der dann vorübergehend Forschungschef des chinesischen Internetkonzerns Baidu war, vergleicht den Einfluss der künstlichen Intelligenz mit jener Umwälzung, welche die Elektrizität vor mehr als hundert Jahren in der gesamten Gesellschaft herbeiführte. Als „Automatisierung auf Steroiden“ könne man sich KI kurzfristig vorstellen, findet er.

Computer sollen selbständig lernen durch Software, die unserer Vorstellung vom menschlichen Gehirn nachempfunden ist – so lautet die vor einigen Jahren neu aufgekommene Hoffnung. Wenn Fachleute von „maschinellem Lernen“, von „Deep Learning“ oder „neuronalen Netzen“ sprechen, beziehen sie sich genau darauf. Große Konzerne wie kleine Start-ups forschen nun in diesem Bereich. Geldgeber haben Milliardensummen bereitgestellt. Für die Automobilhersteller geht es etwa um selbstfahrende Fahrzeuge, für Produktionsunternehmen insgesamt um die automatische Fabrik (Industrie 4.0), für Google zum Beispiel um Übersetzungsdienste, IBM-Computer Watson hilft, Krebspatienten zu behandeln. Mit Alexa hat der Online-Händler und Cloud-Anbieter Amazon eine künstliche Intelligenz geschaffen, die viele Menschen nah an sich heranlassen, ins eigene Wohnzimmer.

Fachleute gehen ziemlich einhellig davon aus, dass Computer einmal mindestens in begrenztem Umfang schlauer als Menschen sein werden. In vielen speziellen, klar definierten und messbaren Tätigkeiten sind sie das bereits. So ähnlich wie die industrielle Revolution menschliche Muskelkraft und Körperfertigkeit vielfach neutralisierte, werden intelligente Rechner das mit der Geisteskraft tun. Ein Problem muss das nicht unbedingt sein – (vermutlich) niemand ist eifersüchtig auf Autos, weil sie schneller fahren können, als der schnellste Mensch rennen kann.

Das Computer den Menschen einmal komplett ersetzen oder verdrängen, halten hingegen eher wenige Experten für möglich. Über das Verhältnis zwischen Computern und Menschen sagte die IBM-Vorstandsvorsitzende Ginni Rometty auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos: „Es wird eine symbiotische Beziehung sein.“ Über diese Beziehung schreibt Ian Goodfellow, so etwas wie der amtierende Hoffnungsträger der künstlichen Intelligenz, in seinem neuen Lehrbuch: „Ironischerweise sind abstrakte, formelle Aufgaben, die zu den schwierigsten mentalen Anstrengungen für Menschen gehören, unter den leichtesten für einen Computer. (...) Das alltägliche Leben einer Person erfordert eine große Menge Wissen über die Welt. Viel davon ist subjektiv und intuitiv und darum schwer formell darstellbar. Computer müssen dieses Wissen erfassen, um sich intelligent verhalten zu können. Eine der großen Herausforderungen in der künstlichen Intelligenz ist es, wie wir dieses informelle Wissen in einen Computer bekommen.“

Die führenden KI-Fachleute auf der Welt wie Yann LeCun (siehe Interview auf dieser Seite), Yoshua Bengio oder Geoffrey Hinton versuchen in ihren Vorträgen gleichwohl immer auch, übertriebene Erwartungen einzuhängen. Denn die künstliche Intelligenz erlebte schon mehrere Hochphasen, die abgelöst wurden von sogenannten „AI-Wintern“, von Stagnation. Allerdings überwiegt momentan sicherlich die Hoffnung. Denn die Fortschritte der vergangenen Jahre bestätigen, dass die derzeitige Phase nur ein Anfang von etwas Großem sein kann.

Gespräch mit Yann LeCun

„Informatik sollte Pflichtfach sein“

Der KI-Forschungschef von Facebook arbeitet an Computern mit gesundem Menschenverstand.

Herr LeCun, wenn Sie jemandem ohne Grundkenntnisse in Mathematik und Informatik Ihr wichtigstes KI-Projekt derzeit erklären sollten, wie würden Sie das machen?

Es gibt viele wichtige Projekte in „Maschinell Sehen“, Übersetzung, Spracherkennung. Aber es gibt zwei grundsätzliche Forschungsfelder, in die wir sehr viel Aufwand stecken. Eines umfasst Dialog-Systeme...

... Computer, die mit uns allgemein und sinnvoll im Dialog kommunizieren können...

...intelligente Chatbots und virtuelle Assistenten. Die wissenschaftlichen Grundlagen und Technologien dafür existieren noch nicht. Wir sind dabei, Wege zu finden, die Computern ermöglichen, sich ein komplexes Hintergrundwissen anzueignen, wenn sie Texte lesen, um dann in der Lage zu sein, mit diesem Wissen vernünftig zu reden. Zweitens arbeiten wir am sogenannten „Predictive Learning“, das Computern erlauben würde, eine Art „gesunden Menschenverstand“ auszubilden durch Beobachtungen – so wie das Menschen und Tiere machen.

Was sind die Durchbrüche, die zum aktuellen KI-Hype führten?

Das hängt alles mit dem Aufkommen von Deep Learning zusammen. Deep Learning ist ein Set an Techniken, um einen Computer dahin gehend zu trainieren, dass er Aufgaben bewältigen kann wie etwa einzelne Objekte auf einem Bild zu erkennen, ein Auto zu fahren, Sprache zu verstehen oder zu übersetzen. Während die grundlegenden Ideen hinter Deep Learning seit dem Ende der achtziger Jahre kursieren, sind sie in den vergangenen fünf Jahren dominant geworden: wegen methodischen Fortschritts, schnellerer Rechner und größerer Datenmengen. Eine spezielle Deep-Learning-Technik namens „Convolutional Neural Networks“, die ich ursprünglich im Jahr 1989 entwickelte für AT&T Bell Laboratories, ist zu einem universalen Werkzeug geworden für Bild-Erkennung, selbstfahrende Autos, die Analyse medizinischer Aufnahmen (zum Beispiel CTs), Textverarbeitung und viele andere Anwendungen.

Viele Menschen haben Angst vor weiterem Fortschritt im Bereich der künstlichen Intelligenz. Sie sind nicht sicher, wie widerstandsfähig ihre Arbeitsplätze und Kenntnisse sind. Wie sehen Sie das?

Künstliche Intelligenz wird die menschliche Intelligenz erweitern, nicht ersetzen – in der gleichen Weise, wie jedes neue Instrument unsere Fähigkeiten vergrößert. Technischer Fortschritt hatte immer die Effekte, erstens den Wohlstand insgesamt zu vergrößern, zweitens neue Arbeitsplätze zu schaffen, drittens einige Berufe überflüssig zu machen. Der Aufstieg der künstlichen Intelligenz wird dieselben Effekte haben. Die Herausforderungen, mit denen die Gesellschaften umgehen müssen, sind erstens die Beschleunigung des technischen Fortschritts, welche die Zahl derjenigen erhöhen wird, die umlernen müssen, um neues Wissen und neue Stellen zu bekommen. Und zweitens die Tatsache,



Kleines KI-Glossar

■ **Maschinelles Lernen:** Menschen verhalten sich und lernen aufgrund der Erfahrungen, die sie machen – Computer verhielten sich lange, indem sie schlicht klare Anweisungen bekamen. Hinter „maschinellern Lernen“ steht nun die generelle Frage, ob eigentlich auch Computer lernen können, indem sie Erfahrungen sammeln. Die Antwort lautet: Ja. Die gemachten Erfahrungen haben eine ganz bestimmte Bezeichnung, wenn es um Computer geht: Daten. Computerprogramme werden mit gewaltigen Datenmengen „trainiert“ und lernen infolgedessen dazu. Zum Beispiel können sie Sprache besser verstehen oder ganz allgemein trefflicherer Vorhersagen machen.

■ **Deep Learning:** Ein Ansatz im Bereich des „maschinellen Lernens“, der derzeit besonders angesagt und vielversprechend ist. Mit dieser Methode (den entsprechenden komplexen Computerprogrammen) gelingen Forschern in Unternehmen und an Universitäten gute Ergebnisse etwa in der Gesichts-, Bild- oder Spracherkennung und Übersetzung. Fortschritt auf diesem Gebiet ist ein Grund, warum heute so viele Menschen große Hoffnungen in künstliche Intelligenz setzen. Deep Learning basiert auf sogenannten künstlichen neuronalen Netzen.

■ **Künstliche neuronale Netze:**

Umschreibung für die Struktur jener lernenden Computerprogramme, die derzeit erfolgreich als künstliche Intelligenz für verschiedene Anwendungen eingesetzt werden. Was hinter der Bezeichnung steckt, erklärt der junge KI-Forscher Ian Goodfellow so: „Deep neural Network ist eine Metapher, die konstruiert ist, um Teile unseres Verständnisses des Gehirns in einem Computer zu erfassen. Es ist kein Versuch, exakt die Funktionsweise des Gehirns zu replizieren.“ Das wohl erste „künstliche Neuron“ erfanden übrigens die beiden Wissenschaftler Walter Pitts und Warren McCulloch schon im Jahr 1943. In den achtziger Jahren gab es weitere Durchbrüche. Ihre breite Anwendung scheiterte aber daran, dass es keine ausreichend leistungsfähigen Computer gab – und zu geringe Datenmengen. Das hat sich mittlerweile geändert.

■ **Informatiker:** Die meisten Menschen, die sich derzeit mit künstlicher Intelligenz, Deep Learning und künstlichen neuronalen Netzen beschäftigen, sind Computer-Wissenschaftler. Zu den führenden Forschern auf der ganzen Welt zählen Yann LeCun (University of New York und Facebook), Geoffrey Hinton (Universität Toronto und Google), Yoshua Bengio (Universität Montreal) und Jürgen Schmidhuber (Schweizer Forschungsinstitut für künstliche Intelligenz IDSIA).

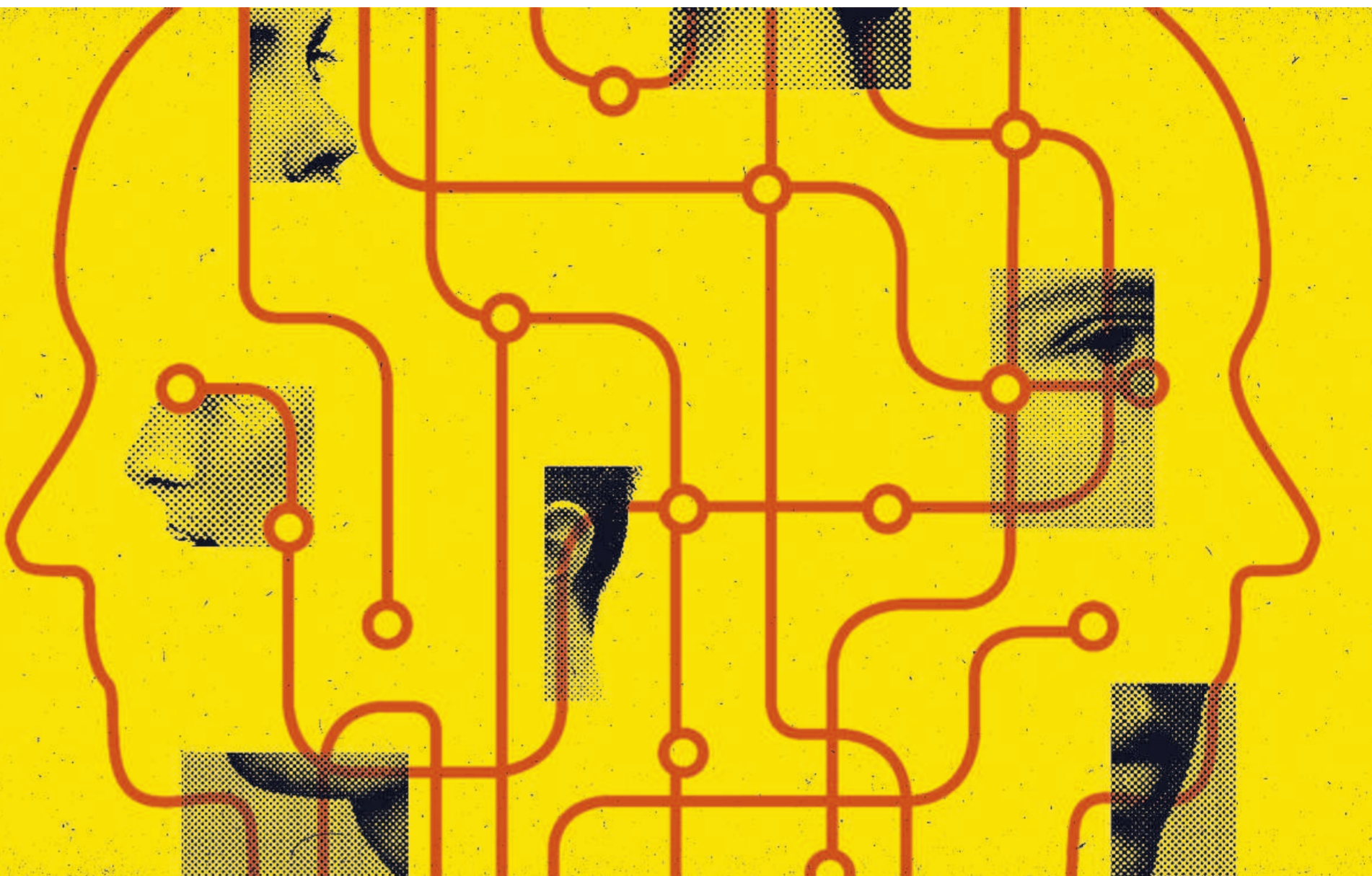


Illustration Oliver Munday



Yann LeCun

Foto Julien Faure

dass der Wohlstand, der durch technischen Fortschritt entsteht, mit der gesamten Gesellschaft geteilt werden sollte.

Sollte Informatik heutzutage für jeden Schüler ein Pflichtfach sein?

Der Prozess, eine komplexe Aufgabe auf eine Reihe einfacher Anweisungen zu reduzieren – genau darum geht es beim Programmieren –, ist eine Fähigkeit, die in vielen Aspekten des modernen Lebens nützlich ist, nicht nur für professionelle Informatiker und Programmierer. Deswegen ja, es wäre gut, wenn die meisten Schüler an weiterführenden Schulen die Grundlagen der Computer-Programmierung beherrschen, wenn sie ihren Abschluss machen. Es gibt Instrumente, die eingesetzt werden können, um kleinen Kindern programmieren beizubringen, zum Beispiel die visuelle Programmiersprache Scratch. Ich bin kein Spezialist in Pädagogik, aber ich hätte so ein Werkzeug sehr gerne ausprobiert, als ich noch ein Kind war!

Die künstliche Intelligenz erlebte in der Vergangenheit Phasen großer Hoffnung und Phasen großer Ernüchterung, sogenannte „AI-Winter“ – gibt es dieses Auf und Ab noch immer, und wo stehen wir jetzt gerade?

Seit den sechziger Jahren hat es Wellen des Interesses für verschiedene Ansätze in der künstlichen Intelligenz gegeben. In den Sechzigern zum Beispiel waren dies frühe Modelle neuronaler Netze. In den Siebzigern und Achtzigern dann fokussierten sich die Forscher auf logik-basierte Methoden mit formalen Regeln, Beweisführung, Deduktion – was wir „Experten-Systeme“ nennen. Nach weiteren Episoden erlebten neuronale Netze dann um die Jahre 2011 und 2012 ein riesiges Comeback unter dem Namen „Deep Learning“. Der Unterschied zu früheren Hochphasen der künstlichen Intelligenz besteht darin, dass es jetzt eine große Zahl sehr erfolgreicher Anwendungen gibt und ein sehr großes unternehmerisches Geschäft rund um Deep Learning und künstliche Intelligenz. Während der derzeitige Hype, der dieses umfängt, sicher kleiner werden wird, glaube ich daher nicht, dass wir abermals einen „AI-Winter“ erleben werden in der Art, wie wir das in der Vergangenheit taten.

Das Gespräch führte Alexander Armbruster.



Die globale Nachfrage nach Haselnüssen zahlt sich für die Türkei aus

Vom Brotaufstrich zum Frühstück bis zum „Superfood“-Snack, Haselnussprodukte sind überall auf der Welt zum Dauergast in den heimischen Vorratsschränken geworden und die Türkei streicht den Lohn dafür ein.

CRISELDA DIALA-MCBRIDE

Jetzt, wo Verbraucher weltweit einen Heißhunger auf Haselnüsse entwickeln, richtet sich das Scheinwerferlicht auf die Türkei. Das Land ist dermaßen wichtig für die globale Versorgung, dass, wenn, wie in 2016, ein für die Jahreszeit unüblicher Kälteeinbruch die Ernte beschädigt, die Preise um mehr als 60% in den Himmel wachsen. Die saftig grünen Hügel der Türkei, das milde Mittelmeerklima und die fruchtbaren, vom Regen durchtränkten Böden sind der perfekte Untergrund, auf dem Haselnussbäume gedeihen können. Als Ergebnis dessen, ist das Land heutzutage für zwischen 70% und 75% der weltweiten Gesamtproduktion an Haselnüssen verantwortlich und für über 80% des globalen Handels mit der Nuss. Die türkische Vereinigung der Lebensmittel- und Getränkeindustrie sagt, dass die Haselnuss das am zweit-häufigsten angebaute „hartschalige Produkt nach der Mandel“ sei. Zahlen der Nahrungsmittel- und Landwirtschaftsorganisation bei den Vereinten Nationen (FAO) zeigen außerdem auf, dass 60% der Haselnussproduktion der Türkei aus der östlichen Schwarzmeerregion stammt, 25% aus der westlichen Schwarzmeerregion und die verbleibenden 15% aus Zentralanatolien.

Verrückt nach Haselnüssen

Als sogenanntes Superfood angepriesen, hat

die Haselnuss einen süßlichen und feinen Geschmack, der oft mit Luxus in Verbindung gebracht wird. Aber ihre globale Beliebtheit liegt vor allem in ihrem Ernährungswert begründet. Vollgepackt mit Ballaststoffen, ist die Haselnuss eine hervorragende Quelle für Folsäure, Vitamin E und Mineralstoffe wie Kalium, Calcium, Eisen, Magnesium, Kupfer, Zink und Selen. Als Teil einer gesunden, ausgewogenen Ernährung kann die Haselnuss dabei helfen, kognitive Funktionen zu verbessern, die Anfälligkeit für Herzkrankheiten zu verringern und den täglichen Nährstoffbedarf einer Person abzudecken. Jedes Jahr werden weltweit mehrere Millionen Tonnen Haselnüsse als geröstete Snacks oder als Zutaten in Süß- und Backwaren konsumiert. Zusätzlich dazu, machen ihre Fettsäuren sie ideal verwendbar in der Ölgewinnung für Nahrungsmittel und Kosmetika. Als Lebensmittel wird Haselnussöl wegen seines leichten, aromatischen und süßlichen Geschmacks oft mit Olivenöl verglichen.

Der wirtschaftliche Beitrag

Mit über 400.000 Haushalten - meist bestehend aus Familienbetrieben -, die vom Handel mit Haselnüssen abhängig sind, spielt die Nuss eine wichtige Rolle für die Volkswirtschaft der Türkei. Sie ist außerdem eines der wichtigsten Exportgüter des Landes, das jährlich Milliarden von Dollar in die Staatskasse spült. Laut der Schwarzmeer-Vereinigung der Haselnuss- und Haselnussproduktexporteure, hat die Tür-

kei 2016 ungefähr \$1,98 Milliarden durch den Export von 227.556 Tonnen Haselnüssen generiert. Mehr als 76% des Exports ging in europäische Länder wie Italien, Frankreich und Deutschland. Obwohl die FAO angibt, dass die durchschnittliche Produktion von Nüssen in ihren Schalen zwischen 350.000 und 400.000 Tonnen beträgt, hat der Ausstoß der Türkei in den vergangenen Jahren 500.000 Tonnen erreicht. Mintec, eine Informationsagentur für Handelsgüter und Rohstoffe, schätzt, dass die Haselnussproduktion der Türkei allein in 2015/16 700.000 Tonnen erreicht habe; was ein dramatisches Anwachsen des Ernteergebnisses von 70% gegenüber 2014/15 bedeuten würde. Da sich aber der globale Verbrauch vergrößert hat, sich Marktünsche verändert und Technologien sich fortentwickelt haben, hat die Türkei alternative Wege gefunden, um in ihrer Haselnussindustrie Mehrwert zu schaffen. Vor der Einführung von Verarbeitungstechniken, konnte die Türkei Haselnüsse nur als naturbelassene Kerne ausführen. Heutzutage verschifft sie das Produkt in verschiedenen Formen: geröstet, blanchiert, gehackt, in Scheiben, als Mehl, Öl und Paste.

SOZIO-ÖKOLOGISCHER NUTZEN

Die Wichtigkeit der Haselnussindustrie übersteigt allerdings ihren Beitrag zum türkischen Bruttoinlandsprodukt. Forschungsergebnisse, die im Journal of Agriculture and Rural Development in the Tropics and Subtropics veröffentlicht wurden, unterstreichen die Fähigkeit der Haselnussproduktion die sozio-ökologische Nachhaltigkeit in einem Land zu beeinflussen. Die Studie schätzt, dass mehr als acht Millionen Menschen direkt oder indirekt von der Produktion und der Verarbeitung von Haselnüssen in der Türkei profitieren. Die FAO der Vereinten Nationen stimmt dem zu und fügt an, dass, weil die Mehrzahl der 700.000 Hektar Landes, die dem Anbau von Haselnüssen gewidmet sind, in Gebirgsregionen liegen, dieser Pflanzenanbau dabei hilft, die Bodenerosion in diesen Gebieten abzuwenden.

Anreiz für internationale Investoren

Als großer Haselnussproduzent, ist die Türkei zu einem Hauptziel für Investitionen von einigen der weltweit bekanntesten Süßwarenherstellern geworden. Laut Euromonitor International, hat ein 17%iger Zuwachs beim Inlandsabsatz im Segment für Nuss-Nougat-Aufstriche ein Wettbewerbsumfeld geschaffen, das auch bekannte Markennamen wie Ferrero Türkiye Cokolata ve Tarım Ürünleri und Nestlé Gıda mit einschließt. Da der globale Verbrauch an Haselnüssen keine Anstalten macht, nachzulassen, wird erwartet, dass die Haselnuss die Türkei auf den Radarschirmen der Investoren halten wird. *

Zahlen der Nahrungsmittel- und Landwirtschaftsorganisation bei den Vereinten Nationen (FAO) zeigen außerdem auf, dass 60% der Haselnussproduktion der Türkei aus der östlichen Schwarzmeerregion stammt, 25% aus der westlichen Schwarzmeerregion und die verbleibenden 15% aus Zentralanatolien.



EIN PRÄHISTORISCHES HEILIGTUM - GÖBEKLI TEPE

Bei dem prähistorischen Fundort Göbekli Tepe handelt es sich um ein steinzeitliches Heiligtum. Das Alter der ersten Schicht wird auf ca. 12000 Jahre geschätzt. Göbekli Tepe, der „bauchige Hügel“, liegt nordöstlich der Stadt Şanlıurfa und gilt nicht nur als ältestes, sondern auch größtes Heiligtum seiner Art.



Göbekli Tepe wird als einer der wichtigsten Entdeckungen in der Archäologie betrachtet und liegt ca. 20 Kilometer nordöstlich der südostanatolischen Stadt Şanlıurfa in der Nähe des Dorfes Örencik. Erste Grabungen haben 1995 in einer Zusammenarbeit des Deutschen Archäologischen Instituts und dem Museum Şanlıurfa begonnen. Unter Leitung des deutschen Archäologen Prof. Dr. Klaus Schmidt wurden bei den Grabungen zahlreiche und wegweisende Funde ans Tageslicht gefördert. „Wir vermuten, dass es sich bei Göbekli Tepe um ein steinzeitliches Bergheiligtum handelt. Die letzten Funde zeigen, dass es weltweit der bisher größte entdeckte Tempel ist“ berichtet Prof. Schmidt über die Arbeiten. Das Fehlen von Hinweisen auf eine Wohnnutzung deutet darauf hin, dass die Errichtung monumentaler Bauwerke wie

Göbekli Tepe der sogenannten Neolithisierung vorausging. Diese Erkenntnisse erweitern gleichzeitig unsere Kenntnisse über die Geschichte der Menschheit. Neben diesen Befunden ist Göbekli Tepe auch für seine bahnbrechenden Funde bekannt. Einige davon sind z.B. eine Steinplatte mit der Darstellung eines Tieres im Hochrelief, Darstellungen von Tierköpfen, die möglicherweise Teile von Stelen waren, sowie steinzeitliche Werkzeuge aus Feuerstein.

T Pfeiler

In der ältesten Siedlungsschicht wurden monolithische Pfeiler entdeckt, die zu kreisförmigen oder ovalen Anlagen verbunden waren. In der Mitte der Anlagen stehen jeweils zwei noch größere Pfeiler. Prof. Schmidt und sein Team interpretieren die Tierreliefs oder abstrakten Piktogramme auf den 3-6 Meter hohen und ca. 40-60 Tonnen schweren Pfeilern als „eine Verkörperung geheimnisvoller Wesen“. Diese Annahme wird durch reliefartige Arme und Hände an einigen der T-Pfeilern untermauert. Die sorgfältig bearbeiteten Reliefs zeigen Löwen, Stiere, Keiler, Füchse, aber auch Reptilien, Kraniche und Wildenten. Außer Tierreliefs zeigen einige Pfeiler auch Reliefs anderer Figuren. In Göbekli Tepe wurden bis heute 6 Anlagen ausgegraben. Es wird vermutet, dass das ganze Heiligtum 20 Anlagen umfasst. *



Der steinzeitliche Siedlungshügel Göbekli Tepe liegt im Südosten der Türkei nahe des Dorfes Örencik in der Provinz Şanlıurfa. Entdeckt wurde das Heiligtum 1963 während erster Untersuchungen von Wissenschaftlern der Universitäten Istanbul und Chicago. Die Grabungen in Göbekli Tepe werden seit 1995 bis heute vom Museum Şanlıurfa und dem Deutschen Archäologischen Institut durchgeführt.



MENSCHEN & WIRTSCHAFT

Der Zahlenmensch übernimmt das Steuer

Michael Lohscheller folgt Karl-Thomas Neumann als Chef des Autoherstellers Opel. Den ehemaligen Volkswagen-Manager erwartet eine schwierige Aufgabe.

Als der bisherige Opel-Chef Karl-Thomas Neumann am Montag über den Kurznachrichtendienst Twitter bekanntgab, dass der derzeitige Finanzchef, Michael Lohscheller, die Geschäftsführung des Autoherstellers übernehmen werde, konnte er lediglich Lohschellers Namen nennen. Auf ein eigenes Twitter-Profil Lohschellers zu verweisen war Neumann nicht möglich. Der 48 Jahre alte Finanzchef ist dem sozialen Medium ferngeblieben, bisher zumindest.

Auch das unterscheidet Lohscheller von seinem Vorgänger Neumann, der mitteilte, bis zum Abschluss der Verhandlungen zwischen dem bisherigen Opel-Eigner General Motors und dem französischen Autohersteller PSA Peugeot Citroën Mitglied der Geschäftsführung bleiben zu wollen. Neumann gilt in Rüsselsheim als „digital CEO“ – als ein Unternehmenslenker also, der der digitalen Welt aufgeschlossen gegenübersteht. Neumann twittert, besitzt eine vernetzte Uhr, beschäftigt sich privat mit Drogen und sorgte bisher dafür, dass seine Untergebenen bei Opel mit Aktivitäts-Trackern ihre Schritte zählen. Von Lohscheller ist all das nicht bekannt. Für Neumann war das am Montag augenscheinlich kein Defizit. „Glückwunsch, Michael Lohscheller! Mit Ihnen bekommt Opel einen CEO, der das Unternehmen genau kennt. Das ist die gute Nachricht des Tages!“, lautete ein weiterer Eintrag auf Neumanns Twitter-Konto.

Auf den so Gelobten wartet jedoch keine leichte Aufgabe. Bisher liefen die Verhandlungen zwischen Opel, General Motors und PSA einigermaßen geräuschlos. Nach anfänglichem Unverständnis und einiger Sorge zeigten sich zuletzt sogar die Arbeitnehmervertreter zufrieden mit den Verhandlungen und der Ankündigung von PSA, sich an geltende Tarifver-



Karl-Thomas Neumann und Michael Lohscheller



Fotos Opel

träge und Produktionszusagen halten zu wollen. Mit dem Teilrückzug von Neumann kommt nun aber eine gehörige Portion Unsicherheit dazu.

Lohscheller muss nun versuchen, diese so schnell wie möglich zu adressieren. Zugute kommt ihm dabei, dass er das Unternehmen Opel seit fast fünf Jahren kennt. Der Manager ist seit September 2012 für die Finanzen des Automobilherstellers zuständig. Er fungierte zunächst als Mitglied des Vorstands der Adam Opel AG. Später übernahm der verheiratete Vater von zwei Kindern auch den Posten als Geschäftsführer Finanzen sowie den des „Chief Financial Officers“ der Opel Group GmbH.

Bevor er zu Opel kam, arbeitete der Diplom-Kaufmann wie schon sein Vorgänger Neumann für Volkswagen. Innerhalb der amerikanischen VW-Tochtergesellschaft verantwortete Lohscheller die Finanzen. Davor war er für den Gabelstaplerhersteller Jungheinrich tätig, aber auch für den Autokonzern Daimler und die europäische Tochtergesellschaft des japanischen Produzenten Mitsubishi.

Lohscheller kommt zugute, dass er in diesen Unternehmen Einblicke in verschiedene Abteilungen sammelte, unter anderem auch in die Logistik und den Einkauf. PSA-Chef Carlos Tavares erhofft sich, mit dem Kauf von Opel Synergien zu heben, indem beide Unternehmen zum Beispiel gemeinsam Teile einkaufen. Mit Lohscheller sitzt ihm nun jemand gegenüber, der in solchen Fragen nicht ganz bei Null anfangen muss.

Das war freilich auch mit Neumann der Fall. Der 56 Jahre Manager blickt auf eine lange Karriere innerhalb der Autoindustrie zurück. Neumann studierte Elektrotechnik in Dortmund, Mitte der neunziger Jahre wurde er an der Universität Duisburg promoviert. Danach folgte die erste Station bei dem Technikunternehmen Motorola. Von dort wechselte er vor 18 Jahren zum Volkswagen-Konzern, wo der Ingenieur die Leitung der Elektronikforschung übernahm, später auch der Elektronikstrategie des Konzerns. Vor dreizehn Jahren folgte der Wechsel zum Autozulieferer Continental, den er von August 2008 bis August 2009 als Vor-

standsvorsitzender führte. Nach einem unrühmlichen Abschied kehrte Neumann zu Volkswagen zurück und verantwortete dort unter anderem das Geschäft der wichtigen chinesischen Tochtergesellschaft, bevor er 2012 an die Spitze von Opel rückte.

Neumann ließ am Montag offen, wie seine Zukunft aussieht. Er werde sich zunächst darauf konzentrieren, die Transaktion zwischen General Motors, PSA und Opel abzuschließen, sagte er. Es könnte aber sein, dass diese Zukunft wieder mit dem Volkswagen-Konzern zu tun hat. Seit Monaten halten sich Gerüchte, dass Neumann Rupert Stadler an der Spitze der VW-Tochtergesellschaft Audi nachfolgt. Stadler steht derzeit wegen des Abgasbetrugs bei Volkswagen in der Kritik, in den Audi als Lieferant von Motoren verwickelt ist. Ob Neumann sich dieser Aufgabe wirklich stellen will, wird sich zeigen. Nach dem Verkauf von Opel an PSA werde er sich, die Zeit nehmen, über meine persönlichen nächsten Schritte zu entscheiden“, sagte er. MARTIN GROPP

Nachdenkliche Vorstandschefs

Die Unternehmen sehen sich technischen (Digitalisierung), wirtschaftlichen (neue Geschäftsmodelle, Organisationsstrukturen, Mitbewerber) und politischen Herausforderungen (Brexit, Trump) ausgesetzt. Insgesamt bleiben sie aber zuversichtlich, dass die Wirtschaft diesen Herausforderungen gewachsen sein wird. Die 1300 im Rahmen des CEO Outlook Survey 2017 der Beratungsgesellschaft KPMG befragten Vorstandsvorsitzenden gehen zu 65 Prozent davon aus, dass die Wirtschaft in den kommenden drei Jahren wachsen wird. Von den befragten deutschen Vorstandsvorsitzenden erwarten sogar 77 Prozent Umsatzsteigerungen. Aber vor allem die internationalen Konflikte könnten die Unternehmen indirekt treffen: Zwei Drittel aller Befragten rechnen damit, dass ihr jeweiliger Staat von ihnen höhere Steuern verlangt. Von den deutschen Vorstandsvorsitzenden gehen sogar 74 Prozent davon aus, dass die Steuerlast in den kommenden Jahren steigen wird.

Die Herausforderungen für das Management sehen die Unternehmen darin, Risiken früher zu erkennen und künstliche Intelligenz umsetzen zu müssen. Für beides braucht man Fachleute, die immer schwerer zu finden sind. Die Hackerangriffe auf ihre IT-Systeme machen den Unternehmenslenkern derzeit offenbar weniger Sorge als noch vor zwei Jahren. Die Zahl jener Manager, die ihr Unternehmen gegenüber Cyberangriffen als gut aufgestellt sehen, ist in dieser Zeit von 25 auf 42 Prozent gestiegen.

Die Unsicherheiten auf den Märkten wirken auch auf das Selbstverständnis der Manager zurück. Immer öfter hinterfragen sie ihre eigene Rolle. Drei von vier Managern haben in den vergangenen zwölf Monaten sogar Seminare oder Trainings besucht, um ihr althergebrachtes Rollenverständnis aufzubrechen. Es ist den meisten klar, dass sie Branchengrenzen überwinden müssen und dass sie künftig stärker als Motivator im Unternehmen gefragt sind.

Sturm im Cola-Glas

Wie eine Namensänderung Verwirrung stiftet

Ob die Marketingabteilung von Coca-Cola in Australien ahnte, was sie mit dieser Meldung auslöst? Wie ein Lauffeuer verbreitet sich am Wochenende die Kunde, dass Coca-Cola seine Sorte „Zero“ abschafft und durch eine neue namens „No Sugar“ ersetzt. Erst mal nur in Australien, bald aber auch in anderen Ländern. Die Aufregung war, wie im Internet üblich, groß. Will da etwa jemand hinterücks eine beliebte Marke vom Markt nehmen?

Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus: Der Wechsel hat sich längst vollzogen – zumindest auf dem deutschen Markt. Schon seit dem Jahreswechsel ist die Coke Zero von einst hierzulande aus den Supermarktgaleen verschwunden. Stattdessen steht dort nun eine „Coca-Cola Zero Sugar“, die nach Angaben des Unternehmens fast genauso schmeckt wie das zuckerhaltige Original, nur eben weiterhin ohne Zucker auskommt. Und

die in Australien – wie in einigen anderen Ländern auch – etwas anders heißt als bei uns: „No Sugar“ eben.

Sogar beworben wurde die neue Produktvariante schon, in Deutschland schaltete Coca-Cola rund um Weihnachten Fernsehspots mit Nationaltorhüter Manuel Neuer. Zudem engagierte das Unternehmen sogenannte Lifestyle Influencer, die die neue Sorte ihren Fans in sozialen Netzwerken näherbringen sollten.

Dass selbst Menschen, die regelmäßig Cola kaufen, weder diese Kampagne noch sonst eine Veränderung aufgefallen ist, könnte ein Zeichen dafür sein, dass der Einfluss dieser Influencer doch nicht so groß ist wie gedacht – aber womöglich auch gar nicht nötig ist. Die Verkaufszahlen entwickeln sich laut einem Sprecher jedenfalls bestens, von einem zweistelligen Prozentplus seit der Umstellung ist die Rede. loe.

Amazon spendet an Organisationen, die das weder wissen noch wollen

Foodwatch beklagt „falsche Versprechen“

jagr. FRANKFURT, 12. Juni. Der Online-Händler Amazon trägt dazu bei, dass stationäre Buchhandlungen verschwinden und hat die persönlichen Empfehlungen mancher literarisch leidenschaftlicher Buchhändler durch Algorithmen ersetzt. Damit der Kauf trotzdem eine besonders gute Tat sein kann, führte Amazon die Spendenplattform „Smile“ ein. Hier kann jeder Käufer 0,5 Prozent des Umsatzes für einen guten Zweck spenden. Mehrere Organisationen stehen zur Auswahl, etwa der Umweltschutzverein WWF oder die UN-Flüchtlingshilfe. Die Organisation Foodwatch, die sich mit Tricks und Werbemärchen der Lebensmittelwirtschaft befasst, stand bis vor wenigen Tagen auch auf der Liste. Das hat sich nun geändert. Foodwatch empörte sich am Montag sehr: Amazon habe nicht einmal um Erlaubnis gefragt, ob es Foodwatch in seinen „Smile“-Dienst integrieren dürfe.

Es geht um eine überaus lächerliche Summe: Amazon wollte Foodwatch 83,15 Euro überweisen, die durch Käufe spendenwilliger Förderer aufgelaufen war. Dem standen Buch- und andere Versandumsätze von 16 630 Euro gegenüber. „Wir haben das abgelehnt, weil wir grundsätzlich keine Spenden von der Lebensmittelindustrie annehmen“, sagte ein Sprecher von Foodwatch. Zwar ist Amazon nicht im Kern ein Lebensmittelhändler, sondern ein Händler von Büchern und Elektronikgeräten, von Spielzeug, Musik und Videos. Doch steigt der Konzern zunehmend in den Lebensmittelversand ein. Nach einer initialen Spende von Ritter Sport, die Foodwatch vor vielen Jahren durch Vermittlung seines Gründers Thilo Bode erhalten hatte, gilt für die Nichtregierungsorganisation das Prinzip, auf Industriespenden zu verzichten.

Obwohl es um eine kleine Summe geht, wirft der Fall ein Licht auf das Selbstbewusstsein, mit dem Amazon ein solches Projekt ohne Absprache mit Hilfsorganisationen in Angriff nimmt. Mit dem „guten

Zweck“ wirbt der Konzern offensiv. Auf Formularen erfährt der Kunde, was er Gutes tue. „Wenn Sie nun auf smile.amazon.de einkaufen“, schreibt Amazon, dann werde es „0,5 Prozent des Wertes Ihrer gesamten qualifizierten Einkäufe der von Ihnen ausgewählten Organisation“ gutschreiben. Amazon führe „Menschen in die Irre, die eine gute Sache unterstützen wollen, und generiert Umsatz mit falschen Versprechen“, kritisierte Martin Rucker, Geschäftsführer von Foodwatch.

ANZEIGE

MORGEN IN NATUR UND WISSENSCHAFT

Einsteins Triumph und Irrtum

Die Relativitätstheorie passiert einen angeblich unmöglichen Test

Darwins Lücke und Korrektiv

Der Egoismus herrscht? Wenn es ums Volk geht, ist das Kollektiv oft klüger

Tolle Tage der Sozialgeschichte

Natalie Zemon Davis und E. P. Thompson im Briefwechsel

Giftig sind sie nicht

Die Männerforschung untersucht ein unscharf gewordenes Objekt

Kostenloses Probeabo

0180 2 52 52*, www.faz.net/probeabo
* 6 Cent pro Anruf aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkhöchstpreis 42 Cent pro Minute.



Schnell wie ein Porsche



Microsoft nennt seine Xbox One X die schnellste Spielekonsole der Welt.

Im Wettlauf der schnellsten und leistungsfähigsten Spielekonsolen will jetzt Microsoft die Nase vorn haben und reklamiert den Titel für seine neue Xbox One X, die in der Nacht zum Montag auf der Spielemesse E3 in Los Angeles vorgestellt wurde. Zusammen mit einem Boliden, der auf der Straße schnell ist, nämlich dem ebenfalls neuen Porsche 911 GT2 RS. Der neue Porsche fährt virtuell auf der neuen Xbox im neuen Rennspiel Forza Motorsport 7, das erstmals eine 4K-Auflösung hat. Diese 4K-Auflösung mit 4000 Pixel in der Horizontalen ist einer der Pluspunkte der Konsole: Mehr Detailtreue durch höhere Auflösung heißt die Maxime. 4K sieht spektakulär aus, man benötigt aber das passende 4K-Fernsehgerät. Neben Forza Motorsport 7 sollen auch Action- und Adventurespiele von der höheren Auflösung profitieren. Optische Unterschiede soll man, so verspricht es Microsoft, selbst dann sehen,

wenn man statt eines 4K-Fernsehgeräts ein herkömmliches verwendet. Die Spiele würden ruckelfreier laufen und schneller geladen. Die Xbox One X, die unter dem Arbeitsnamen Project Scorpio lief, ist eine überarbeitete Version der Xbox One und Xbox One S; alle bisherigen Spiele sind kompatibel. Die Konsole kommt am 7. November für 500 Euro in den Handel. Der Preis liegt 100 Euro über der etwas weniger starken Playstation 4 Pro von Sony. Die Xbox One S ist derzeit für rund 200 Euro zu haben. So richtet sich die neue Konsole an Spieler, die das schnellstmögliche Gerät für ihre virtuellen Abenteuer suchen. Der Großteil der Spieler tendiert indes dazu, jenseits von Tempo und Auflösung mit Smartphones zu spielen. Hieß es ursprünglich, dass Project Scorpio auch das Thema virtuelle Realität ansprechen würde, vor davon nicht mehr die Rede. Sony hat seine E3-Präsentation an diesem Dienstag. misp.

Kurze Meldungen

Jurist: Air-Berlin-Fusion möglich

Trotz einer teilweise deutlichen Marktbeherrschung sind die kartellrechtlichen Chancen der Deutschen Lufthansa auf eine Übernahme von Air Berlin nicht aussichtslos. Nach Einschätzung des Düsseldorf-Kartellrichters Martin Gramsch sei insbesondere eine so genannte „Sanierungsfusion“ möglich. „In diesem Fall müsste die Lufthansa im Verfahren belegen, dass die Air Berlin sonst von der Insolvenz bedroht wäre und aus dem Markt ausscheiden würde“, sagte der Jurist der Kanzlei Simmons & Simmons. Lufthansa hatte Interesse bekundet. Nach Einschätzung von Gramsch müsste eine Übernahme von der europäischen Kartellbehörde geprüft werden. Das Bundeswirtschaftsministerium teilte indes mit, dass die Prüfung einer Voranfrage von Air Berlin für eine Staatsbürgerschaft „einige Wochen bis Monate dauern“ werde. dpa

Expansion nach Dublin

Soweit es um die Brexit-Auswirkungen auf London geht, stand bisher die Finanzbranche im Vordergrund. Diverse Banken und Versicherer haben Umzugspläne angekündigt, nun zieht mit Pinsent Masons die erste britische Großkanzlei nach. Die Sozietät eröffnet in Dublin und wird laut Senior Partner Richard Foley gegenüber dem Fachmagazin „The Lawyer“ von dort vor allem Finanzdienstleister und Technologiekonzerne beraten. An ihrem Heimatmarkt Großbritannien hält Pinsent Masons, die auf der ganzen Welt mit

1600 Anwälte vertreten ist, aber fest.

Die irische Hauptstadt ist wegen ihrer Nähe, Sprache und des Rechtssystems eine Alternative für die Anwälte. Tausende englischer Juristen hatten sich nach dem Brexit-Votum um eine Zulassung in Irland bemüht, um möglichen berufsrechtlichen Einschränkungen zuvorzukommen. mj.

K+S produziert in Kanada

Der Dünghersteller K+S hat in seinem neuen Schlüsselprojekt in Kanada die ersten Tonnen verkaufsfähiges Kalisalz produziert. Damit nimmt das Projekt nun kommerziell Fahrt auf, mit etwa einem halben Jahr Verspätung. Der erste Kalitransport per Güterzug wurde vor-

aussichtlich im August vom Werk Bethune – das bis vor kurzem unter dem Projektnamen „Legacy“ lief – zur neuen Hafenanlage von K+S in Vancouver starten, teilte der M-Dax-Konzern mit. Von dort aus werde das Kali an Kunden in aller Welt verschifft. Die neue Produktionsstätte ist ein Eckpfeiler der K+S-Strategie. Symbolisch hatte der Vorstand das Projekt bereits im August eröffnet. Die ersten Tonnen sollten eigentlich schon Ende 2016 produziert werden, aber wegen eines Unfalls musste K+S dieses Ziel auf das zweite Quartal dieses Jahres verschieben. smo.

Autoabsatz in China rückläufig

Der Autoabsatz in China ist erstmals seit 2015 zwei Monate hintereinander geschrumpft. Hintergrund ist das Auslaufen staatlicher Kaufanreize. Der Absatz auf dem größten Automarkt der Welt sank im Mai um 0,1 Prozent auf 2,1 Millionen Fahrzeuge, wie der Branchenverband CAAM am Montag bekanntgab. Im April hatte es mit einem Minus von 2,2 Prozent sogar den stärksten Rückgang seit fast zwei Jahren gegeben. Das Wachstum im vergangenen Jahr sei jedoch übermäßig stark gewesen, und der Effekt der Kaufanreize von staatlicher Seite schwinde, sagte Branchenfachmann Yale Zhang vom Beraterhaus Automotive Foresight. Im vergangenen Jahr hatte eine Halbierung der Mehrwertsteuer auf den Kauf kleinerer Wagen mit 1,6-Liter-Motoren den Absatz angetrieben. Reuters



„Damit Sie keine viereckigen Augen bekommen...“



Übergabe bei der Deutschen Messe AG: Jochen Köckler (links) übernimmt den Chefposten von Wolfram von Fritsch.

Foto dpa

Der Sanierer der Deutschen Messe muss gehen

Auch wenn der Wechsel im Vorstand nicht glatt über die Bühne gegangen ist – der neue Chef Jochen Köckler steht nun als Sieger da.

geg. FRANKFURT, 12. Juni. Die Deutsche Messe AG, Hannover, bekommt einen neuen Chef. „In bestem Einvernehmen“ werde der jetzige Vorstandsvorsitzende Wolfram von Fritsch das Unternehmen mit Ablauf seines Vertrages am 31. März 2018 verlassen. Seine Aufgaben wird er zum 30. Juni dieses Jahres an Jochen Köckler übergeben. Köckler gehört bisher dem Vorstand der Messgesellschaft an; sein Anstellungsvertrag war bereits im vergangenen Jahr um weitere fünf Jahre verlängert worden. Mit der internen Lösung kommt der Aufsichtsrat der Forderung des Niedersächsischen Landesrechnungshofes nach, den Vorstand von vier auf drei Personen zu verkleinern. Die 2018 auslaufenden Verträge der beiden übrigen Vorstandsmitglieder Andreas Gruchow und Oliver Frese sind für weitere fünf Jahre verlängert worden. Aber das Einvernehmen war in den vergangenen Monaten offenbar nicht mehr so groß wie jetzt offiziell mitgeteilt. In der offiziellen Mitteilung der Deutschen Messe wird angedeutet, dass die Sanierung des Unternehmens durch Fritsch zwar mutig und erfolgreich war, aber

„nicht immer populär“. Damit werden Differenzen mit dem Betriebsrat über wichtige Einsparungen und über auch Unzufriedenheit mit organisatorischen Maßnahmen bei den Mitarbeitern angedeutet. Fakt aber ist, dass die Messgesellschaft, die in Hannover das größte Messegelände der Welt betreibt und einige große Messen wie die Hannover Messe oder die CeBIT organisiert, heute wieder wirtschaftlich solide dasteht. Gerade dieser Erfolg wird aber offenbar von den Eigentümern Land Niedersachsen und Stadt Hannover so interpretiert, als sei die Gesellschaft jetzt ein Selbstläufer. Die Messgesellschaft hat aber große Aufgaben vor sich.

Zum einen muss das Messegelände weiter saniert werden. Da wurde zuletzt beim Hallenumbau eher gebremst als beschleunigt. In der Digitalisierung sieht sich die Deutsche Messe zwar „eine Sensenpitze“ vor der Konkurrenz. Dieser Vorsprung ist aber schnell weg, wenn hier nicht zügig ausgebaut wird. Der Anteil des Auslandsgeschäfts hat sich unter der Zuständigkeit von Gruchow auf etwa 20 Prozent vom Umsatz verdoppelt, ist aber noch längst nicht dort, wo er sein sollte. Die Messe Frankfurt erzielt fast 40 Prozent ihrer Umsätze und noch mehr ihrer Gewinne im Ausland.

Die größte, auch öffentlichkeitswirksamste Baustelle der Deutschen Messe bearbeitet das Vorstandsmitglied Freese. Der Computermesse CeBIT laufen die Aus-

steller und die Besucher davon. Seit die wichtigsten Entwicklungen in der IT in den Anwendungsbereichen stattfindend, drängen die IT- und Telekommunikationsunternehmen nach Barcelona (Telekommunikationsmesse), Berlin (Unterhaltungselektronik) und auf die Hannover Messe (Industrie 4.0). Die CeBIT ist inhaltlich entleert. Der Vorstand hat daher in diesem Frühjahr – für viele Beobachter und auch manches Aufsichtsratsmitglied ziemlich sprunghaft – entschieden, im kommenden Jahr die CeBIT inhaltlich und zeitlich neu auszurichten. Derzeit wird an einem Konzept gearbeitet, das die CeBIT mehr an junge Start-ups heranrücken soll, ohne die traditionellen Aussteller zu vergrätzen. Vom Erfolg des neuen bisher noch nicht bekannten Konzepts wird auch die Reputation von Freese im Vorstand abhängen.

Mit Köckler hat sich der Aufsichtsrat für den Star im Vorstand entschieden. Er verantwortete bisher – und wahrscheinlich auch künftig – die Hannover Messe im Vorstand. Seit er 2012, von der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft kommandiert, diese Investitionsgütermesse übernommen hat, ist sie wieder zu neuer Blüte gelangt. Während schon unter dem Vorsitz von Sepp Heckmann, dem Vorgänger von Fritsch als Vorstandsvorsitzender, die Erweiterung der Automatisierungstechnik um Energietechnik eine gute Entscheidung war, griffen Fritsch und Köckler aber zu, als das Thema digitale Vernet-

zung (Industrie 4.0) an Bedeutung gewann. Die Hannover Messe ist heute der bedeutendste internationale Umschlagplatz für Ideen und Geräte, um die digitale Fabrik zu realisieren.

Köckler übernimmt den Vorstandsvorsitz in einer für die Deutsche Messe guten Zeit. In ihrem 70. Jahr – die Deutsche Messe geht auf eine 1947 von der britischen Besatzungsmacht angeordnete Exportmesse zurück – erwartet die Gesellschaft für das Geschäftsjahr 2017 einen Umsatz von 353 Millionen Euro. Das wäre der höchste Umsatz in der Unternehmensgeschichte. In einem ungeraden Jahr werden wegen der Fülle großer Messen auch immer Gewinne erwirtschaftet. Vom kommenden Jahr an sollen aber auch alle veranstaltungsschwächeren Jahre mit Gewinn abschließen. Das Jahr 2016 endete bei 302 Millionen Euro Umsatz mit 3,7 Millionen Euro Verlust. Für die Jahre 2018 bis 2021 ist nach der abgeschlossenen Sanierung eine Wachstumsstrategie vorgesehen. Der Aufsichtsrat erwartet vom neuen Messechef, dass das Unternehmen verglichen mit der Konkurrenz überdurchschnittlich stark wächst, die Globalisierung weiter vorantreibt und die Chancen der Digitalisierung stärker nutzt. Dass die Gesellschafter Stadt und Land dafür auch Geld zur Verfügung stellen, wurde nicht gesagt. Das dürfte am Ende seiner Amtszeit auch für Fritsch ein Grund gewesen sein, seinerseits keine Verlängerung des Vertrages anzustreben. (Kommentar, Seite 24.)

Behörden untersuchen Abgaswerte des Porsche Cayenne

Auffällige Ergebnisse „nicht plausibel nachvollziehbar“?

sup. STUTTGART, 12. Juni. Ein auffälliger Abgasstest bei einem Porsche Cayenne beschäftigt nun auch die Behörden. Das Kraftfahrtbundesamt (KBA) sei beauftragt worden, Untersuchungen vorzunehmen, sagte ein Sprecher des Verkehrsministeriums. Bei Porsche hieß es, man sei darüber nicht informiert: „Wir sind mit dem Amt aber in Kontakt und kooperieren mit den Behörden.“ Im Zuge des Dieselskandals wird vom KBA eine Vielzahl von Fahrzeugen auf mögliche Abgasmanipulationen untersucht. Ein Cayenne soll dem Vernehmen nach zu den offiziell bereits untersuchten Fahrzeugen zählen. Er soll für „in Ordnung“ befunden worden sein.

Die Tests würden aufgrund neuer Hinweise aber angepasst und fortgesetzt, heißt es im Verkehrsministerium mit Blick auf eine Untersuchung, die das Nachrichtenmagazin „Spiegel“ hat durchführen lassen. In dem Test beim TÜV Nord zeigte der Porsche-Geländewagen stark überhöhte Stickoxid-Werte, wenn das Auto über eine Software die In-

formation erhalten habe, dass es nicht auf dem Prüfstand stehe – ein Hinweis darauf, dass eine illegale Abschaltvorrichtung eingesetzt werden könnte. „Wir haben den Test nachgestellt und haben auch mit dem genannten dynamischen Schaltprogramm die Grenzwerte eingehalten“, behauptet ein Porsche-Sprecher zu den Ergebnissen der Untersuchung beim TÜV Nord: „Für uns sind die Ergebnisse nicht plausibel nachvollziehbar.“ Der Stuttgarter Sportwagenhersteller bezieht die Dieselantriebe für seine Geländewagen-Modelle von der Schwestergesellschaft Audi. Mit dieser Marke des VW-Konzerns gab es zuletzt einen öffentlichkeitswirksamen Streit zwischen Verkehrsminister Dobrindt und Audi-Chef Stadler wegen auffälliger Abgaswerte bei den Audi-Modellen A7 und A8, die offenbar am Lenkwinkel erkennen, ob sie auf dem Prüfstand stehen. Audi war aufgefordert worden, bis zu diesem Montag einen Plan für die Umrüstung der betroffenen 24 000 Autos vorzulegen.

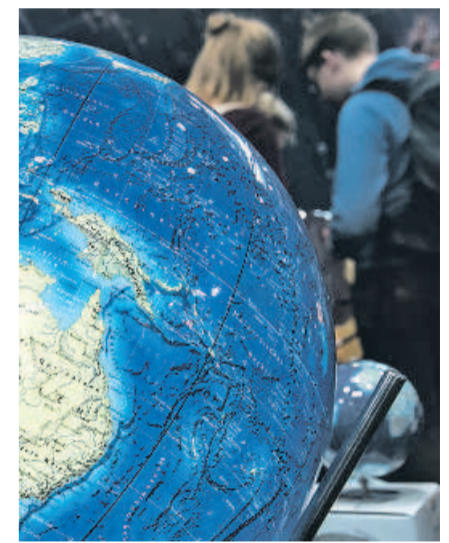
Unterstützung für den Globus

Spielverlag Kosmos übernimmt Hersteller Columbus

sup. STUTTGART, 12. Juni. Wie klein Deutschland ist und wie groß China, das sieht man nicht im Atlas und nicht bei Google Earth, sondern nur auf einem Globus wirklich. Das Geschäft mit den Weltkugeln ist trotzdem kein Selbstläufer, vor allem weil der Markt winzig klein ist. Der Weltmarktführer, ein kleines Familienunternehmen mit Namen Columbus, ist deswegen jetzt beim Traditionsverlag Kosmos untergeschlüpft, der die Mehrheit an der Columbus Verlag GmbH & Co. KG übernommen hat.

Die Stuttgarter Spezialisten für Experimentierkästen, Spiele (Siedler von Catan) und Bücher (Die drei ???) wollen dem Globus-Hersteller vor allem im Vertrieb auf die Sprünge helfen: „Wir haben viele internationalen Kontakte, da sind schon größere Projekte in der Mache“, sagt Kosmos-Manager Armin Sinnwell im Gespräch mit dieser Zeitung. Mittelfristig wolle man auf diese Weise den Columbus-Umsatz von zuletzt knapp 5 Millionen Euro auf 10 Millionen Euro verdoppeln. Der 56 Jahre alte Sinnwell steht jetzt dem 51 Jahre alten Columbus-Miteigener Torsten Oestergaard in der Geschäftsführung zur Seite. Zudem ist Kosmos-Chef Michael Fleissner in die Columbus-Geschäftsführung eingezogen.

Gemeinsame Sache machen die beiden Verlage auch in der Kartographie. Seit langem ist Kosmos Zulieferer für Inflight-Systeme, über die Flugreisende ihre aktuelle Position erfahren: „Wir kennen 90 000 Ortsnamen in dreißig Sprachen und vielen Schriften“, erläutert Sinnwell. Seit vier Jahren habe Kosmos Atlanten im Angebot – künftig werde man wohl auch Weltkugeln anbieten. Den Start macht ein Globus für Kinder im Grundschulalter, preislich unter den Columbus-Produkten, die teilweise im sehr hochwertigen Bereich angesiedelt sind. Das Programm reicht bis hin zu Spezialanfertigungen mit fünfstelligen Re-



Große Welt in klein

Foto AP

sen. Die Produktion von Columbus wird künftig wiederum auch für Kosmos tätig. Vor allem für die Experimentierkästen brauche man viele Plastikteile, die bisher meist aus China bezogen wurden – aber im südwestdeutschen Krauchwies, am Sitz von Columbus, hat man hochautomatisierte Spritzgussmaschinen, die das auch herstellen können, „günstig, nah, ökologisch sinnvoll“, wie Sinnwell urteilt: Das passe zur Strategie von Kosmos, die eine Rückbesinnung auf Produktion in Europa, vorzugsweise Deutschland beinhalte. Für digitale Angebote kann Kosmos ebenfalls auf Columbus-Kompetenzen zurückgreifen, getrieben vor allem vom 22 Jahre alten Niklas Oestergaard, der in fünfter Generation im Familienunternehmen tätig ist. Er hat vor Jahren für den „Entdeckerstift“ gesorgt, mit dem die Weltkugeln durch aktuelle Informationen ergänzt werden – eine Technik, die künftig im Kosmos-Programm weitere Chancen hat.

FIRMENINDEX	Seite	Apple	25	Deutsche Bank	17	Glencore	22	Lidl	22	Rosneft	17
Air Berlin	22	BHP Billiton	24	Deutsche Lufthansa	22	Infinion	25	Opel	17, 22	Siemens	17
Aldi	22	Coca-Cola	22	Dialog Semiconductor	25	K+S	22	Pinsent Masons	22	Volkswagen	17, 22
Amazon	22	Commerzbank	19	General Electric	24	Kroger's	22	PSA	17, 22	Walmart	22
AMS	25	Deutsche Messe AG	23, 24	General Motors	17, 22	Liberbank	27	Ritter Sport	22	Whole Foods	22

Die F.A.Z.-Wetterinformationen im Internet: www.faz.net/wetter

Anzeige

A STAR ALLIANCE MEMBER

Mein Urlaubssouvenir: Herzklopfen.

Kopenhagen Hin & Zurück ab **129€** Economy Light Tarif

Nonstop you

Lufthansa

LH.com

DEUTSCHLAND

Messwerte und Prognosen

	Mo.	Di.	Mi.	Do.
Aachen	17°	22°	25°	28°
Arkonka	17°	16°	16°	16°
Berlin	23°	21°	21°	25°
Bremen	18°	21°	21°	26°
Brocken	10°	10°	12°	16°
Cottbus	24°	21°	23°	26°
Cuxhaven	15°	16°	16°	21°
Dresden	22°	20°	22°	26°
Düsseldorf	19°	23°	25°	29°
Erfurt	21°	20°	22°	26°
Essen	17°	23°	24°	28°
Feldberg	14°	16°	17°	17°
Feldberg/Is.	16°	16°	19°	22°
Frankfurt	23°	24°	25°	29°
Freiburg	22°	25°	27°	28°
Garmisch	24°	23°	23°	20°
Greifswald	19°	19°	20°	22°
Gr. Arber	14°	19°	21°	22°
Hamburg	17°	20°	20°	25°
Hannover	18°	22°	23°	27°
Helgoland	15°	15°	15°	18°
Hof	21°	20°	22°	25°
Kahler Asten	12°	17°	21°	23°
Karlsruhe	22°	24°	27°	30°
Kassel	19°	21°	20°	27°
Köln	18°	23°	25°	29°
Konstanz	26°	26°	25°	25°
Leipzig	23°	20°	23°	26°
Lübeck	15°	19°	19°	24°
Magdeburg	21°	22°	26°	27°
Mannheim	24°	24°	26°	29°
München	24°	23°	25°	29°
Nordsee	15°	15°	16°	22°
Nürnberg	23°	22°	24°	28°
Oberstdorf	21°	23°	24°	20°
Osnabrück	17°	22°	23°	27°
Passau	24°	24°	26°	26°
Rostock	19°	17°	18°	19°
Saarbrücken	19°	23°	26°	28°
Stuttgart	23°	22°	25°	27°
Sylt	15°	14°	15°	18°
Trier	21°	24°	26°	28°
Zugspitze	6°	7°	7°	6°

Heute

Ein Ableger des Azorenhochs bestimmt heute das Wetter in Deutschland. Morgen verlagert sich das Hoch langsam ostwärts und es wird wieder wärmer.

Berlin, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Sachsen: Zwischenhoch ist es stärker bewölkt, aber meistens trocken. Daneben scheint auch immer wieder die Sonne, vor allem im Laufe des Nachmittags wird es freundlicher. Die Temperaturen erreichen im teils böigen, westlichen Wind 20 bis 22 Grad.

Bremen, Niedersachsen, Hamburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern: Dichte Wolkenfelder und Sonnenschein wechseln sich in Norddeutschland ab. Schauer sind selten und die Temperaturen verhalten. Mehr als 15 Grad auf Helgoland und bis 22 Grad rund um Hannover sind nicht drin. Es weht kräftiger und sehr böiger Wind aus West bis Nordwest.

Nordrhein-Westfalen, Hessen, Rheinland-Pfalz, Saarland: In der Pfalz und in Rheinhesen scheint die Sonne. Weiter nördlich gibt es einige dichte Wolkenfelder, aber auch hier kommt für kurze Zeit die Sonne durch. Dazu bekommen wir gemäßigte 21 bis 24 Grad.

Baden-Württemberg und Bayern: Die Luftmassengrenze hat sich in die Alpen zurückgezogen. So scheint heute in Süddeutschland häufig die Sonne. Später tauchen von Frankreich her einige Wolkenfelder auf, die aber harmlos bleiben. Die Temperaturen steigen auf angenehme 20 bis 25 Grad. Der Wind weht nur schwach und kommt aus nördlichen bis östlichen Richtungen.

Vorhersagekarten für heute, 13.6.2017 (Tagesmaximum)

▲ Kaltfront
▲ Warmfront
○ Okklusion
H Hochdruckzentrum
T Tiefdruckzentrum
↔ Kaltluft in der Höhe, Erwärmung am Boden

Aussichten
Am Mittwoch scheint verbreitet die Sonne. Im Süden gibt es später einzelne Wolken, aber nur am Alpenrand sowie im Schwarzwald und auf der Alb reicht es gegen Abend für einzelne Schauer oder Gewitter. Im Laufe des Donnerstags breitet sich sehr schwüle Luft aus, die später zu einigen teils heftigen Schauern und Gewittern führt.

Biowetter, Pollenflug
Der Flug von Gräserpollen ist allgemein stark. Ampfer-, Roggen- und Weigerichpollen fliegen in schwacher bis mäßiger Konzentration. Der steigende Luftdruck wirkt sich auf den menschlichen Organismus überwiegend positiv aus. Viele Menschen können gut schlafen, sind dadurch tagsüber fit, ausgeruht und leistungsfähig.

NORDAMERIKA

	Mo.	Di.	Mi.	Do.
Vancouver	10°	10°	10°	10°
Los Angeles	22°	22°	22°	22°
San Francisco	15°	15°	15°	15°
Chicago	22°	22°	22°	22°
New York	22°	22°	22°	22°
Washington	22°	22°	22°	22°
Houston	22°	22°	22°	22°
Miami	22°	22°	22°	22°
Mexiko-St.	22°	22°	22°	22°
Havanna	22°	22°	22°	22°

ASIEN

	Mo.	Di.	Mi.	Do.
Peking	22°	22°	22°	22°
Xian	22°	22°	22°	22°
Hongkong	22°	22°	22°	22°
Taipeh	22°	22°	22°	22°
Manila	22°	22°	22°	22°
Bangkok	22°	22°	22°	22°
Saigon	22°	22°	22°	22°
Kuala Lumpur	22°	22°	22°	22°
Singapur	22°	22°	22°	22°

EUROPA

Reisewetter in Europa - Vorhersage für die nächsten Tage

Österreich, Schweiz: Verbreitet sonnig, über den Bergen Quellwolken, vor allem nachmittags einzelne Schauer und Gewitter. Maximal 22 bis 32 Grad.

Frankreich, Benelux: Oft Sonne. Im Süden einzelne Schauer und Gewitter, die sich zum Donnerstag in den Norden ausbreiten. 18 bis 38 Grad.

Griechenland, Türkei, Zypern: Viel Sonne. Einzelne Schauer oder Gewitter in Nordgriechenland und in der Westtürkei. 23 bis 34 Grad.

Spanien, Portugal: Meist sonnig. Einzelne gewitterige Schauer im Norden, am Donnerstag im Osten Spaniens. 34 bis 42 Grad.

Am Atlantik 21 bis 29 Grad.

Balearen, Sardinien, Korsika: Sonnig und heiß: 29 bis 37 Grad.

Italien, Malta: Überwiegend sonnig. Ab Mittwoch im Alpennähe gewitterig. 26 bis 35 Grad.

Großbritannien, Irland: In Irland und Schottland wolkig, sonst teils freundlich, vor allem im Süden. 17 bis 25 Grad.

Skandinavien: Im Süden einzelne Schauer. Viel Sonne heute im Norden, morgen im gesamten Ostseeum. 11 bis 23 Grad.

Polen, Tschechien, Slowakei: Sonne und Wolken, einzelne Schauer. An der Ostsee heute noch windig. Hier nur 16 bis 18, an der Donau teils um 30 Grad.

Städte Wetter im Ausland

EUROPA	Mo.	Di.	Mi.	Do.
Amsterdam	17°	20°	21°	26°
Athen	26°	30°	33°	34°
Barcelona	27°	28°	31°	28°
Brigard	27°	30°	29°	30°
Buenos	29°	32°	30°	27°
Brisnell	19°	22°	26°	29°
Budapest	28°	28°	26°	29°
Bukarest	27°	30°	29°	28°
Dublin	17°	18°	18°	17°
Dubrovnik	23°	24°	24°	25°
Heisinki	12°	17°	16°	17°
Istanbul	25°	25°	28°	28°

Städte Wetter im Ausland

EUROPA	Mo.	Di.	Mi.	Do.
Oslo	17°	20°	20°	19°
Palermo	24°	26°	27°	29°
Paris	19°	24°	28°	30°
Prag	22°	25°	28°	27°
Riga	15°	15°	13°	17°
Rio	30°	32°	31°	32°
Sofia	22°	27°	26°	25°
Stockholm	18°	16°	21°	23°
St. Petersburg	14°	17°	11°	15°
Venedig	26°	26°	27°	24°
Warschau	22°	22°	22°	23°
Wien	30°	29°	27°	29°
Zürich	26°	27°	24°	26°

General Electric bekommt einen neuen Chef

Schneller als erwartet übergibt Jeff Immelt an John Flannery. Immelt richtete den Konzern neu aus – und stand dennoch in der Kritik.

Von Rüdiger Köhn

MÜNCHEN, 12. Juni
Jeff Immelt hätte an diesem Mittwoch einen wichtigen Termin in Berlin gehabt. Dort sollte er vor Kunden über das Internet der Dinge, über die Digitalisierung, über Industrie 4.0 sprechen – und damit über die neue General Electric (GE). Doch der Vorstandsvorsitzende des größten amerikanischen Industrieunternehmens hat abgesagt. Der Grund: Am 1. August übergibt er den Chefposten an John Flannery, einen anderen Haudogen von GE, der zuletzt die wichtige Konzernsparte Medizintechnik geführt hat.

So gesehen, kam die Mitteilung des Unternehmens am Montag überraschend. Dabei war sie doch im Grunde durchaus schon erwartet worden. Selbst die Börse reagierte auf die Personalie mit einem Kurssprung von zeitweise knapp 5 Prozent, kaum dass die Wall Street eröffnet hatte. Wenigstens hat das Dow-Jones-Schergewicht damit etwas Boden gutgemacht, nachdem es im Verlauf dieses Jahres einen Wertverlust von rund 15 Prozent bei insgesamt freundlicher Börsenstimmung gegeben hatte. Hierin liegt ein Grund für das Ausscheiden des Konzernchefs auch als Chairman des Verwaltungsrates Ende dieses Jahres, wenn er offiziell in Pension geht.

Jeff Immelt – 61 Jahre, 1,93 Meter, betont locker, immer ein Spruch auf den Lippen, in der Politik unter Präsident Barack Obama ein gefragter Mann – steht seit einiger Zeit in der Kritik, mag er GE noch so umkremple und auf die neuen Herausforderungen der vernetzten Industrie ausgerichtet haben. Er hat GE zum reinen Industriekonglomerat umgebaut und die in der Finanzkrise 2008/2009 schwer angeschlagenen Finanzaktivitäten GE Capital abgestoßen. Er trennt sich von unpassenden Industrieaktivitäten wie Hausgeräten und bald auch vom Lichtgeschäft.

Und doch haben Investoren schon im vergangenen Jahr gemäkelt angesichts der nur schwachen Entwicklung der Geschäfte. Die Wachstumsraten waren verhalten, wenn es überhaupt welche gab. Die Ertragskraft ist zwar beachtlich, doch hat GE zunehmend verloren – insbesondere gegenüber seinem direkten Rivalen Siemens aus Deutschland. Für die waren die Amerikaner immer ein großes Vorbild in Sachen Wachstum und Gewinn. Nun aber haben die Deutschen nach einem tiefgreifenden Umbau vor drei Jahren, in dem sich GE noch befindet, auf einmal Ober-



Mit seinem Segen: John Flannery (links) folgt Jeff Immelt auf dem Chefessel von General Electric.

Foto AFP

wasser gewonnen. Siemens wächst deutlich schneller als der amerikanische Konkurrent und holt gar nachhaltig in der Ertragskraft auf.

Aktivistische Investoren wie Trian Fund Management haben Immelt seit Monaten unter Beschuss genommen; sie verlangten dessen Rücktritt. Die Forderung lautete: Ein Neuer soll ran, der GE auf seinen Hauptmärkten Strom, Öl und Gas, Luftfahrt (Triebwerke), Transport (Bahntechnik) und Medizintechnik stärker auf die Herausforderungen ausrichten soll. Der neue Vorstandschef ist John Flannery, 55 Jahre und seit 1987 im Unternehmen tätig. Um den vermeintlichen Überraschungseffekt herunterzuspielen, hob GE in der Pressemitteilung hervor, dass die Bekanntgabe der Personalie Ergebnis eines schon 2011 eingeleiteten Entscheidungsprozesses des Verwaltungsrates über die Nachfolge gewesen sei.

Flannery ist seit 2014 Chef der Sparte Medizintechnik gewesen, dessen Geschäft er mit hohen Zuwachsraten von Umsatz und Gewinn auf Vordermann brachte. Zuvor war er für Beteiligungen und Zukäufe

zuständig und direkt in den Kauf der Energiepartie des französischen Wettbewerbers Alstom involviert, die größte Akquisition in der Unternehmensgeschichte. Flannery durchlief alle möglichen Ressorts in Finanz- und Industriebereichen und arbeitete in Ländern wie Argentinien, Korea, Australien und Indien.

Damit bleibt General Electric einer langen Tradition treu: Eigengewächse und Alteingesessene kommen an die Spitze. So war es auch bei Jeff Immelt, der im Spätsommer 2001 die Nachfolge der Ikone Jack Welch übernahm, wenige Tage vor den Terrorattaken am 11. September auf das World Trade Center in New York und das Pentagon in Washington. Es war eine nur schwer zu bewältigende Aufgabe, in die übergroßen Fußstapfen seines Vorgängers Welch zu treten, nun kamen die Umbrüche durch die politisch unruhiger werdenden Zeiten hinzu.

Die Finanz- und Wirtschaftskrise, die GE in seiner Finanzsparte schwer zu schaffen machte, war indes die schwerste Herausforderung. Es blieb nur die Option, das historisch gewachsene Doppelkonstrukt

von Industriekonzern und Finanzdienstleister aufzubrechen. 2015 wurde die Abtrennung der Geld-, Kredit-, und Leasinggeschäfte eingeleitet. General Electric sollte zu einem reinen Industriekonzern werden, der sich auf die Digitalisierung in der Industrie konzentriert. GE, so Immelt, sollte ein digitales Unternehmen werden.

Mit einem Industrieumsatz von etwa 100 Milliarden Euro ist der Konzern deutlich größer als sein deutscher Gegenspieler Siemens mit 80 Milliarden Euro. Beide sind nun direkt vergleichbar. Der Münchner Technologiekonzern ist in den meisten Feldern von GE direkter Wettbewerber, vom Bau der Triebwerke einmal abgesehen. Die Deutschen haben sich unter Vorstandschef Joe Kaeser von 2014 an einer Roskur mit einer verschlankten, schlagkräftigeren Organisation unterzogen. Viele Strukturfehler, die regelmäßig die Ergebnisse verhehlten, wurden ausgemerzt. Beobachter zweifeln nun zunächst am Erfolg des Umbaus. Doch in den zurückliegenden sechs Quartalen verzeichnete Siemens deutliche Umsatzzuwächse und gewinnt an Ertragskraft.

Fast könnte man meinen, GE und Siemens gleichen sich an, indem sich beide auf digitale Kernthemen in der Industrie konzentrieren. Siemens hat seinen Anteil am Hausgeräte-Gemeinschaftsunternehmen Bosch Siemens abgestoßen und die Lichtgesellschaft Osram an die Börse gebracht. GE macht es nach. Allerdings gibt es ein Problem: Die Integration des 2014 übernommenen Energiegeschäfts von Alstom in Frankreich läuft nicht so reibungslos, wie Immelt gehofft hatte. Der wollte im Vorgarten der Deutschen im Energiegeschäft mächtig wildern. Die Übernahme ist durch den kurzen, heftigen Bieterkampf mit Siemens teurer geworden als kalkuliert. Die Umsetzung der Pläne, so ist zu hören, gestalten sich schwieriger als erhofft. Effizienzen und Verbundvorteile sind schwerer zu heben als gedacht. Zusagen für eine Arbeitsplatzsicherung in Frankreich müssen eingehalten werden. Stets redet der französische Staat mit, der sich Mitspracherechte gesichert hat. Auch das könnte einer längeren Verweildauer von Jeff Immelt bei GE im Wege gestanden haben.

Größter Rohstoffkonzern der Welt im Griff der Hedgefonds

BHP Billiton wird vom Ringen um die Nachfolge des Verwaltungsratsvorsitzenden aufgerieben / Von Christoph Hein

SINGAPUR, 12. Juni
Der weltgrößte Bodenschatzkonzern gerät immer weiter in die Fänge der Hedgefonds. Sie versuchen, ihren Einfluss auf BHP Billiton auszuweiten und den Verwaltungsrat unter Druck zu setzen. Dabei geht es zum einen um die strategische Aufstellung des Rohstoffkonzerns. Zum anderen rücken nun aber auch die Besetzung des Verwaltungsrats und die Ernennung eines neuen Vorsitzenden ins Blickfeld. Wie von BHP Billiton zur Verteidigung gerufen, erklärten die Analysten der Schweizer Bank UBS nun aber, dass die Australier in den nächsten drei Jahren 15 Milliarden Dollar an ihre Aktionäre ausschütten könnten – zusätzlich zur geplanten Dividende. Vorstandschef Andrew Mackenzie hatte gerade verkündet, der Konzern sei in der Lage, seinen Wert um 50 Prozent zu steigern, einen Zeitrahmen aber nannte er nicht.

Zuvor hatte der amerikanische Hedgefonds Elliott Management Corp. das australisch-britische Unternehmen schon zu einer Stellungnahme gezwungen. Der Fonds des von Unternehmenschefs gefürchteten Paul Singer – er sorgte vor kurzem für die Absetzung des deutschen Managers Klaus Kleinfeld bei Arconic – fordert eine Börsennotierung von BHP Billiton nur noch in London und den Verkauf seines amerikanischen Öl- und Gasgeschäfts. Es könnte nach Berechnungen des Fonds rund 10 Milliarden Dollar bringen, die dann Aktionären zur Verfügung oder für Zukäufe bereitstünden. Elliott zählt schon heute, trotz eines sinkenden Preises der Aktie von BHP Billiton, zu den Gewinnern: Seit der Veröffentlichung der Kritik sind dem Fonds rund 5 Milliarden Dollar neue Mittel zugeflossen. Auf den Fluren von BHP Billiton wird geflüstert, dies genau könne das Ziel von Elliotts Angriff gewesen sein.

Der Hedgefonds Tribeca Investment Partners aus Sydney hat sich dem Protest von Elliott allerdings angeschlossen. Tribeca wirft einzelnen Mitgliedern des Ver-

waltungsrats von BHP Billiton unter anderem vor, Fehlentscheidungen der vergangenen Jahre mitgetragen zu haben, ohne dafür Verantwortung zu übernehmen. Beide Fonds beschreiben den australischen Konzern vor allem als Steuervermeider, der hinter seinen finanziellen Möglichkeiten zurückbleibe und dessen Manager Aktionäre an der Nase herumführten.

Nun hat sich auch Brett Paton zu Wort gemeldet. Er leitet den australischen Vermögensverwalter Escala Partners. Aufgrund seiner Tätigkeit für Milliardenäre „down-under“ genießt das Wort des Mannes, der 23 Jahre die Geschäfte der UBS in Australien führte, Gewicht. Dann und wann berät er Elliotts Chef Singer. Auch BHP Billiton hat Paton schon beraten. In einem Brief an seine Kunden forderte er diese aber gerade auf, sich Gedanken

über die Besetzung des Verwaltungsrats des Rohstoffkonzerns zu machen. Ihm erscheinen einige Mitglieder ihren Aufgaben nicht gewachsen.

Der amtierende Vorsitzende des BHP-Billiton-Verwaltungsrats, Jacques Nasser, erlebt in seinen letzten Monaten für den Konzern einen Albtraum. Der frühere Vorstandschef des Automobilherstellers Ford hat angekündigt, 2018 seinen Hut bei BHP Billiton zu nehmen. Derzeit gibt er Abschiedsinterviews und bekam gerade den Orden Companion of the Order of Australia (AC) verliehen, neben Qantas-Vorstandschef Alan Joyce und der Schauspielerin Cate Blanchett. Noch in diesem Monat soll ein Nachfolger für Nasser als BHP-Billiton-Chef benannt werden.

Oder eine Nachfolgerin. Denn der Konzern hatte im vergangenen Jahr angekün-

digt, in nur acht Jahren die Hälfte aller seiner Stellen mit Frauen zu besetzen. Da passte es ins Bild, im Management mit gutem Beispiel voranzugehen und auch eine Frau an die Spitze des Konzerns zu heben. Die aber ist schwer zu finden; denn von der Person an der Spitze wird nicht nur erwartet, einen weltumspannenden Konzern zu führen, sondern auch Erfahrung im Geschäft mit Bodenschätzen einzubringen. Spekuliert wurde über Gail Kelly. Von 2008 bis 2015 leitete sie die Bank Westpac. Das „Forbes“-Magazin zählte Kelly zu den hundert mächtigsten Frauen der Welt. Der Auswahlprozess wird von der britisch-indischen Baroness Shriti Vadera im Verwaltungsrat geführt. Sie leitet die Geschäfte der Bank Santander in London.

Bislang wird kolportiert, Lindsay Maxsted, Chairman der Bank Westpac

und Kellys Chef, sowie Malcolm Broomhead, Chairman des weltgrößten Sprengstoffherstellers Orica, seien als Nachfolger für Nasser geeignet. Spitzenkandidat aber sei Grant King. Der ist jedoch erst im Februar in den Rat von BHP Billiton berufen worden. Kritiker Paton hält dem Präsidenten der Lobby-Vereinigung Business Council of Australia vor, als Chef des Energieversorgers Origin bis 2016 nie überzeugt zu haben. Unter anderem hätten Kings Fehlkäufe dazu geführt, dass Origin-Aktionäre nur durchschnittlich 4 Prozent Rendite erhalten hätten. Kurz: Grant King sei ungeeignet, einen Konzern wie BHP Billiton zu führen.

Hedgefonds Tribeca setzt schon eine Stufe tiefer an: „Wir wollen im gesamten Rat mehr technische Fähigkeiten und Erfahrungen im Rohstoffgeschäft sehen“, erklärt Tribeca-Analyst James Eginton. Elliott hat sich zum Vorpreschen von Tribeca auf der Personalebene noch nicht öffentlich geäußert. Escala-Vormann Paton aber bringt einen Gegenkandidaten zu King ins Gespräch: Ken MacKenzie solle Nachfolger von Nasser werden. Er hatte als Vorstandschef des Verpackungskonzerns Amcor bis 2015 eine erfolgreiche Akquisitionsstrategie geführt. Der frühere McKinsey-Berater in Australien sitzt erst seit einem Dreivierteljahr im Führungsgremium von BHP Billiton.

Der schottische BHP-Billiton-Vorstandschef Andrew Mackenzie verteidigt unterdessen rund um die Erde seine Strategie der weiteren Kostensenkung. Einen Verkauf der Öl-Aktivitäten in Amerika hält er für zu teuer. Zu Veränderungen im Board und Personalfragen äußert sich der studierte Geologe natürlich öffentlich nicht. Mit den Andeutungen raschen Wachstums aber versucht er Punkte zu sammeln – auch für den scheidenden Nasser. Bislang steht es unentschieden. Bei einer Umfrage in Australien empfahl fast die Hälfte der Befragten tiefgreifende strukturelle Änderungen bei BHP Billiton. 36 Prozent allerdings erklärten, Mackenzie habe auf den Angriff von Elliott angemessen reagiert.



Wie geht es mit BHP Billiton – hier Nickelabbau in Australien – weiter, wenn Jacques Nasser geht?



Fotos dpa

Frankfurter Allgemeine
 ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Zeit abgelaufen

Von Rüdiger Köhn

Die Zäsur von Jeff Immelt zu John Flannery an der Spitze von General Electric fällt nicht so hart aus wie in jenem denkwürdigen Jahr 2001, als der gadenlose Jack Welch abtrat. Der war gefürchtet als „Neutronenjack“ – in Analogie zur Bombe, die Menschen zerstören, aber Gebäude erhalten sollte. So gesehen, war Immelt eine gute Wahl, denn er brachte den amerikanischen Industriekonzern weg vom Personenkult um Welch in eine andere Richtung. Und erst später wurde deutlich, dass „Neutronenjack“ nicht immer alles gut gemacht hat. Immelt hat GE neu ausgerichtet und umgebaut. Doch ist seine Zeit abgelaufen, denn die Investoren haben ihm den Aufbruch in eine Ära des digitalen Umbruchs nicht mehr zugetraut. John Flannery muss GE nicht neu erfinden. Er kennt das Denken des Hauses, dem er seit seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr angehört. Er muss das umsetzen, was Immelt auf den Weg gebracht hat; nur sehr viel schneller. Das digitale Zeitalter verlangt mehr Tempo. Der Unterschied zu 2001 besteht darin, dass GE nicht mehr als Ikone den Konkurrenten weit entrickt ist. Siemens-Chef Joe Kaeser hat sein Unternehmen einer Radikalkur unterzogen, wie es jetzt bei General Electric der Fall ist. Nur hat Siemens früher damit begonnen. Diesen Vorsprung müssen die Amerikaner erst aufholen. Den Wettbewerb wieder einzufangen, ist vordringlichste Aufgabe von John Flannery.

Von nichts kommt nichts

Von Georg Giersberg

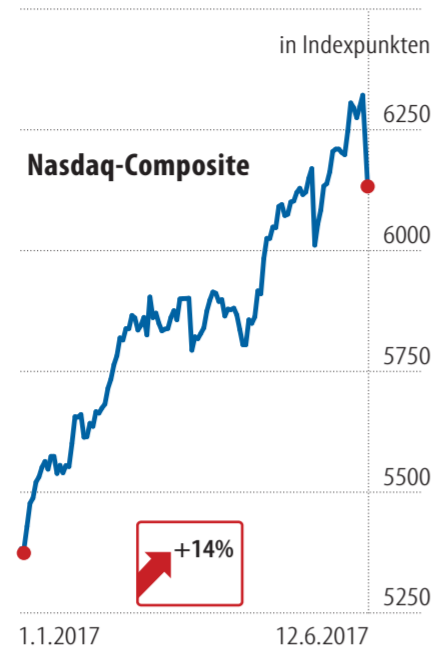
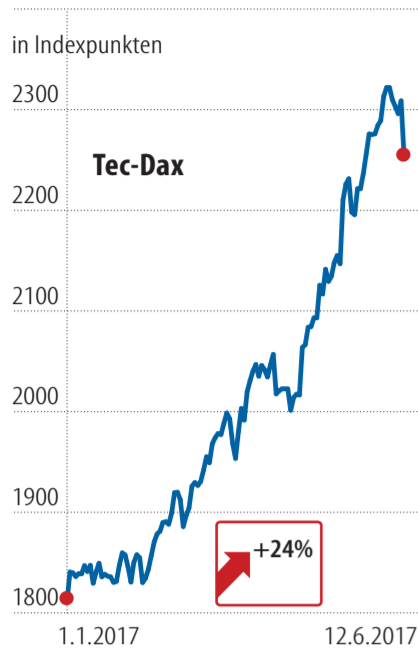
Am Ende lebt man sich auseinander. So ist es nicht nur in mancher Ehe, auch das Verhältnis zwischen Aufsichtsrat und Vorstand endet manchmal so. Bei der Deutschen Messe in Hannover dürften beide Seiten seit Monaten gespürt haben, dass die Gemeinsamkeiten ab- und die Spannungen zunehmen. Das hängt mit unterschiedlichen Interessen zusammen. Die Eigentümer Stadt und Land werden von ihren Kämmerern gemahnt, keine die Haushalte belastenden finanziellen Zusagen zu machen. Für das Unternehmen ist eine erfolgreiche, auch von den Eigentümern finanziell begleitete Sanierung aber nur der halbe Weg. Die sich anschließende Wachstumsphase kostet noch einmal Geld. Da sollten sich die Eigentümer keinen Illusionen hingeben. Von nichts kommt nichts. Ob die Sanierung eines wegen seiner Größe eh sehr teuren Messegeländes, die Expansion im Ausland, die Neuausrichtung der Cebit oder auch der Ausbau der digitalen Angebote – nichts davon ist für wenig oder gar kein Geld zu haben. Der neue Vorstandsvorsitzende Jochen Köckler ist gut beraten, seinen Eigentümern immer wieder klarzumachen, dass die Messegesellschaft der Stadt und dem Umland nur dann die gewünschten Erfolge bringt, wenn sie dem Unternehmen immer die finanzielle Luft zum Atmen garantieren. Sonst lebt man sich wieder schnell auseinander.

Eisenfrau gesucht

Von Christoph Hein

Der größte Rohstoffkonzern der Welt hat sich in eine schwierige Lage manövriert. In nur acht Jahren will er die Hälfte seiner Stellen mit Frauen besetzen. Denn diese arbeiten ertragreicher, gehen schonender mit den teuren Maschinen um, sind verlässlicher. Damit hat BHP Billiton ein Zeichen gesetzt. Nun aber sucht der Konzern einen neuen Vorsitzenden seines Verwaltungsrates. Das Geschacher um den einflussreichsten Posten der Branche hat begonnen. Hedgefonds mischen kräftig mit, und favorisieren alleamt Männer. Derzeit sitzen nur drei Damen im elfköpfigen Führungsteam des australischen Konzerns. Spitzenkandidatinnen mit Erfahrung in der männerdominierten Rohstoffbranche aber gibt es kaum. Wollte BHP Billiton nun also ein deutliches Zeichen setzen, müsste wohl eine Bankerin auf dem Chefessel Platz nehmen. Sie aber hätte es nicht leicht. Nicht nur, weil die Branche als rauh gilt oder weil die Hedgefonds die Messer wetzen. Sondern weil Übermenschliches von ihr erwartet würde. Kein männlicher Vorsitzender würde von Beginn an solchen Zweifeln gegenüberstehen. Ständig müsste sie sich rechtfertigen, verteidigen und unglaubliche Kräfte entwickeln. Eine wirkliche Chance hätte eine Nachfolgerin von Chairman Jac „The Knife“ Nasser wohl nie. Und trotzdem wäre es schön, wenn sich eine Bewerberin fände.

Ende der Hausse?



Technologieaktien unter Kursdruck

Eine Studie von Goldman Sachs wirft an der Börse die Frage auf, ob die Bewertungen für Technologiewerte zu hoch sind. Besonderes Interesse gilt Apple.

nks/gb. NEW YORK/FRANKFURT, 12. Juni. An der Wall Street hat sich am Montag im frühen Handel der Ausverkauf der Technologieaktien fortgesetzt. Der technologie-lastige Composite-Index der elektronischen Börse Nasdaq, an der Branchengiganten wie Apple und Alphabet notiert sind, sackte in den ersten Handelsminuten um mehr als 1 Prozent ab – deutlich stärker als das breiter gefasste Aktienmarktbarometer S&P 500. Damit setzten sich die Kursverluste des vergangenen Freitags fort, als der Nasdaq-Composite-Index, ein wichtiger amerikanischer Index für Technologieaktien, um fast 2 Prozent nachgegeben hatte.

Die schlechte Stimmung bei amerikanischen Technologieaktien hinterließ zum Wochenauftritt deutliche Spuren an den Börsen rund um den Globus. So hatten im frühen Handel in Asien die Kurse von Technologieaktien deutlich nachgegeben. Später schlossen sich die europäischen Börsen diesem Trend an. Danach verlor in Deutschland der Tec-Dax am Montag vorübergehend mehr als 3 Prozent. Nahezu alle Werte rangierten im Minus; besonders stark waren allerdings Aktien von Unternehmen betroffen, die in engen Geschäftsbeziehungen mit Apple stehen.

Daher war der deutsch-britische Hersteller von Halbleitern Dialog Semiconductor mit einem Kursverlust von rund 8 Prozent der schwächste Einzelwert im Tec-Dax. Die Halbleiter werden in vielen Produkten von Apple verwendet. Im Dax litt besonders die Aktie von Infineon. An

der Schweizer Börse zählte die Aktie des Halbleiterherstellers AMS zu Wochenbeginn zu den größten Verlierern.

In den Vereinigten Staaten sackten die Kurse von im Nasdaq Composite stark gewichteten Einzeltiteln wie des Elektronikkonzerns Apple, dem Internetkonzern Alphabet, der Muttergesellschaft von Google, und dem Online-Einzelhändler Amazon am Montag wie schon am Freitag abermals um jeweils mehr als 3 Prozent ab.

Es handelte sich um eine harsche Kehrtwende für ein Börsensegment, das in diesem Jahr zu den großen Favoriten gezählt hatte. Die Kurse der Technologietitel im S&P 500 waren dieses Jahr bis zum Freitag um durchschnittlich 22 Prozent geklettert. Auch nach den jüngsten Kursverlusten liegen die Tech-Werte immer noch mit rund 16 Prozent im Plus – gut doppelt so stark wie der S&P 500.

Die starken Kursgewinne der Technologieaktien hatten unter Profi-Anlegern zuletzt aber für Unbehagen gesorgt. Nach einer Umfrage der Bank of America Merrill Lynch hielten Fondsmanager die Wette auf den Nasdaq Composite für die derzeit „weltgrößte Massenspekulation“. Michael Hartnett, der Chefanlagestrategie der Bank, hatte die Stimmung der Investoren vor der Kehrtwende am Freitag dennoch als „optimistisch“ bezeichnet. Trotz der Rekorde in Aktien- und Anleihemärkten sei „Irrationalität noch nicht spürbar“. Händler ziehen sich manchmal bewusst aus zu populären Positionen zurück. Dahinter steht die Überlegung, dass irgendwann das Kaufinteresse erlahmen wird, wenn die Mehrheit der Anleger investiert und die Kurse schon deutlich gestiegen sind.

Genau das scheint am Freitag passiert zu sein. Der für die weltweite Anlagestrategie des Vermögensverwalters Guggenheim verantwortliche Scott Miner konstatierte, dass Aktien- und Anleihemärkte nur selten so hoch bewertet und stabil seien wie zuletzt. „Das macht mir Sorgen“, schrieb Miner in einem Bericht an seine Klienten.

Die Begründung für den allgemeinen Ausverkauf der Technologieaktien, die an der Wall Street herumgereicht wurde, war



Hält das Interesse an? Craig Federighi von Apple stellt die neuen Produkte des Unternehmens vor.

Foto AP

ein Bericht des Analysten Robert Boroujerdi von der Investmentbank Goldman Sachs. Boroujerdi verglich die fünf aktuell bedeutendsten Aktien aus der Tech-Branche mit den fünf Spitzenwerten am Ende der Internethausse im März des Jahres 2000. Damals war eine spekulative Blase geplatzt. „Die jüngsten Kursgewinne großer Technologieaktien haben bei manchen Investoren Erinnerungen (Albträume?) an den letzten euphorischen Anstieg der Nasdaq geweckt“, beobachtete der Analyst. Boroujerdi vertritt aber nicht die These, dass es sich abermals um eine spekulative Blase handle. Zwar sorgt er sich, dass die fünf großen Technologieaktien Apple, Microsoft, Alphabet, Amazon und Facebook wie im Jahr 2000 ein überdurchschnittlich großes Gewicht im Aktienmarkt haben. Allerdings seien die Unternehmen finanziell in gesünderer Verfas-

ung als im Jahr 2000. Zudem seien die Aktien wesentlich niedriger bewertet als damals. Trotz dieser insgesamt ausgewogenen Analyse reichte der Hinweis auf das große Anlegertrauma der Jahrhundertwende offenbar, um genügend Panikstimmung zu erzeugen.

Am Montag sorgte zudem ein Analysebericht des Wertpapierhauses Mizuho Securities zu Apple für schlechte Stimmung. „Der Aktienkurs hat sich in diesem Jahr überdurchschnittlich gut entwickelt, und wir glauben, dass der Enthusiasmus für den neuen Produktzyklus in den aktuellen Kursen voll enthalten ist“, hieß es in dem Bericht. Apple wird im September eine neue Version seines populären iPhones vorstellen. Die Aussicht auf steigende Absatzzahlen hatte den Kurs zuletzt in die Höhe getrieben. Mizuho-Analyst Abhey Lamba glaubt nun, dass das

weitere Kurspotential begrenzt ist, und hat die Aktien daher heruntergestuft. Auf Technologieaktien entfielen zuletzt rund 23 Prozent des gesamten S&P-500-Börsenwertes. Damit sind Tech-Werte das wichtigste Börsensegment, gefolgt von Gesundheitswerten und Finanzaktien mit jeweils knapp 14 Prozent. Technologieaktien im S&P 500 kamen nach Angaben des Informationsdienstes Factset zuletzt auf ein Kurs-Gewinn-Verhältnis (KGV) von 19 auf Basis der für die kommenden 12 Monate erwarteten Gewinne. Damit waren sie etwas teurer als der S&P 500, der ein durchschnittliches KGV von knapp 18 ausweist – was etwas über dem historischen Durchschnitt liegt. Aber Technologieaktien sind immer noch sehr viel günstiger als auf dem Höhepunkt der spekulativen Blase im Jahr 2000, als das KGV dieses Marktsegments auf mehr als 53 geklettert war.

Macron erfreut den Markt

gb. FRANKFURT, 12. Juni. Der Anleihemarkt hat am Montag mit steigenden Kursen und sinkenden Renditen auf den ersten Gang der Wahlen zur Nationalversammlung in Frankreich reagiert. Die Aussicht auf einen deutlichen Sieg der Präsident Emmanuel Macron unterstützenden Bewegung „La République en Marche“ ließ die Rendite zehnjähriger französischer Staatsanleihen auf 0,59 Prozentpunkte sinken.

Interessanter als dieser absolute Betrag ist der Vergleich der Renditen französischer und deutscher Staatsanleihen, da die Differenz als Risikoprämie für das Halten französischer Anleihen betrachtet wird. Am Montag rentierten französische zehnjährige Anleihen um 0,35 Prozentpunkte höher. Das ist der niedrigste Abstand seit dem November 2016. Im Februar, als an den Finanzmärkten ein Sieg Marine Le Pens in der Präsidentenwahl plötzlich als denkbar galt, hatte der Renditeunterschied in der Spitze 0,78 Prozent betragen. Nach Ansicht von Analysten der französischen Großbank Société Générale dürfte der Renditeunterschied in den kommenden Wochen weiter nachgeben.

Staats- und Pensionsfonds machen wieder Geld

Die großen Staatsfonds bleiben sich treu: Ihre Anlagepolitik bleibt zurückhaltend / 2016 waren sie damit erfolgreich

che. SINGAPUR, 12. Juni. Die ganz großen Investoren profitieren weiter von den starken Märkten. Allerdings spiegeln die Zuwächse in ihren Portfolios ihre Vorsicht wider, Verluste zu vermeiden. Deshalb halten sie sich selbst in Zeiten von Höchstständen an den Börsen und des Immobilienbooms in Grenzen. Das Volumen aller Anlagen der Staatsfonds, Pensionsfonds und Notenbanken legte im vergangenen Jahr um 1,4 Prozent auf 33,5 Billionen Dollar zu, mehr als das Doppelte der jährlichen Wirtschaftsleistung Amerikas. Dies ermittelte die in Singapur und London ansässige Denkfabrik Official Monetary and Financial Institutions Forum (OMFIF). Ihren Bericht wollen die Analysten am Mittwoch in London vorstellen.

Erfasst wurden 750 Finanzinstitutionen rund um die Welt – darunter 165 Notenbanken, 92 Staatsfonds und 493 Pensionsfonds. Deren Anlagevolumen steht für rund 45 Prozent der Wirtschaftsleistung in aller Welt. Der Wertzuwachs von 475 Milliarden Dollar im vergangenen Jahr stellt eine Kehrtwende dar: Denn 2015 war das Vermögen noch um 749 Milliarden Dollar geschrumpft, ein Minus von 2,2 Prozent. Den Daten der Analysten zu-

folge liegen 37,9 Prozent der Anlagen in Asien. Das überrascht nicht, stammen doch mit der People's Bank of China (PBOC), der Bank of Japan, dem japanischen Government Pension Investment Fund und der China Investment Corporation vier der zehn größten Finanzinvestoren aus Asien.

Unter den Staatsfonds bleibt die norwegische Norges Bank Investment Corporation mit einem Volumen von rund 920 Milliarden Dollar an der Spitze. Die Fonds der Ölstaaten Abu Dhabi (830 Milliarden Dollar, Platz 2), Kuwait (590, 4), Qatar (340, 7) und Dubai (200, 9) bilden den Schwerpunkt der größten zehn Staats-

fonds. Mit der Government of Singapore Investment Corp (350, 6) und Temasek Holdings (300, 8) ist der reiche Stadtstaat Singapur in der Spitzengruppe sehr stark vertreten.

Getrieben wurde der Zuwachs im vergangenen Jahr vor allem von den Pensionsfonds, die ihr Anlagevolumen um 435 Milliarden Dollar erhöhten. Die Verlierer waren die Zentralbanken. Ihre Anlagewerte sanken 2016 um 103 Milliarden Dollar. Das spiegelt auch deren extrem konservativen Ansatz, der etwa Gold eine starke Rolle zuspricht. Die asiatischen Notenbanken litten aber auch unter dem Wertverlust der heimischen Währungen, weil Anleger Geld in den Dollarraum verlagerten.

Trends für dieses und das nächste Jahr sind angesichts der geringen Rendite von Anleihen vor allem Anlagen in Immobilien und in „grüne Werte“. „Während die Aktienmärkte sich auf den ‚Trump Bump‘ einstellen, der die Preise für Aktien und den Außenwert des Dollars Ende 2016 und Anfang 2017 getrieben hat, und die Preise voraussichtlich fallen werden, dürfte sich der relative Wert von Immobilien wohl weiter erhöhen“, orakeln die Anlagechefs der befragten Institutionen im OMFIF-Bericht.

Die größten staatlichen Investmentfonds

Volumen in Milliarden Dollar

Norges Bank (Norwegen)	920
Abu Dhabi Investment Authority (VAE)	830
China Investment Corporation	810
Kuweit Investment Authority	590
Cassa Depositi e Prestiti (Italien)	400
GIC (Singapur)	350
Qatar Investment Authority	340
Temasek (Singapur)	300
National Social Security Fund (China)	290
Investment Corporation of Dubai (VAE)	200
Public Investment Fund (Saudi-Arabien)	180

Quelle: OMFIF

F.A.Z.-Grafik Walter

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Weckruf

Von Norbert Kuls

Die heftigen Kursverluste der Technologieaktien an der Wall Street sorgen weltweit für Schlagzeilen. Langfristig orientierte Aktionäre sollten aber keine Schweißausbrüche bekommen – das gilt auch für deutsche Anleger, unter denen besonders Apple beliebt ist. Technologieaktien schwanken traditionell stärker als der Rest des Marktes, weil sie eine Zukunftsindustrie repräsentieren und Börsianer ihnen stärkere Wachstumsaussichten unterstellen. Das führt immer mal zu zwischenzeitlichen Rückschlägen. Ungewöhnlich sind nicht die Schwankungen, sondern die Tatsache, dass der Trend seit einigen Monaten ohne Korrektur nach oben zeigte. Das heißt noch lange nicht, dass die aktuellen Kursverluste das Platzen einer spekulativen Blase wie Anfang des Jahres 2000 einleiten. Die großen Tech-Titel machen heute mehr Gewinn und sind bei weitem nicht so hoch bewertet wie damals. Die jüngste Korrektur sollte Anlegern aber ins Gedächtnis rufen, dass es an der Börse nicht immer nur nach oben geht und Einzelaktien stärker schwanken als der breite Markt. An den langfristig starken Wachstumsaussichten von Titeln wie Apple und Google ändert das nichts.

Tops & Flops

Gewinne nach Panda-Geburt

Die Geburt eines Panda-Babys im Zoo von Tokio hat die Aktienkurse der örtlichen Restaurant-Betreiber am Montag beflügelt. Laut Händlern spekulierten Anleger darauf, dass das Neugeborene nicht nur dem Ueno Zoo, sondern auch den Gastronomen in der Umgebung zusätzliche Besucher beschert. Die Papiere der Restaurant-Kette Totenko stiegen um bis zu 38 Prozent auf ein Zehn-Jahres-Hoch von 290 Yen.



Neue Kali-Gespräche

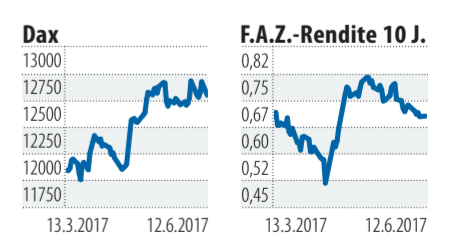
Die Hoffnung auf steigende Kali-Preise hat den Aktien von K+S zu Wochenbeginn kräftige Gewinne beschert. Die Titel des Salz- und Düngemittelherstellers stiegen in der Spitze um bis zu 4 Prozent auf ein Vier-Monats-Hoch von 24,25 Euro. Händler verwiesen auf einen Medienbericht, demzufolge der russische Kali-Produzent Uralkali und sein weißrussisches Pendant Belaruskali Gespräche führen wollten. 2013 war eine Vertriebsvereinbarung beider geplatzt, was die ganze Branche in Aufruhr versetzt und die Aktienkurse belastet hatte.

Auftragshoffnungen geplatzt

Die geplatzen Hoffnungen auf einen Großauftrag des türkischen Militärs haben Otokar am Montag den größten Kurssturz seit neun Jahren beschert. Die Aktien des türkischen Anbieters von Nutz- und Militärfahrzeugen fielen um bis zu 17 Prozent im Kurs. Das Verteidigungsministerium hatte die Bewerbung zum Bau von 250 Panzern abgelehnt. Ohne eine solche Produktion reduzierte sich der Wert des Konzerns. Analysten zufolge um ein Viertel.



Die Börse



	9.6.	12.6.
F.A.Z.-Index	2491,53	2465,82
Dax 30	12815,72	12690,44
M-Dax	25410,57	25147,92
Tec-Dax	2308,84	2246,84
Euro Stoxx 50	3586,07	3543,95
F.A.Z.-Euro-Index	129,44	128,16
Dow Jones	21271,97	21235,67
Nasdaq Index	6207,92	6175,46
Bund-Future	164,97	165,12
Tagesgeld Frankfurt	-0,43 %	-0,44 %
Bundesanl.-Rendite 10 J.	0,27 %	0,25 %
F.A.Z.-Renten-Rend. 10 J.	0,67 %	0,67 %
US-Staatsanl.-Rend. 10 J.	2,20 %	2,21 %
Gold, London (\$/Unze)	1266,55	1266,40
Rohöl (London \$/barrel)	48,35	48,29**
1 Euro in Dollar	1,1176	1,1221
1 Euro in Pfund	0,8764	0,8855
1 Euro in Schw. Franken	1,0863	1,0857
1 Euro in Yen	123,44	123,30

*) Ortszeit 16.00 Uhr, **) Ortszeit 22.00 Uhr

Alte Männer, junge Frauen

Wie vermögende Paare Vorsorge für die künftige Witwe treffen sollten. Seite 27

Dickes Kursplus

Das Verbot von Leerverkäufen hat dem Kurs der spanischen Liberbank geholfen. Seite 27

Wiederholungstäter

Pittsburgh holt sich mit Kapitän Sidney Crosby den zweiten NHL-Titel nacheinander. Seite 29

Bamberger Uhrwerk

Maestro Andrea Trinchieri hat ein Basketballteam mit internationalem Niveau geformt. Seite 30

Dax 30, M-Dax und Tec-Dax

Table with columns for Börsenwert, Ums. Ges., Div.-Rend., and various stock indices like Dax 30, M-Dax, and Tec-Dax.

Table with columns for Börsenwert, Ums. Ges., Div.-Rend., and various stock indices like M-Dax, Tec-Dax, and other market segments.

Table with columns for Börsenwert, Ums. Ges., Div.-Rend., and various stock indices like Tec-Dax, M-Dax, and other market segments.

Aktien-Indizes

Table with columns for 52 Wochen, 52 Wochen, 9.6. 12.6., and various stock indices like Deutsche Indizes, Euro Stoxx 50, and others.

Euro Stoxx 50, Stoxx Europa 50

Table with columns for 52 Wochen, 52 Wochen, 9.6. 12.6., and various stock indices like Euro Stoxx 50, Stoxx Europa 50, and others.

Übersee Indizes

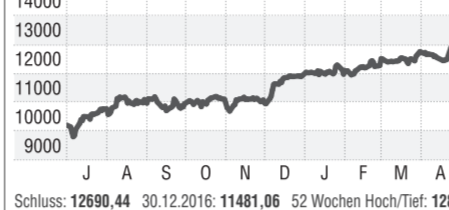
Table with columns for 52 Wochen, 52 Wochen, 9.6. 12.6., and various stock indices like Dax 30, M-Dax, and Tec-Dax.

Internationale Finanzmärkte

Statistik (aus dem HDAX)

Table with columns for Tagesgewinn, Veränderung, 52-Wochen-Gewinn, and various market data.

Dax im Jahresverlauf (Xetra)



Schluss: 12690,44 30.12.2016 11481,06 52 Wochen Hoch/Tief: 12878,59/9214,10

Deutsche Börsen

Table with columns for 9.6. 12.6., Schluss/Kassa, and various German stock indices.

Europäische Börsen

Table with columns for 9.6. 12.6., Schluss/Kassa, and various European stock indices.

Übersee Börsen

Table with columns for Dow Jones Industrial Average, New York (USD), and various international stock indices.

Zinsen, Renten, Terminkontrakte und Indizes

Table with columns for Benchmark-Anleihen, Terminkontrakte, Swaps, and various financial data.

Umsätze der dt. Börse

Table with columns for Börsenplätze, Umsätze, and various market data.

Renten-Indizes

Table with columns for Renditen/Kreditzinsen, New Yorker Geldmarkt, and various financial data.

Leitzinsen im Ausland

Table with columns for F.A.Z.-Renten-Rendite, Hypotheken- und öffentliche Pfandbriefe, and various financial data.

Techniewerte geben deutlich nach

Die Aktienindizes in Europa haben sich im Montag mit mehr oder minder deutlichen Kursverlusten präsentiert. Viele verstärkten sich nur im Tagesverlauf. Besonders unter Druck standen Techniewerte, auch Tourismus- oder Industriektaktoren verloren in Europa überproportional. Händler sprachen nach der vorangehenden Technologie-Rally vor allem von Gewinnmitnahmen.

Der deutsche Aktienindex Dax verlor knapp 1 Prozent auf 12 690 Punkte. Der F.A.Z.-Index fiel um 1 Prozent auf 2566 Punkte. Der Tec-Dax sank sogar um 2,7 Prozent auf 2247 Punkte. Im Dax blühten allen voran die Aktien des Halbleiterherstellers Infineon 5 Prozent im Kurs ein. Im Tec-Dax waren die Titel des Maschinenbauunternehmens Axtron mit minus 8 Prozent die größten Verlierer, gefolgt vom Chip-Zulieferer Dialog Semiconductor mit mi-

minus 7 Prozent. Daneben verloren die Papiere des Softwareherstellers SAP 4 Prozent im Kurs sowie Siemens 2,5 Prozent. Zu den wenigen Dax-Gewinnern gehörten die Aktien des Salz- und Düngemittelherstellers K+S.

An der Wall Street zeigte sich ein ähnliches Bild. Die amerikanischen Börsen schlossen im Minus: Der Dow-Jones-Index der Standardwerte gab 0,2 Prozent auf 21 235 Punkte nach. Der breiter gefasste S&P-500 sank 0,1 Prozent auf 2429 Punkte. Der Index der Technologiebörsen Nasdaq verringerte sich um 0,5 Prozent auf 6175 Punkte. Damit setzte sich eine Entwicklung fort, die schon am Freitag begonnen hatte. An der New Yorker Börse wechselten am Montag 951 Millionen Aktien den Besitzer. 1451 Werte legten zu, 1450 gaben nach und 166 blieben unverändert.

Kurse in Euro

Table with columns for various stock indices and their values in Euro.

Kurse in Euro

Table with columns for various stock indices and their values in Euro.

Kurse in Euro

Table with columns for various stock indices and their values in Euro.

Kurse in Euro

Table with columns for various stock indices and their values in Euro.



Illustration Getty

Volker Looman

Die finanzielle Versorgung potentieller Witwen

Verehrte Seniorinnen, wertere Senioren! Der heutige Artikel kann Ihnen, da will ich gar nicht lange um den heißen Brei herumreden, auf den Magen schlagen. Es geht um die Frage, wie alte Paare – egal ob verheiratet oder in wilder Ehe lebend – ihr Vermögen in den letzten Lebensjahren gestalten, und es geht um die Überlegung, wie das „Problem“ gelöst werden kann, wenn sich Mann und Frau sowohl im Alter als auch in der Bildung unterscheiden. Ahnen Sie, was gleich auf einige von Ihnen zu kommen wird? Falls ja, sollten Sie sich vorher vielleicht noch mit einem Mokka stärken, und wenn nein, dann sehen Sie sich einfach den folgenden Fall an.

Ein pensionierter Arzt ist 80 Jahre alt und seit 40 Jahren mit einer ehemaligen Krankenschwester verheiratet, die zehn Jahre jünger ist. Bitte glauben Sie bloß nicht, dass ich diesen „Klassiker“ aus einem billigen Groschenheft abgeschrieben habe. Die Kombination ist mindestens so verbreitet wie Ingenieur plus Lehrerin oder Anwalt und Richter. Das Paar hat 300 000 Euro auf zwei Girokonten gebunkert. Die Rente des Mediziners beträgt 4000 Euro pro Monat und führt bei einem jährlichen Zinssatz von 3 Prozent und einer Restlaufzeit von zehn Jahren zu einem Barwert von 415 000 Euro. Die Witwenrente von 60 Prozent beziehungsweise 2400 Euro ist bei demselben Zinssatz und einer Zahlungsdauer von 20 Jahren sogar 434 000 Euro wert. Die beiden Senioren leben in alten Mauern, die wegen des Grundstückes, auf dem die Villa steht, rund 800 000 Euro auf die Waage bringen. Außerdem besitzen die Eheleute ein Depot, das zu gleichen Teilen aus Anleihen und Aktien besteht und ungefähr 600 000 Euro wert ist. Kurzum: Solange der Arzt lebt, sind Frau und Mann – für sich betrachtet – einfache Millionäre, und sollte den Mann in Kürze

der Schlag treffen, wird die Frau in die Liga der doppelten Millionärinnen aufsteigen.

Die finanziellen Fragen, die das Ehepaar umtreibt, lassen sich an den Fingern einer Hand aufzählen. Was soll mit dem Bargeld geschehen? Ist es vorteilhaft, das (zu) große Haus in eine Wohnung zu tauschen? Wie kann das Depot, dessen Verwaltung jährlich 1,5 Prozent verschlingt, so gestaltet werden, dass die Kosten sinken? Das sind Fragen, die in diesem Land jeden Tag tausendfach gestellt werden. Ich erlaube mir, eine vierte Frage zu formulieren, die Ihnen zwar unterschwellig bewusst ist, in der Regel aber unter den Teppich gekehrt wird. Wer steht eigentlich im Mittelpunkt dieser Geschichte? Geht es um den Mann, das Ehepaar oder die Frau?

Die finanzielle Beratung potentieller Witwen ist eine delikate Sache. Das ist gerade den Paaren, die noch glücklich zusammenleben, nur selten bewusst. Ich erlebe immer wieder, dass mich Senioren fassungslos anstarren, wenn ich diese Frage stelle. In meinen Augen ist die ehrliche Antwort, wer im Mittelpunkt steht, die zwingende Voraussetzung für „artgerechte“ Vermögensstrukturen, wenn ich das einmal so ausdrücken darf. Männer verfolgen, wenn es ums Geld geht, andere Ziele als jüngere Frauen. Umgekehrt ist es nicht anders. Frauen haben in finanzieller Hinsicht andere Wünsche als ältere Männer.

Vor diesem Hintergrund möchte ich glücklichen Paaren mit einem Altersunterschied von zehn Jahren und mehr den Vorschlag machen, das Vermögen aus dem Blickwinkel der Frau zu optimieren. Den unglücklichen Senioren dieser Republik erlaube ich mir, den Rat zu geben, Bett und Geld zu teilen und „getrennt“

Wege zu gehen, weil beim Vermögen nicht nur die Freundschaft aufhört, sondern auch die Liebe an ihre Grenzen stößt. Falls Sie mit diesem Vorschlag einverstanden sind, sollten wir nach Lösungen suchen, wie der alte Arzt das Vermögen so gestaltet, dass die junge Krankenschwester nicht zur leichten Beute für Banken und Versicherungen wird, wenn der Mann zuerst geht.

Ich unterstelle bei meinen Überlegungen, dass die Frau einfache Lösungen wünscht, weil sie sich in den letzten Jahrzehnten nie um die Finanzen gekümmert hat und kein Verlangen hat, sich in Zukunft mit Geld zu beschäftigen. Daher schlage ich vor, mit einem Notgroschen von 100 000 Euro zu beginnen. Das Geld sollte nicht auf dem Girokonto, sondern auf einem Tagesgeldkonto geparkt werden, um nicht jeden Monat in Versuchung zu geraten, das Geld auszugeben. Die Rücklage ist für finanzielle Notfälle gedacht. Falls ein neues Auto fällig ist oder wenn eine große Reise ansteht, die aus den laufenden Renten nicht bezahlbar ist, kann das Vorhaben mit Hilfe des Tagesgeldes finanziert werden.

Die Witwenrente beträgt 2400 Euro pro Monat. Mir ist klar, dass viele Frauen mit weniger Geld auskommen müssen, doch für eine doppelte Millionärswitwe erscheint mir diese Apanage etwas dürftig zu sein. Daher würde ich das restliche Bargeld (300 000 Euro) und das Depot (600 000 Euro) in eine Sofortrente stecken. Bevor Sie das tun, sollten Sie sich jedoch gut überlegen, wem Sie die 900 000 Euro anvertrauen. Es geht auf der einen Seite um eine Provision von 45 000 Euro, die Sie zu zahlen haben, wenn Sie sich für eine Versicherung mit Vertreter entscheiden, und es geht auf der anderen Seite um die Finanzkraft des

Unternehmens. Bei leistungsstarken Versicherungen ohne Vertreter kann die lebenslange Rente bei 3600 Euro pro Monat beginnen und jedes Jahr um 1,7 Prozent steigen. Das führt zu einer Rendite von 1,2 Prozent pro Jahr, wenn die Frau mindestens 90 Jahre werden wird. Die Verzinsung ist kein Anlass, um in Jubelstürme auszubrechen. Das ist nach meinem Empfinden aber auch gar nicht nötig, weil im vorliegenden Fall einfache und solide Lösungen gefragt sind. Die private Zusatzrente beschert der Frau eine monatliche Gesamtrente von 5000 Euro, die ein „standesgemäßes“ Auskommen bietet.

Der dritte Streich ist der Umtausch der Eigenheime. Ich plädiere für den Verkauf des großen Eigenheims und den Kauf einer kleinen Wohnung. Das Objekt sollte nach Möglichkeit höchstens 500 000 Euro kosten und in erster Linie auf die Bedürfnisse der Frau zugeschnitten sein, weil sie mit hoher Wahrscheinlichkeit noch 20 Jahre in dieser Wohnung leben wird. Der Tausch wird für das eine oder andere Paar mit hohem Aufwand verbunden sein, doch ich will Ihnen einfach Mut machen, dass es durchaus lohnenswert sein kann, auch „alte Bäume“ zu verpflanzen. Wer in einem großen Haus auf dem Land verdorrt, kann in einer kleinen Wohnung in der Stadt aufblühen. Wichtig ist nur, die Sache nicht auf die lange Bank zu schieben. Sollte nach dem Tausch der Immobilien noch Geld übrig bleiben, würde ich das Kapital in Aktien stecken. Sie sind zurzeit die einzigen Anlagen, bei denen die Aussicht besteht, etwas Geld zu verdienen, und die Frau ist dank des Notgroschens, der beiden Renten und der Wohnung so gut abgesichert, dass sie alle Turbulenzen an den Börsen mit größter Gelassenheit aussitzen kann.

Der Autor ist Finanzanalytiker in Stuttgart.

Lateinamerikas Börsen sind ein Spielfeld für Mutige

Politische Hängepartie gefährdet Reformen in Brasilien / Aufsteiger ist Argentinien / Mexiko trotz Trump-Schock

mos. BUENOS AIRES, 12. Juni. Lateinamerikas Finanzmärkte erweisen sich wieder mal als Spielfeld für wagemutige Anleger mit starken Nerven. Selbst Profis fällt es schwer, Chancen und Risiken abzuwägen, beides gibt es zweifellos. Zuletzt überwohnen in der Einschätzung der Anleger offenbar die Risiken. In den letzten vier Wochen gaben die Kurse lateinamerikanischer Aktien gemessen am MSCI-Index für Lateinamerika um rund 4 Prozent auf Dollarbasis nach. Seit Jahresbeginn liegt der Index noch mit knapp 5 Prozent im Plus, hinkt jedoch deutlich gegenüber anderen Schwellenländern, vor allem aus Asien, hinterher. Innerhalb der Region fällt die Performance im Jahresverlauf bisher sehr unterschiedlich aus. Während Mexikos Bolsa den Schock der Wahl von Donald Trump in den Vereinigten Staaten besser als erwartet überwinden konnte, erhielt Brasilien durch neue innenpolitische Turbulenzen im Mai einen Schuss vor den Bug.

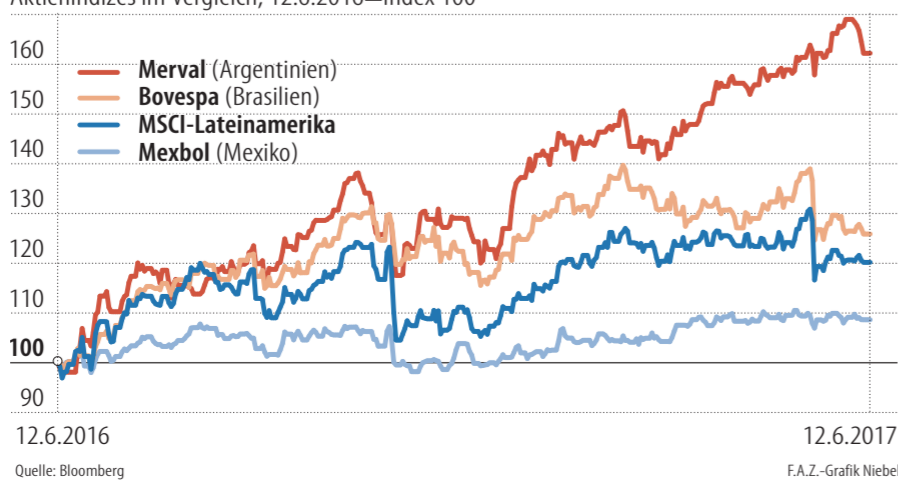
Mexikanische Aktien gewannen seit Jahresanfang in Dollar um 23 Prozent an Wert, was vor allem dem Wiedererstarben des Pesos zu verdanken ist. Doch auch die Konjunkturentwicklung Mexikos hält sich deutlich robuster, als Ende 2016 nach der Trump-Wahl befürchtet worden war. Das nordamerikanische Freihandelsabkommen, in dessen Rahmen Mexiko mehr als 80 Prozent seiner Exporte an den nördlichen Nachbarn liefert, will Trump nicht mehr kündigen, sondern nachverhandeln. Und bis auf den Autoterher Ford hat kein bedeutendes Unternehmen seine Investitionsprojekte in Mexiko annulliert.

In Brasilien verlief die Entwicklung an der Börse von São Paulo (Bovespa) ausgesprochen positiv – bis Mitte Mai abermals eine Bombe in der nicht enden wollenden Kette von Korruptionsskandalen platzte. Staatsanwälte veröffentlichten den heimlich aufgezeichneten Mitschnitt

eines Gesprächs zwischen Joesley Batista, dem Chef des weltgrößten Fleischproduzenten JBS, und dem brasilianischen Staatspräsidenten Michel Temer, in dem sich Temer seelenruhig Batistas Erzählungen von dessen Bestechungsroutine im Umgang mit Richtern und Politikern anhört und den Unternehmer daraufhin nicht etwa anzeigt, sondern zur Fortsetzung entsprechender Aktivitäten animiert. An der Börse brach nicht nur der Kurs von JBS ein. Auch die meisten anderen Standardwerte der Bovespa stürzten ab, ebenso wie der Kurs des brasilianischen Real. Der Grund: Die Anleger hatten auf einen Erfolg des Reformprogramms von Präsident Temer gesetzt, das Brasiliens Staatsfinanzen sanieren und einige der strukturellen Wachstumshemmnisse im Steuer- und Arbeitsrecht beseitigen soll. Doch ob Temers politisch und moralisch angeschlagene Autorität noch ausreicht, um die geplanten Reformen der Rentenversicherung und des Arbeitsmarktes durchs Parlament zu bekommen,

Argentinien Aktien liegen vorn

Aktienindizes im Vergleich, 12.6.2016=Index 100



Quelle: Bloomberg

FA.Z.-Grafik/Niebel

erscheint nun zweifelhaft. Das Risiko, dass sich die Reformen verzögern und inhaltlich verwässert werden, sei gestiegen, heißt es in einer Analyse der Bank JP Morgan. Sollte die Rentenreform scheitern, werde die Staatsverschuldung in den nächsten zehn Jahren statt auf 80 Prozent sogar auf 100 Prozent des Bruttoinlandsprodukts ansteigen. Das könnte die jetzt schon hohen Realzinsen in Brasilien weiter hochtreiben und die ohnehin bescheidenen Wachstumsperspektiven der Wirtschaft zusätzlich eintrüben. Für 2017 erwartet JP Morgan nur noch ein Nullwachstum der brasilianischen Wirtschaft.

Nach anfänglich dramatischen Einbrüchen haben sich die Kurse von Aktien und Währung Brasiliens zuletzt dennoch wieder gefangen. Gegenüber Jahresbeginn liegt der Bovespa-Index in Dollar sogar noch um 2 Prozent im Plus. Vor allem ausländische Anleger setzen offenbar darauf, dass die Reformen fortgesetzt werden – wenn auch mit Verzögerungen. Auf lange Sicht werde die Tendenz zu einem

Fortschritt der Reformen durch die jüngsten Wendungen der Politik nicht verändert, meint Ajay Kapur, Aktienstratege für Schwellenländer bei Bank of America Merrill Lynch. „Es kann sechs Monate, zwölf oder 18 Monate dauern, das wissen wir nicht. Aber wir vertrauen auf die Richtung“ des Reformkurses, darin sei er sich mit der Mehrheit der nicht brasilianischen Kunden der Bank einig.

Lateinamerikas Spitzenreiter ist derzeit die Börse von Argentinien, wo die Kurse in Dollar seit Jahresbeginn um 28 Prozent gestiegen sind. Am Río de la Plata setzen die Anleger auf die von dem liberal-konservativen Präsidenten Mauricio Macri eingeleiteten Wirtschaftsreformen, auch wenn die Konjunktur im Pampaland bisher noch nicht so recht anspringen will. Auftrieb für die bislang umsatzschwache und wenig kapitalisierte argentinische Börse bringt die Erwartung, dass die Bank Morgan Stanley Argentinien in Kürze wieder in ihren wichtigen Schwellenländer-Index aufnehmen wird. Das würde Argentinien für viele institutionelle Anleger wieder salonfähig machen. Aufgrund der wenig kapitalmarktfreundlichen Politik der Regierung von Expräsidentin Cristina Kirchner hatte Morgan Stanley Argentinien 2009 zu einem marginalen Markt herabgestuft. Magdalena Brennan von dem Börsenhändler Maxima warnt indes vor übertriebener Euphorie: „Die Börse ist schon sehr teuer.“ Das Erholungspotential nach dem Entkommen aus der „Kirchner-Hölle“ sei ausgeschöpft. Auch die erwartete Heraufstufung durch Morgan Stanley sei „in den Preisen schon drin“. Wer dennoch auf Argentinien setzen wolle, dem empfiehlt Brennan Aktien des Energiekonzerns Pampa Holding, der Bank Macro oder der Mediengruppe Clarin. Bessere Chancen sieht Brennan indes für argentinische Staatsanleihen. Nach den Wahlen im Oktober seien Maßnahmen zur Eindämmung des Staatsdefizits zu erwarten.

Verbot von Leerverkäufen hilft dem Kurs der Liberbank

Eine weitere spanische Bankaktie ist ins Zwielflicht geraten

gb. FRANKFURT, 12. Juni. Da wurden die Leerverkäufer auf dem falschen Fuß erwischt: Um nahezu 30 Prozent ist der Aktienkurs der spanischen Liberbank am Montag gesprungen, nachdem die spanische Finanzaufsicht ein zunächst bis zum 12. Juli befristetes Verbot von Leerverkäufen in der Aktie verhängt hat. Die Europäische Behörde für Wertpapier- und Marktaufsicht stimmte der Entscheidung zu und bemerkte: „Die gegenwärtigen Umstände im Zusammenhang mit Liberbank stellen ein negatives Szenario für das spanische Finanzsystem dar.“ Die zitierten „gegenwärtigen Umstände“ sind ein Kurssturz der Aktie an den vorausgegangenen Handelstagen, nachdem an der Börse Gerüchte kursierten, Liberbank könnte wie zuvor Banco Popular wegen fauler Immobilienkredite in große Schwierigkeiten gelangen.

Banco Popular wurde vorige Woche von der Bank Santander übernommen und damit vor dem Kollaps gerettet. Ob die Situation der Liberbank ähnlich dramatisch ist, wird allerdings von mehreren Finanzanalysten bezweifelt. „Die Liberbank ist nicht der Banco Popular“, konstatiert das Wertpapierhaus Kepler, das sein Preisziel für die Aktie bei 0,90 Euro belässt und die Aktie von „Reduzieren“ auf „Halten“ herauf-

stufte: „Wir sehen kein Szenario, bei dem Liberbank ein negatives Eigenkapital hätte.“ Das Wertpapierhaus Alantira Equities nennt ein Kursziel von 0,93 Euro und empfiehlt die Aktie zum Kauf. Die Liberbank ist 2011 durch Fusion dreier regionaler Banken entstanden und mit 900 Filialen vor allem in den Regionen Asturien, Kantabrien und Extremadura vertreten. Der Börsenwert beträgt 817 Millionen Euro.

Liberbank

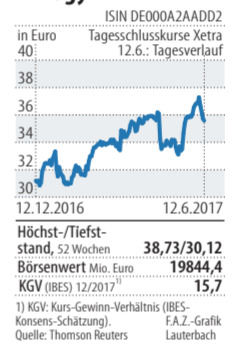


Tendenzen und Tipps

Innogy-Aktien heiß gelaufen

Die britische Investmentbank Barclays hat das Energieversorgungsunternehmen Innogy von „gleichgewichten“ auf „untergewichten“ abgestuft. Das Kursziel für die Aktie wurde aber auf 33 Euro belassen. Er schätzte zwar weiterhin das defensive Wachstumsprofil des Versorgers, allerdings seien die Aktien im Zuge der Spekulationen um eine mögliche Übernahme durch Engie zu schnell zu heiß gelaufen, schrieb Barclays-Analyst Stephen Hunt in einer Studie vom Montag. Seiner Meinung nach sei ein solcher Deal letztlich unwahrscheinlich, schreibt der Analyst.

Innogy



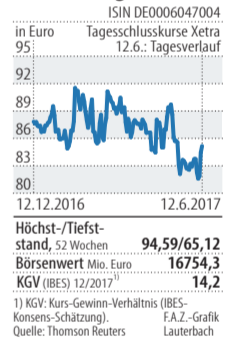
Fortschritte für Versorger Engie

Die britische Investmentbank Barclays hat Engie mit „Halten“ und einem Kursziel von 13,70 Euro in die Bewertung aufgenommen. Der französische Versorger habe beim Unternehmensumbau insbesondere mit Blick auf die geplanten Verkäufe Fortschritte erzielt, schrieb Analyst Stephen Hunt in einer Studie vom Montag. Nun jedoch gebe es neue strategische Herausforderungen. So müsse Engie in sehr kurzer Zeit die Weichen für nachhaltiges Wachstum stellen. dpa

Heidelberg-Cement kaufen

Die amerikanische Investmentbank Merrill Lynch hat Heidelberg-Cement nach der zuletzt unterdurchschnittlichen Kursentwicklung um zwei Stufen von „Verkaufen“ auf „Kaufen“ hochgestuft und das Kursziel von 78 auf 102 Euro angehoben. Analyst Arnaud Lehmann sieht mittlerweile eine attraktive Einstiegsmöglichkeit bei den Aktien des Baustoffkonzerns. Die Gewinnentwicklung dürfte in den kommenden Quartalen an Schwung gewinnen, schrieb der Fachmann in einer Studie vom Montag. Zudem profitiere der Konzern von einer günstigeren Refinanzierung. dpa

Heidelberg-Cement



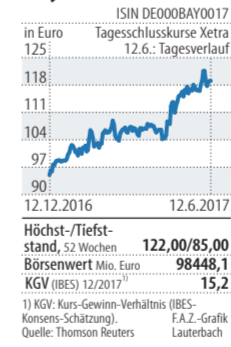
Fuchs Petrolub ist schon teuer

Die Investmentbank Equinet hat die Aktie des deutschen Schmierstoffherstellers Fuchs Petrolub von „Kaufen“ auf „Halten“ herabgestuft. Das Kursziel wurde dabei auf 47 Euro belassen. Die inzwischen hohe Bewertung des Unternehmens mit Sitz in Mannheim spiegelt die glänzende Zukunft des im M-Dax der mittelgroßen Werte notierten Konzerns nun schon wider, begründete Equinet-Analyst Knud Hinkel sein neues Votum in einer Studie vom Montag. dpa

Bayer kaufen

Die amerikanische Investmentbank Merrill Lynch hat Bayer von „Halten“ auf „Kaufen“ hochgestuft und das Kursziel von 120 auf 140 Euro angehoben. Die Aktien des Pharma- und Agrarchemiekonzerns würden mit einem Abschlag zur Branche gehandelt und seien attraktiv, schrieb Analyst Sachin Jain in einer Studie vom Montag. Eine Analyse des Agrarmarktes lege zudem ein gutes Chance-Risiko-Verhältnis nahe. Zudem spreche die neue Geschäftsstruktur für den Konzern, sollte die Übernahme von Monsanto funktionieren und Bayer bei Covestro komplett aussteigen. dpa

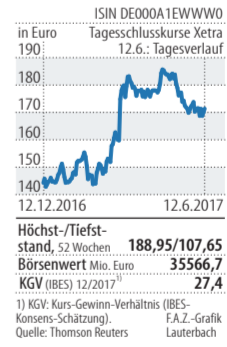
Bayer



Adidas wieder interessant

Die Frankfurter DZ Bank hat den Sportartikelhersteller Adidas aus Bewertungsgründen von „Halten“ auf „Kaufen“ hochgestuft. Der faire Wert der Aktie wurde hingegen auf 190 Euro belassen. Nach der jüngsten Kurskorrektur aufgrund von Gewinnmaßnahmen habe die Aktie des Sportartikelherstellers aus Herzensgenauigkeit nun rund 12 Prozent Luft nach oben, schrieb Analyst Herbert Sturm in einer Studie vom Montag. Die Fußball-Weltmeisterschaft im Jahr 2018 in Russland werde „erfahrungsgemäß schon ab dem vierten Quartal 2017 ihre positiven Schatten vorauswerfen“. dpa

Adidas



Die Internetfavoriten

Gestalten und schalten Sie Ihre Anzeige ganz einfach online:
www.faz.net/internetfavoriten
Ihre Fragen beantworten wir gerne: Telefon (069) 75 91-33 44

Bauen und Wirtschaft

www.wv-verlag.de
www.bauenundwirtschaft.com

Bürobedarf/-einrichtungen

Kopierer · Drucker · Bürotechnik
fotokopierer24.de
günstig · schnell · preiswert

Gesundheit und Wellness

Arzneischatz.de
Arzneimittelversand,
schnell und preiswert

Kunst und Antiquitäten

Kunst des 20. Jahrhunderts - An- u. Verkauf:
Beuys, Richter, Palermo, Baselitz, Warhol u.a.
www.artax.de

Münzen und Gold

www.muenzen-ritter.com
Münzhandlung RITTER - Düsseldorf
Ankauf - Verkauf - Beratung
Tel.: 0211-36780 0

Versandhandel/Shopping

Funktionsunterwäsche für Damen, Herren u. Kids direkt vom Hersteller
www.HERMKO.de

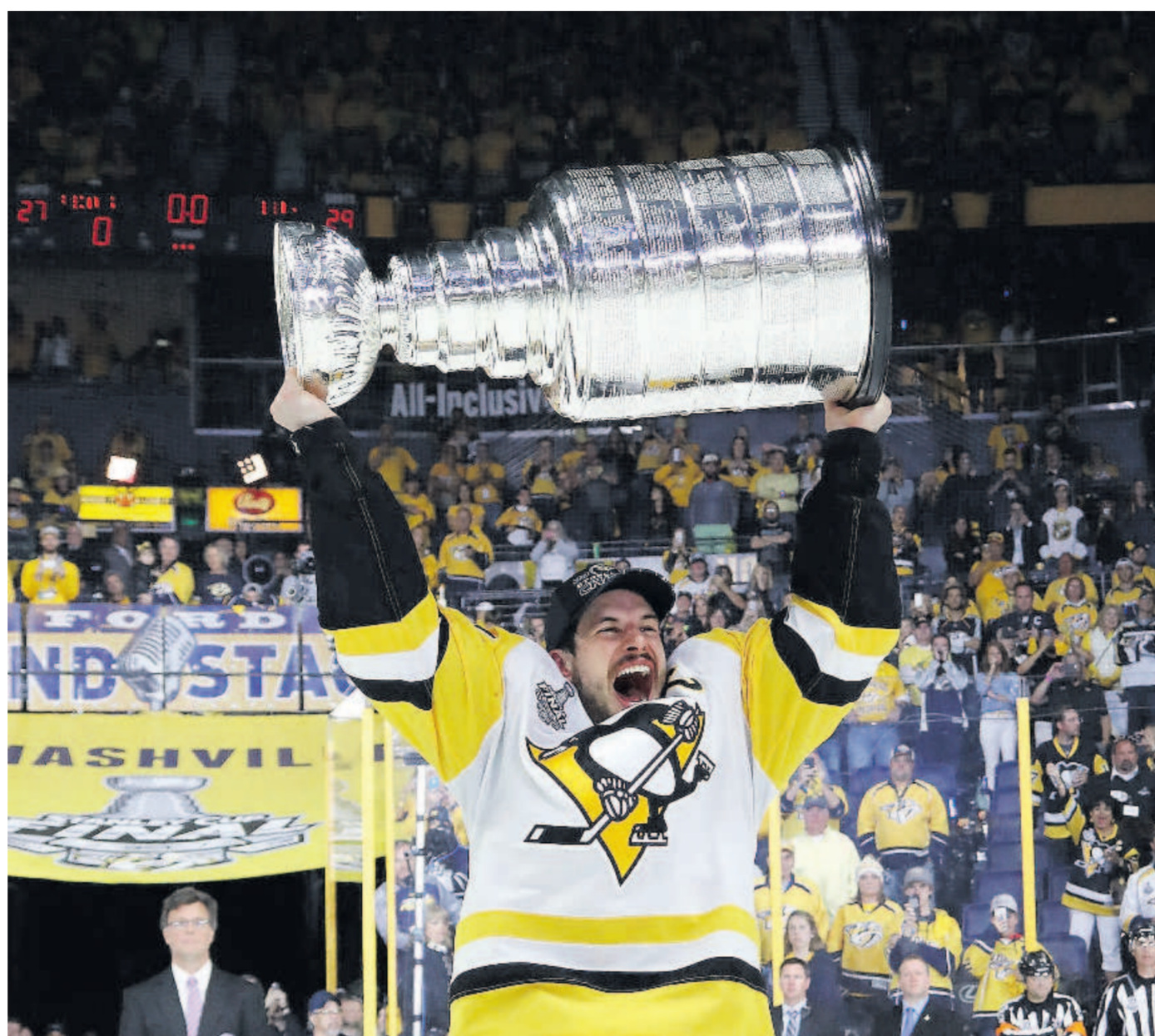
Pinguine als Wiederholungstäter

Nashville und die Predators swingen im Takt zwischen Honky-Tonk und Eishockey, aber Pittsburgh holt sich mit dem famosen Kapitän Sidney Crosby den zweiten NHL-Titel nacheinander.

Von Heiko Oldörp, Nashville

Die Eis-Skulptur in der Bridgestone Arena in Nashville sah beeindruckend aus. Sie zeigte die Maskottchen dieser Finalserie in der nordamerikanischen Eishockey-Liga NHL. Allerdings standen hier nicht der Säbelzahniger der Nashville Predators und der Pinguin der Pittsburgh Penguins friedlich nebeneinander. Nein, das Raubtier hatte sein Maul weit aufgerissen und war dabei, das Maskottchen des Gegners zu verschlingen. Die Botschaft des Künstlers für dieses sechste Endspiel war also klar.

Die Spieler von Nashville hatten den Mund nicht so voll genommen, waren aber zumindest zversichtlich, trotz eines 2:3-Serienrückstandes mit einem Heimsieg ein siebtes und entscheidendes Spiel in Pittsburgh erzwingen zu können. Da passte es, dass in der Stadt eine Eishockey-Begeisterung wie noch nie herrschte. Genau genommen war es eine Mischung aus Country-Musik und Begeisterung. Nashville hatte das Country-Musik-Festival „CMA“ zu Gast. Rund 200 000 Fans waren eigens dafür seit dem 8. Juni in die Stadt gekommen. Honkytonk verschmolz mit Hockey und wurde zu einer Symbiose der Superlative. Der sechsspürige Broadway entlang der Eishockey-Halle mit seinen berühmten Kneipen und Bars wurde für den Verkehr gesperrt und zur pulsierenden Partymeile. Nashville wollte feiern, singen, tanzen – und seine Predators siegen sehen. Aber es kam anders. 2:0 siegten die Penguins. In einem hochklassigen Match hatten beide Teams ihre Torchancen. Die Heim-



Jetzt noch wertvoller: Sidney Crosby stemmt die riesige Stanley-Cup-Trophäe mit Leichtigkeit.

Foto APF

mannschaft vergab Mitte des Schlussdritels ihre wohl beste Möglichkeit, als sie eine 5:3-Überzahlsituation nicht nutzen konnte. Und dann kam die vorletzte Minute. Penguins-Verteidiger Justin Schultz schoss den Puck hart, aber etwas unplatziert Richtung Tor. Die Scheibe verfehlte das Gehäuse zwar, prallte aber von der Bande zurück, genau vor den Schläger von Patric Hörnqvist. Pittsburghs Stürmer reagierte sofort, schoss aus spitzem

Winkel und hatte Glück, dass der Puck von Predators-Torwart Pekka Rinnes linke Arm ins eigene Netz prallte. Es gibt grandios herausgespielte Tore. Es gibt Tore, die mit unbändigem Einsatz erzwingen wurden. Und dann gibt es eben Tore wie dieses, 95 Sekunden vor Schluss. Glück und Geniestreich – das war Hörnqvist und seinen Mitspielern egal. „Es hat viele Menschen gegeben, die uns gesagt haben, dass wir den Titel

nicht verteidigen können. Und jetzt werden wir in einigen Tagen wieder eine Parade in Pittsburgh haben“, jubelte der Torschütze, der einst sechs Jahre lang für Nashville spielte. Sein Landsmann Carl Hagelin erzielte den Endstand. Der Titelgewinn sei „ein großartiges Gefühl“, so Hörnqvist, und sagte „viel über unser Team aus“.

Ein Team, dem erstmals seit den Detroit Red Wings 1998 zwei Meisterschafts-

gewinne nacheinander glückten. Eine Mannschaft, die erstmals in der sogenannten „salary cap era“ zweimal nacheinander Champion geworden ist. Gemeint ist die 2005 eingeführte Gehaltsobergrenze. Seitdem ist allen Mannschaften ein festes Budget vorgeschrieben – in dieser Saison sind es 73 Millionen Dollar. Es kommt nicht darauf an, wie viel Geld die Manager ausgeben, sondern wie.

Was die Pittsburgh Penguins derzeit am meisten vom Rest der Liga unterscheidet, ist ihr Kapitän, Sidney Crosby, der gegenwärtig wohl beste Eishockeyspieler der Welt. Er krönte sein persönliches Jahr der Superlative. Vor zwölf Monaten führte er Pittsburgh gegen die San Jose Sharks zum Stanley-Cup-Gewinn und wurde zum wertvollsten Profi der Finalserie (MVP) gewählt. Im September gewann Crosby mit Kanada den World Cup of Hockey. Auch bei diesem Turnier gab es keinen wertvolleren Akteur als ihn. In der NHL-Vorrunde hat der 29-Jährige die meisten Tore geschossen (44), war in der NHL-Finalserie der Top-Scorer (7 Punkte), bekam nun abermals von NHL-Commissioner Gary Bettman diesen 35 Pfund schweren Stanley Cup überreicht – und freute sich zudem wieder über die Conn Smythe Trophy als Play-off-MVP.

„Unser Erfolg fängt bei Sid an. Er ist einfach ein grandioser Mensch, hat einen riesigen Erfolgshunger, und ich denke, das ist wirklich ansteckend für die Mitspieler“, sagt Trainer Mike Sullivan. Crosby selbst wollte, wie so oft, nicht über sich reden, sondern lobte die Mannschaft und die Tatsache, dass es diese Penguins geschafft haben, den Fluch des Titelverteidigers zu beenden. „Zu wissen, wie hart es ist, zweimal nacheinander Meister zu werden – und dann festzustellen, dass man es trotzdem geschafft hat, ist pure Freude“, betonte Crosby.

Gut gelaunt war auch Tom Kühnhackl. Der Stürmer hatte vor einem Jahr noch alle Play-off-Partien bestritten, kam diesmal indes nur bei elf der 25 K.o.-Rundenspiele zum Einsatz. Dennoch reichte er freudestrahlend den Cup in die Höhe und drehte eine Ehrenrunde auf dem Eis. „Klar ist es schade, dass ich nicht so viel spielen durfte wie letztes Jahr. Trotzdem ist es etwas Besonderes, zweimal nacheinander den Stanley-Cup zu gewinnen. Deshalb bin ich einfach nur stolz, ein Teil der Mannschaft sein zu dürfen“, sagte Kühnhackl gegenüber dieser Zeitung. Nach Uwe Krupp ist er der zweite Deutsche, der zweimal NHL-Meister wurde.

Schnelles Aus für Joppich

EM: Fechter enttäuschen

TIFLIS (dpa). Uli Schreck war ziemlich bedient. „Das ging mir ein wenig zu schnell.“ So kommentierte der Florett-Bundestrainer das abrupte Aus des viermaligen Einzel-Weltmeisters Peter Joppich. 2:1 führte der 34-Jährige aus Koblenz im Viertelfinale der Europameisterschaften in Tiflis und verlor dann klar 2:15 gegen den Franzosen Jeremy Cadot. Noch größer war die Enttäuschung bei Benjamin Kleibrink. Für den Olympiasieger von Peking war nach dem 12:15 gegen den Zypri Alex Tofalides schon unter den Top 64 Schluss.

Beste Deutsche mit dem Säbel war die nationale Titelträgerin Anna Limbach. Die Dormagenerin wurde am Montag wie Joppich erst im Viertelfinale beim 12:15 von der Ungarin Liza Pusztai gestoppt. „Klar hätte ich das Gefecht gern gewonnen. Ich hatte einen guten Lauf“, sagte die Schwester des früheren Weltmeisters Nicolas Limbach. Den Auftritt der Säbeldamen, die erstmals vom neuen Bundestrainer Pierre Guichot betreut wurden, bezeichnete Sportdirektor Sven Ressel als erschreckend. „Anna Limbach hat gezeigt, dass sie ganz vorn mitfechten kann“, sagte Ressel.

Gut einen Monat vor der Heim-WM vom 19. bis 26. Juli in Leipzig lief es bei Kleibrink hingegen überhaupt nicht. „Es hat nicht so geklappt, wie ich wollte. Ich habe einfach nicht die Lampe angemacht“, ließ der Tauberbischofsheimer nach seiner frühen Niederlage wissen. Der Bonner André Sanita, 2016 EM-Dritter, verlor das deutsche Achtelfinalduell gegen Joppich 9:15. Alexander Kahl vom FC Tauberbischofsheim hatte unter den besten 32 ein schweres Los: Der russische Titelverteidiger und Olympia-Dritte Timur Safin war beim 09:15 eine Nummer zu groß.

Sport live im Fernsehen

EUROSPORT: 11 Uhr und 13.30 Uhr: Tennis, ATP-Turnier der Herren in Stuttgart. 17.30 Uhr: Leichtathletik, Paavo Nurmi Games in Turku.

(Durch kurzfristige Absagen oder Verschiebungen können sich Übertragungszeiten ändern.)

„Hirnverletzungen werden bagatellisiert“

VBG: Richtige Diagnose nur bei der Hälfte der Schädel-Traumata im Profisport

FRANKFURT. Schädel-Hirn-Verletzungen im Profisport werden nach Angaben der Verwaltungs-Berufsgenossenschaft (VBG) in Deutschland häufig bagatellisiert. Das geht aus dem jüngsten Sportreport der VBG vor, der dieser Zeitung vorliegt. Demnach gibt es bei Trainings- und Wettkampfunfällen jedes Jahr 40 000 Gehirnerschütterungen. „Nur die Hälfte wird erkannt“, heißt es in einer Mitteilung der VBG. Eine genaue Diagnose aber sei notwendig, um die entsprechenden Behandlungsschritte einleiten und dadurch nicht nur den primären Folgen wie Ödemen, sondern vielmehr auch den mittel- und langfristigen Schäden entgegenwirken zu können. Schädel-Hirn-Verletzungen können neben kognitiven und motorischen Defiziten auch chronisch-degenerative Prozesse im Gehirn nach sich ziehen, die unter Umständen erst Jahre später bemerkt werden. Zwar ist der prozentuale Anteil von Schädel-Hirn-Traumata an den Verletzungen in den ersten beiden Ligen in den vier Sportarten Basketball, Eishockey, Fußball und Handball (7200 pro Jahr) verhältnismäßig gering. Nach Erhebung der VBG treten die meisten Fälle beim Eishockey (8,6 Prozent) auf, vor Fußball (2,7), Handball (2,0) und Basketball (0,8). Die Folgen aber können fatal sein. Deshalb warnen die VBG-Experten eindringlich davor, leichte Kopfblutungen als „Bagatellverletzung“ abzuwerten. Es gelte, „alle Handelnden, aber

auch die Sportler selbst, zu sensibilisieren“. Bislang hatte es im deutschen Profisport zu diesen Schädel-Hirn-Verletzungen keine statistische Erhebung gegeben.

Nach Angaben der VBG haben in der Saison 2015/16 die Profis der untersuchten Ligen zweieinhalb Verletzungen im Schnitt erlitten. 80 Prozent aller in der vorvergangenen Saison eingesetzten Spieler verletzten sich mindestens einmal. Die summierten Ausfallzeiten betragen dabei im Mittel fast einen Monat, was einem Zwölftel der Gesamtarbeitsleistung der bezahlten Sportler entsprach. Im Vergleich zur vorangegangenen Saison sind die Verletzungszahlen leicht angestiegen. Analysiert wurden für den Report alle bei der VBG gemeldeten Fälle aus den genannten Sportarten. 2900 Spieler erlitten 7200 Verletzungen. Die Kosten der Heilbehandlung und für den Verdienstausschlag bis zum Stichtag der Auswertung (15. September 2016) betragen mehr als 8,5 Millionen Euro. Weil langfristige Heilungsprozesse, die über den Stichtag hinaus finanziert werden mussten, nicht mehr eingerechnet werden konnten, liegt der tatsächliche Aufwand deutlich über dieser Summe.

Mit ihrem Sportreport will die Verwaltungs-Berufsgenossenschaft nach eigenen Angaben zu besseren Präventions- und Rehabilitationslösungen beitragen, um langfristig ihre Ausgaben zu senken. Zwar hätten sich die Unfallzahlen und die

damit verbundenen Kosten in den vergangenen Jahren insgesamt rückläufig entwickelt, im Vergleich zu anderen Branchen seien sie im Profisport allerdings nach wie vor „überproportional hoch“, heißt es in der Mitteilung der Versicherung. Deshalb sah sie sich gezwungen, in diesem Jahr die Gefahrenklassen einzelner „Tarifstellen“ anzuheben. Konkret bedeutet dies, dass manche Profisportunternehmen stärker zur Kasse gebeten werden. Damit werde den Versicherten eine höhere finanzielle Planungssicherheit ermöglicht, weil sie nicht durch punktuelle Beitragserhöhungen belastet werden. Außerdem werde die Solidargemeinschaft der innerhalb der VBG versicherten Branchen entlastet.

Denn in den untersuchten acht Ligen zogen sich im Schnitt vier von fünf Spielern mindestens eine Verletzung pro Saison zu. Dabei ist Eishockey mit je 2,7 Verletzungen pro Spieler gemeinsam mit Handball die risikoreichste Sportart, gefolgt von Fußball (2,5) und Basketball (1,9). Basketball ist die einzige Sportart, in der die Ausfallzahlen im Vergleich zum Vorjahr signifikant zurückgegangen sind. Trotzdem ist die Ausfallquote im Profisport überproportional hoch. In anderen Berufszweigen verzeichnet die Versicherung nach eigenen Angaben etwa einen Arbeitsunfall pro Arbeitsleben. „Die Analysen der jährlichen Sportreports helfen der VBG, die Sportunternehmen bei der Gesunderhaltung ihrer Sportlerinnen und Sportler bestmöglich zu unterstützen“, behauptet Bernd Petri, Mitglied der VBG-Geschäftsführung. Laut dem Report kommt nur jede fünfte Verletzung (im Schnitt) aufgrund eines gegnerischen Fouls zustande. Eine intensivere gesundheitliche Prävention schon vor den Wettkämpfen könne das Ausfallrisiko also eindeutig minimieren, schreibt die VBG.

Der Analyse zufolge sind die häufigsten Verletzungen Zerrungen im Bereich der Oberschenkelmuskulatur nach Überbelastungen (Fußball) sowie Verstauchungen der Sprunggelenke nach einbeinigen Landungen bei Wurfbewegungen (Handball, Basketball). Lediglich beim Eishockey sind etwa ein Drittel (32 Prozent) der Verletzungen auf die Einwirkung von Gegenspielern zurückzuführen. Hier ist eine Verstauchung der Halswirbelsäule nach seitlichen Checks die häufigste Verletzungssituation. Die proportional überdurchschnittlichen Zahlen der Sportart auf dem Eis hängen laut VBG-Analyse mit der hohen Spieldynamik zusammen. JAN EHRHARDT



Spitzenreiter bei Kopfverletzungen: Eishockeyspieler leben mit Risiko.

Foto Imago

Spitzenleistung aus Franken



Wir sind stolz, dass mit unserer Unterstützung Franken zur Hochburg des deutschen Basketballs geworden ist.

Wir gratulieren unseren Bundesligakollegen medi Bayreuth und s.Oliver Würzburg zu einer tollen Saison und Brose Bamberg zur dritten deutschen Meisterschaft in Folge und dem Pokalsieg 2017.

Brose Fahrzeugteile in Coburg, Bamberg Hallstadt und Würzburg Basketball in Franken

brose



1860: Regionalliga im Grünwalder Stadion

MÜNCHEN (dpa). Der TSV 1860 München wird sich für die Regionalliga Bayern bewerben und plant mit einer Rückkehr in das altehrwürdige Grünwalder Stadion. Geschäftsführer Markus Fauser kündigte am Montag an, entsprechende Lizenzunterlagen „in den nächsten zwei Wochen“ beim Bayerischen Fußball-Verband (BFV) einzureichen. Der Verein geht fest davon aus, die Spielberechtigung als 19. Team der vierten Liga zu erhalten. BFV-Präsident Rainer Koch hat dies den Münchnern bereits signalisiert.

Zugleich sind die „Löwen“ entschlossen, aus der Allianz Arena des Stadtrivalen FC Bayern auszuziehen und wieder in ihrem traditionellen Heimstadion nahe dem Vereinsgelände zu spielen. „Darauf sind alle Planungen ausgerichtet“, sagte Fauser. „Die Allianz Arena macht für uns in der Regionalliga keinen Sinn“, ergänzte er. Eigentlich hat Sechzig bei Bayern noch einen gültigen Vertrag als Mieter. In den nächsten Tagen sollen Gespräche mit dem Rekordmeister geführt werden. Offen ist auch, ob das Grünwalder Stadion den Anforderungen genügt, sollte der Verein von der Regionalliga in die Dritte Liga aufsteigen. Diese Frage steht in Verhandlungen mit der Stadt München, die schon ihre Hilfe angeboten hat, im Vordergrund.

Fauser widersprach Spekulationen, wonach 1860 eine Insolvenz anstrebe, um Investor Hasan Ismaik loszuwerden. „Insolvenzvermeidung steht im Vordergrund“, sagte der Geschäftsführer. „Es ist nicht unser Ziel, auf einen Insolvenzantrag hinzuwirken.“ Weil Ismaik einen Millionenbetrag verwehrt, darf 1860 nicht in der Dritten Liga antreten. Der Geschäftsmann will seine Anteile am Klub aber offenbar halten.

In Kürze

RB Leipzig verpflichtet Konaté

Fußball-Bundesligaklub RB Leipzig hat die Verpflichtung von Ibrahim Konaté bekanntgegeben. Der 18 Jahre alte Innenverteidiger kommt vom Zweitligaverein FC Sochaux und unterschrieb einen Fünfjahresvertrag. Der Innenverteidiger bestritt bislang 17 Junioren-Länderspiele. „Er ist ein junger, hochveranlagter Spieler, der unsere Defensive verstärken wird“, sagte Sportdirektor Ralf Rangnick. Der in Paris geborene Konaté kann sowohl in der Innenverteidigung als auch im defensiven Mittelfeld eingesetzt werden. Der 1,92 Meter große Konaté bestritt in der vergangenen Spielzeit zwölf Zweitliga-Partien sowie ein Pokalspiel für Sochaux und erzielte dabei einen Treffer. (dpa)

1899 verlängert mit Amiri

1899 Hoffenheim hat den Vertrag mit Nadiem Amiri vorzeitig um zwei Jahre bis zum 30. Juni 2020 verlängert. „Wer sich die Liste der Klubs anschaut, die allein in den vergangenen Monaten Interesse an einer Verpflichtung von Nadiem hatten, kann erraten, was diese Vertragsverlängerung für die TSG bedeutet“, sagte 1899-Manager Alexander Rosen am Montag. Er hatte Amiri als damaliger Leiter des Hoffenheimer Nachwuchs-Leistungszentrums 2012 zur TSG geholt. Für Trainer Julian Nagelsmann ist Amiri ein „besonderer Spieler, weil er in aller Ruhe und Konsequenz vom außergewöhnlichen Talent aus unserer eigenen Akademie zu einem leistungsstarken Jung-Profi reifen konnte“. (dpa)

Pascal Hens beendet Karriere

Weltmeister Pascal Hens hat seine Karriere nach 18 Jahren Profi-Handball beendet. „Für mich ist es jetzt vorbei“, sagte der langjährige Spieler des HSV Hamburg. Bei der 22:25-Niederlage am vorigen Samstag gegen den THW Kiel hatte der 37-Jährige für Absteiger HBW Balingen-Weilstetten sein letztes Bundesliga-Spiel bestritten. Am Montag war er schon im Auto auf dem Weg zu seiner Familie in Hamburg. „Jetzt wird erst mal alles ein bisschen sacken gelassen“, sagte Hens. Der WM-Titel 2007 im eigenen Land war für Hens einer von zahlreichen Höhepunkten. Schon 2004 hatte der Rückraumspieler mit dem Nationalteam den EM-Titel geholt. 2011 wurde er mit dem HSV Hamburg deutscher Meister, 2013 Champions-League-Sieger. (dpa)

Starke erfolgreichster Jockey

Andreasch Starke ist jetzt auch offiziell erfolgreichster Jockey Deutschlands. Mit 2367 Siegen hat Starke bereits 60 Rennen mehr gewonnen als der 2012 verstorbene Peter Alafi, der seine Karriere mit 2307 Siegen beendet hatte. Für den 43 Jahre alten Starke waren in der vergangenen Woche 77 Siege aus seinen Gastspielen in den zurückliegenden Jahren in Hongkong und Japan in die deutschen Statistiken nachgetragen worden, womit Starke an Alafi vorbeizog. Das berichtete das Internetportal „GaloppOnline.de“ am Montag. Seine größten Erfolge erreichte Starke mit der Stute Danedream. Er ist achtmaliger Champion und siebenmaliger Derby-Sieger. (dpa)

Bamberger Uhrwerk

Maestro Andrea Trinchieri hat eine Mannschaft mit internationalem Niveau und italienischem Herz geformt. Doch die Familie ist inzwischen zu gut, um zusammenzubleiben.

Von Michael Reinsch

BERLIN. Eine unglaubliche Erfahrung sei diese Saison gewesen, sagte Andrea Trinchieri, er habe sich das vorher überhaupt nicht vorstellen können. Er glaube, sein Team habe gerade das 81. Spiel gespielt. Da irrte sich der Trainer des alten und neuen deutschen Basketball-Meisters Brose Bamberg denn doch. In Partie Nummer 76 dieser Spielzeit, mit dem dritten Sieg über Finalgegner Oldenburg, gewann der Italiener mit kroatischen und amerikanischen Wurzeln seine dritte deutsche Meisterschaft nacheinander. Zur Belohnung bekam er vom Klub-Eigentümer und Hauptsponsor Michael Stoschek vorzeitig einen neuen Vertrag über zwei Spielzeiten; seine Entlohnung von bisher knapp 500 000 Euro, die ihn zum bestbezahlten Trainer Deutschlands außerhalb des Fußballs machen dürfte, wird wohl signifikant aufgestockt werden.

Dem wie Spieler und Betreuer hat auch der 48 Jahre alte Mailänder die Begierlichkeit großer, zahlungskräftiger Klubs geweckt. In Pressekonferenzen und Interviews ist er um keine Antwort verlegen, doch vor allem fällt ihm im Spiel und zum Spiel stets etwas ein. Noch während der Punktrunde in der reiseintensiven Euro-League, in der die sechzehn besten Mannschaften des Kontinents gegeneinander spielen, gewann er zum ersten Mal den Pokal. Nach der Punktrunde, als er den Besten seiner Mannschaft im laufenden Betrieb ein wenig Erholung verschafft hatte, beeindruckte er in den Play-offs mit einer Mannschaft, deren Zusammenspiel schnurrt wie ein Uhrwerk. So viele und so schnelle Pässe wie Bamberg spielt zumindest in Deutschland niemand sonst. Im Halbfinale warf seine Mannschaft den Rivalen und Herausforderer Bayern München mit 3:0 Siegen aus dem Wettbewerb.

Als Finalist des Euro-Cup aus Kasan in der russischen Liga nach Bamberg gekommen, hat der Maestro mit dem barocken Körperbau eine Mannschaft von internationalem Niveau und mit italienischem Herz gebaut. Nicht nur die Veteranen der Mannschaft, der Grieche Nikolaos Zisis und der Italiener Nicolò Melli, sprechen italienisch miteinander und mit dem Coach; auch im Trainerstab herrscht italienischer Zungenschlag, in Sprache und Küche. Obwohl Trinchieri bleibt, wird die Familie wohl nicht zusammenbleiben. Melli hat sich in seinen zwei Jahren in Bamberg so spektakulär entwickelt, vom Flügelspieler mit gutem Wurf zu einer Art zweitem Aufbauspieler, der sich mit seiner Größe von 2,05 Meter auch unterm Korb behauptet, dass europäische Spitzenteams ihn mit Angeboten überschütten. Wahrscheinlich aber wird er das Angebot



Spaß muss sein: Andrea Trinchieri wird von Fabien Causeur geduscht.

Foto Imago

der Brooklyn Nets zum Wechsel in die NBA annehmen; in New York ist der ehemalige Bamberger und aktuelle deutsche Bundestrainer Chris Fleming Assistent.

Ebenfalls in die NBA zieht es Daniel Theis, auch sein Vertrag läuft aus. Denis Schröder, Aufbauspieler der Atlanta Hawks, schleifte in den Play-offs seinen Trainer Mike Budenholzer nach Bamberg, um ihm zu zeigen, welch ein spektakulärer Spieler sein Kumpel und Mannschaftskamerad aus Braunschweiger Tagen inzwischen vor allem am Korb geworden ist. Als Reservspieler, habe der Coach geurteilt, sei Theis schon für ein paar Minuten gut, erzählte Schröder. Ob dies eine gute Aussicht für den Schritt nach Amerika ist, wird sich Theis gut überlegen.

Er brauche nicht mehr Spieler fürs kommende Jahr, konstatierte Trinchieri, und Stoschek nahm die Vorlage gern auf. Qualität gehe vor Quantität, sagte er, wer ersetzt werde, werde hervorragend ersetzt.

Vor einem Jahr fand Sportdirektor Daniele Baiesi sogar einen Profi, der den überraschenden Aufbauspieler Brad Wanamaker ersetze. Für den Riesenathleten aus den Vereinigten Staaten kam der wieselflinke Linkshänder Fabien Causeur – und trug sein Team durch die Play-offs. Auch Baiesi wird Bamberg verlassen.

Trinchieri mochte nach dem Titelgewinn nicht über die Zukunft sprechen, sondern kündigte an, den Main-Donau-Kanal auszutrinken. Doch auch er wird sich etwas einfallen lassen müssen, um Bamberg in der Nahrungskette des Profibasketballs weiter oben etablieren zu können. Langfristige Verträge sollen gerade junge Spieler wie Maodo Lo und Aleksej Nikolic, Arnolds Kulboka und Louis Olinde binden, die er zwar gelegentlich anbrüllt, denen er aber im Training und im Spielbetrieb jede Hilfe angeheihen lässt. Dies sei eine Spieler-Liga, klagte der Italiener über die eng getaktete Euro-League; als Trainer habe man kaum Mög-

lichkeiten, einzugreifen. Das komplexe Spiel seiner Mannschaft und die Fortschritte, die nicht nur junge Spieler in seinem System machen, widerlegen ihn.

Damit der Klub aus der 70 000-Einwohner-Stadt mit den Großen der Branche mithalten kann, soll Trinchieris Team in eine größere Halle ziehen. 10 000 Plätze wird der Neubau haben, den Stoschek plant, und damit kaum weniger als die Red-Bull-Arena, in die Rivalen Bayern München umziehen will. „Deutschland hat einen eher amerikanischen Ansatz gegenüber Basketball“, hat Trinchieri einmal gesagt. „Und großartige Hallen mit tollem Publikum.“ Er wird, entgegen der amerikanischen Schule, weiter athletische, vielseitige und intelligente Spieler sammeln, und dabei, wie Profis und Assistenten gleichermaßen beschreiben, Charakter gegenüber Virtuosität bevorzugen, Teamfähigkeit vor der Fähigkeit zu großen Soli. Und Publikum wie Gegner immer wieder zu überraschen suchen.

Vollgas neben der Strecke

Der Speed zwischen den Rennen verleiht dem Formel-1-Duell zwischen Vettel und Hamilton die Spannung

F.A.Z. FRANKFURT. Mit Tempo 196,7 über die Île Notre-Dame im St.-Lorenz-Strom; im Schnitt, gut anderthalb Stunden lang, sieht man vom einzigen Boxenstopp ab: Lewis Hamilton flog beim Großen Preis von Kanada am Sonntag zu seinem sechsten Sieg in Montreal allen auf und davon, zehn Jahre nach seinem ersten Grand-Prix-Erfolg. Prompt startete die Motorsportwelt verdutzt. In Monaco vor zwei Wochen weit zurück nur Sechster, dann deprimiert und kleinlaut bei der Analyse. Da haderte der Engländer mit unerklärlichen Problemen, seine Reifen auf die richtige Temperatur zu bringen. Mit ihm sprach die gesamte Teamführung von einem Rätsel. Ganz gelöst ist es angeblich noch nicht. Trotz der großen Sause in Kanada, die dank des zweiten Ranges von Valtteri Bottas zum ersten Doppelerfolg der Silberpfeil-Crew in dieser Saison führte. Aber eine Erklärung für die Beschleunigung gibt es doch: das Tempo des Rennstalls, wenn die Räder stillstehen. Tag und Nacht ist nach Darstellung von Mercedes in der Fabrik gearbeitet worden, auch am Wochenende. „Die Jungs haben so viel Arbeit reingesteckt, um das Ruder herumzureißen“, sagte Hamilton, „wir haben es Ferrari heute richtig gezeigt.“

Ob Ferrari so überrascht ist von den Pendelbewegungen im Duell mit Mercedes? Die Spitzenteams haben schon vor Wochen vom Entwicklungswettkampf abseits der Rennstrecke gesprochen. In Montreal ist deutlich geworden, was das bedeuten kann: Einen Wechsel von Chancenlosigkeit bis zur Dominanz innerhalb weniger Tage. Keck und nicht ganz frei von einem stichhaltigen Argument sprach Hamilton von einer Halb-Gas-Tour am Sonntagmittag. Sechs Runden vor dem Ziel eröffnete er das Finale seines Solos mit der „schnellsten Runde“ des Tages. Hamilton riskierte diese Machtdemonstrati-

on aber nicht aus Eitelkeit, wie er beteuerte, gewiss nicht. Der dreimalige Weltmeister wollte den Herren Ingenieuren zu Diensten sein. Damit die Denker erfahren, was der Renner wirklich zu leisten imstande war. Schließlich brauchen die Techniker Grenzwerte als Basis der nächsten Steigerung und keine Datensammlung einer „Spazierfahrt“.

So viel Leichtigkeit nach der Schwermut von Monaco soll Ferrari und Vettel zu setzen. Hart gekämpft, mit dem Messer zwischen den Zähnen, dem Schweiß auf der Stirn, schoss Vettel durchs Feld und wurde nach drei Siegen und drei zweiten Plätzen doch „nur“ Vierter. Größer kon-

te der Gegensatz nicht sein. Aber der Augenschein täuscht ein bisschen: 35,9 Sekunden hinter Hamilton ins Ziel zu kommen wäre, sollte es eine Echtzeit sein, ein herber Rückfall in die für Ferrari so ernüchternde Saison 2016. Einen Absturz aber hätte man Vettels Antlitz nach der Zieldurchfahrt angesehen. Die Enttäuschung hielt sich in Grenzen: „Schade, das Auto war zu mehr in der Lage.“ Der Fahrer auch. Wenn der Red-Bull-Kollege Max Verstappen Vettel nicht schon 350 Meter nach dem Start den Ferrari rasiert hätte unter Umkehrung des Konzernslogans: Flügel gestützt statt verliehen. Das passiert im Eifer des Gefechts. Vettel, seit

2016 mit Verstappen verbunden nach Vollkontakt-Erfahrungen inklusive gegenseitiger Vollidioten-Bewertung, nahm es gelassen. Was das verlässlichste Zeichen ist für ein unerschütterliches Vertrauen in die Siegfähigkeit seines Boliden. Der Heppenhäuser schaffte es, nach dem Malheur samt „Nasen“-Wechsel vom letzten Rang aus noch Vierter zu werden dank elf Überholmanövern auf der Strecke. Ein Action-Programm nach dem Geschmack der rund 90 000 Fans. Schließlich drückte sich der Hesse in der Schlussphase mit vollem Risiko in einer Bremszone an Esteban Ocon im Force India samt Mercedes-Antrieb vorbei. In der vorletzten Runde ließ er auch dessen widerborstigen Teamkollegen Sergio Perez hinter sich. Diese Tour um Zentimeter entlang an den Mauern war ein „Spaß“ (Vettel). Das Ergebnis aber suboptimal. Weil die Analyse Vettels Sicht bestätigte. Es war mehr drin für Ferraris Frontmann. Der Tausch des Frontflügels kostete acht Sekunden, das Hinterherjagen im Verkehr machte einen zusätzlichen Reifenwechsel nötig. Macht summa summarum einen Zeitverlust von wenigstens 31 Sekunden.

Dabei ist die Behauptung von Ferrari, Trümmer des Frontflügels hätten den Unterboden beschädigt und das Auto um 0,2 Sekunden pro Runde gedrosselt (über 65 Touren) nicht berücksichtigt. Es hätte also einen spannenden Zweikampf geben können mit Hamilton auf der Piste. Vorausgesetzt dessen Geschichte vom „Halbgas“ an der Spitze, fast zwanzig Sekunden vor Bottas im identischen Auto, dient zur Verunsicherung der Konkurrenz. Soll doch Ferrari rätseln, wie schnell Mercedes wieder schneller sein kann. Das Ergebnis erhöht jedenfalls die Spannung. Vettels Vorsprung in der Fahrerwertung ist nach sieben von zwanzig Grands Prix auf zwölf Punkte geschmolzen.



Hart gekämpft und doch „nur“ Vierter: Ferrari-Pilot Sebastian Vettel

Foto dpa

„Ungeeignet“: Kritik an Daum

In Rumänien vor dem Aus

BUKAREST (dpa). Christoph Daum sieht sich nach den herben Rückschlägen in der Qualifikation zur Weltmeisterschaft 2018 in Russland scharfer Kritik ausgesetzt. „Nicht die Spieler sind schuld. Für Daum ist der rumänische Fußball etwas Unbekanntes, und er ist für den Nationaltrainer-Posten ungeeignet“, urteilte der frühere Auswahlcoach Victor Piturca nach dem 1:3 gegen Polen. Wie schlecht die Stimmung rund um die Auswahl ist, die als Vierter der Gruppe E nur noch minimale Chancen auf Platz zwei und die WM-Relegation hat, zeigt dies: Der Test an diesem Dienstag in Cluj gegen Südamerika-Meister Chile droht vor halbleeren Rängen stattzufinden. Es könnte Daums Abschiedsspiel sein, wie „Libertatea“, die größte Boulevardzeitung des Landes, spekulierte. Nachfolgekandidaten seien Ladislau Bölöni, der ehemalige Nationalcoach Mircea Lucescu und der frühere Nationalspieler Cosmin Contra, heißt es unter Berufung auf nicht näher genannte Verbandsquellen. Die Entscheidung wird nach dem Chile-Spiel erwartet. Verbandschef Razvan Burleanu wolle so sein Image retten, hieß es. Da Daums Vertrag bis 2018 läuft, sei eine hohe Abfindung fällig.

Der vor elf Monaten nach dem Vorrunden-Aus bei der EM in Frankreich geholt Daum will von Rücktritt nichts wissen. „Seit Wochen stellt man mir dieselbe Frage, und ich verstehe nicht, warum“, sagte Daum dem „Kicker“ (Montag). Schon bei seinem Amtsantritt habe er Demut und Geduld eingefordert: „Wir müssen am Aufbau einer neuen Generation arbeiten, in die Jugend investieren“, sagte der 63-Jährige. Die Spieler nehmen Daum in Schutz. „Er ist mit einem neuen Konzept gekommen und will seine Denkart auf uns übertragen. Ich glaube aber, dass er nur schwer schnelle Ergebnisse liefern kann“, sagte Kapitän Vlad Chirices.

Amerikaner machen Boden gut

MEXIKO-STADT (dpa). „Es wird bis zum Schluss eine große Herausforderung sein, aber ich bin zufrieden damit, wo wir jetzt stehen. Wir haben einigen Boden gutgemacht.“ Das sagte Bruce Arena, der Trainer der amerikanischen Fußballnationalmannschaft, nach dem 1:1 seines Teams in der WM-Qualifikation in Mexiko. Das Remis durch Michael Bradley's frühen Treffer (6. Minute) und den Ausgleich von Carlos Vela (23.) sorgte für eine gewisse Erleichterung bei den Amerikanern. Arena wusste, dass eine Niederlage im Aztekenstadion eine schwere Hypothek gewesen wäre. „Nach dem schlechten Start in die Sechsergruppe ist jeder Punkt Gold wert“, sagte Kapitän Bradley. Unter Arena bleibt das Team in der finalen Ausscheidungsrunde Nord- und Mittelamerikas auch im dritten Spiel ungeschlagen. Panama (6 Punkte) kann die Amerikaner (8) am Mittwoch wieder vom dritten Platz verdrängen, Costa Rica (8) mit einem Sieg gegen Trinidad und Tobago auf Platz zwei davonziehen.

Fußball-WM in beiden Koreas?

SEOUL (dpa). Südkoreas neuer Präsident Moon Jaein wünscht sich eine Ausrichtung der Fußball-Weltmeisterschaft 2030 durch sein Land gemeinsam mit Nordkorea und anderen Ländern der Region. Im Gespräch mit dem Präsidenten des Fußball-Weltverbandes Fifa, Gianni Infantino, am Montag in Seoul äußerte Moon seine Hoffnung, dass diese WM in mehreren Ländern Nordostasiens einen Beitrag zum Frieden in der Region leisten könnte. Er habe Infantino gebeten, Interesse an diesem Angebot zu zeigen, teilte Moons Büro mit. Der linksliberale Moon hatte im Mai sein Amt mit dem Vorsitz angetreten, wieder stärker auf das internationale weitgehend isolierte Nordkorea zuzugehen. Zwischen beiden Ländern herrscht infolge der aktuellen Spannungen derzeit Funkstille.

Auch Iran für WM qualifiziert

TEHERAN (dpa). Der Iran hat sich als dritte Mannschaft nach Gastgeber Russland und Rekordchampion Brasilien für die Fußball-Weltmeisterschaft 2018 in Russland qualifiziert. Das iranische Nationalteam gewann am Montag in Teheran gegen Usbekistan 2:0. Sardar Azmoun (23. Minute) und Mehdi Taremi (88.) erzielten die Treffer.

Ergebnisse

Rad, Tour de Suisse, Männer (1166,30 km), 2. Etappe Menziken-Bern (159,30 km): 1. Matthews (Australien) - Team Sunweb 3:49:48 Std., 2. Sagan (Slowakei) - Bora-hansgrohe + 0 Sek., 3. Degenkolb (Frankfurt) - Trek



This year, Montreal has more than one champion.



Unermüdlich besser werden

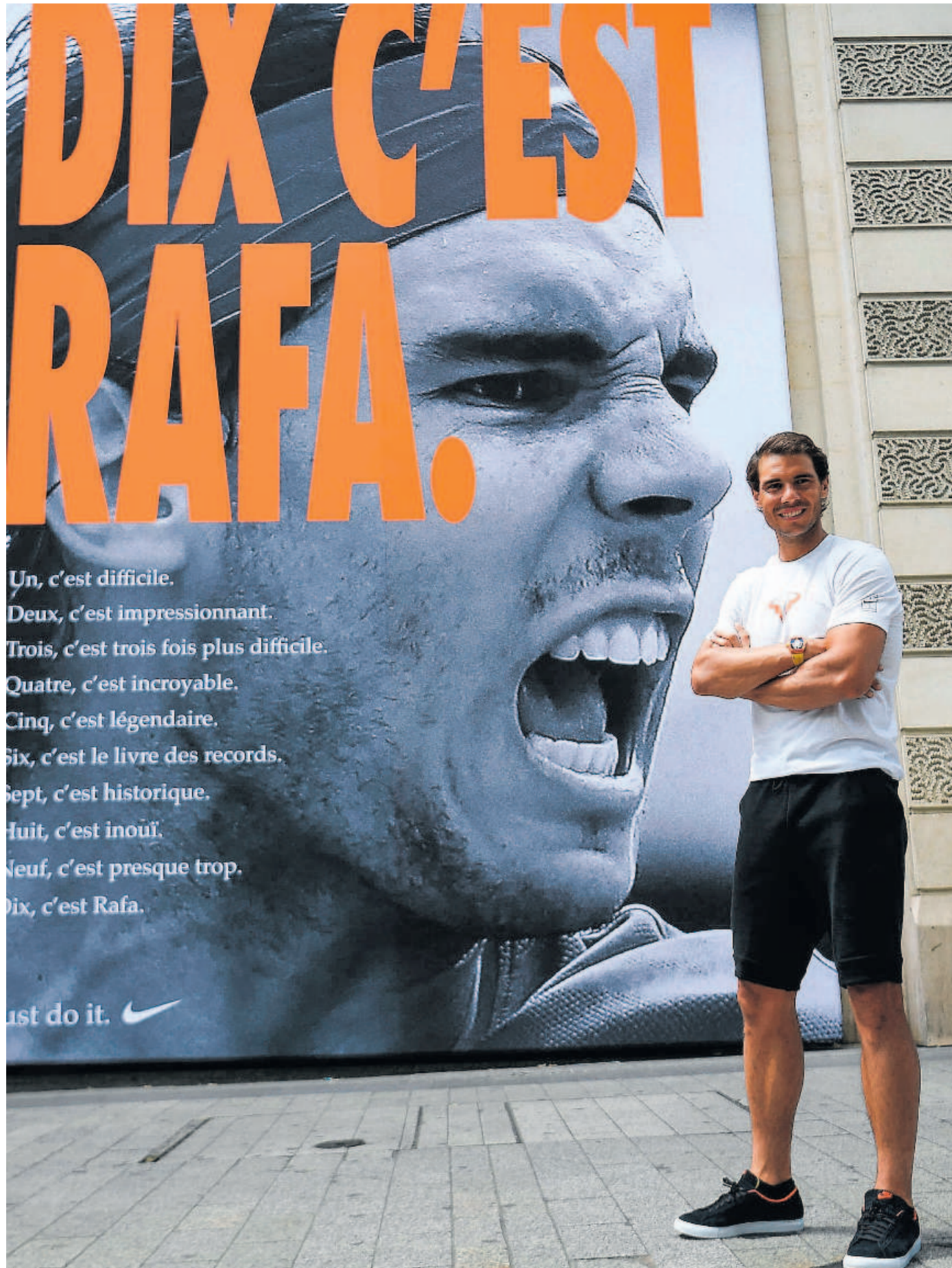
Rafael Nadals zehnter Titel von Paris ist eine monumentale Leistung. Das Geheimnis dahinter teilt er mit dem Rivalen Federer.

Von Doris Henkel, Paris

Prinzipiell ist in der Vitrine noch Platz. Im kleinen Museum der Rafa Nadal Academy, die im vergangenen Herbst in der Heimatstadt des Helden auf Mallorca eröffnet wurde, stehen akkurat aufgereiht die Repliken seiner wertvollsten Trophäen. Bisher sah die Konfiguration so aus: neun aus Paris in der oberen Reihe, darunter zwei aus Wimbledon und eine aus Melbourne, ganz unten die beiden aus New York. Die Nummer zehn aus Paris ist leicht unterzubringen, aber was macht er mit dem großartigen Sonderpreis, den er passenderweise von seinem Onkel überreicht bekam? Die Nachbildung des Coupe des Mousquetaires in Originalgröße mit den Jahreszahlen seiner zehn Siege und seinem Namen auf dem Sockel braucht mehr Platz als die anderen, und er wird alles überragen.

Schöne Probleme sind das. Die Folgen einer historischen Tat. In den Stunden nach seinem Sieg am Sonntag in Paris über Stan Wawrinka, der ihn mit der allergrößten Souveränität zum zehnten Titel führte, rollten in den sozialen Netzwerken die Glückwünsche der Kollegen an. Bin sprachlos – unglücklich – magisch, diese Worte kamen fast immer vor. Der Preis für den witzigsten Glückwunsch geht an den Brasilianer Bruno Soares, Doppelspezialist und stolzer Besitzer zweier Grand-Slam-Titel. Der schrieb: Ist leicht, zehntmal die French Open zu gewinnen, wenn du Rafa bist. Würde gern sehen, ob Rafa so viel gewinnen würde, wenn er ich wäre.

Was La Decima für den Spanier bedeutet, war schon in den ersten Momenten auf dem Podium zu sehen, als er den Pokal wie einen Schatz liebte. Hingebungs-voller als sonst. Der Sieg ist die Bestätigung einer alten Gewissheit – dass die Namen Rafael Nadal und Roland Garros für immer zusammengehören. Aber auch einer relativ neuen. Wie bei Roger Federer, dessen renovierte Rückhand wesentlichen Anteil etwa am Titel bei den Australian Open hatte, ist auch Nadal mit der Hilfe seines Onkels Toni Nadal und seines neuen Coaches Carlos Moyá ständig auf der Suche nach Verbesserungen. Der in diesem Finale chancenlose Wawrinka findet, Nadal habe nie besser gespielt. Er selbst sagt: „Ich weiß nicht. Vielleicht ja, vielleicht nein. Aber ich hab keinen Satz verloren, also hab ich vermutlich gut gespielt.“



Die zwei Gesichter des Rafael Nadal: Einmal kämpferisch, wild entschlossen und zum anderen freundlich-entspannt.

Foto AFP

Reise zur magischen Marke

Speerwerfer Röhler nimmt die 100 Meter ins Visier

mr. JENA. Usain Bolt hat im Nationalstadion von Kingston Abschied genommen vom jamaikanischen Publikum. Gleichzeitig zeigte sich der voraussichtlich nächste 100-Meter-Star der internationalen Leichtathletik. Bei sich zu Hause, auf der Trainingswiese Obere Aue an der Saale, organisierte und gewann am Wochenende Thomas Röhler das zweite Sportfest „Javelin Jena“. Olympiasieger Röhler rennt nicht die hundert Meter, sondern er wirft den Speer. Die Experten sind sich einig: wohl bald hundert Meter weit.

Das wäre eine Sensation. Der Weltrekord steht seit mehr als zwanzig Jahren bei 98,48 Meter. Jan Zelezny aus Prag erzielte die famose Weite – in Jena. Sie ist nur deshalb als Bestmarke anerkannt, weil der Leichtathletik-Weltverband IAAF



„Eines Tages ist es möglich.“ Thomas Röhler hat die 100 Meter jedenfalls ins Visier.

Foto Imago

1986 einen neuen Speer vorschrieb, dessen nach vorne verlagertes Schwerpunkt eine steilere Flugkurve nach Erreichen des Höhepunkts auslöst. Anlass war der unglaubliche Weltrekord von 104,80 Meter, den Uwe Hohn beim Sportfest „Olympischer Tag“ im Juli 1984 im Jahn-Stadion von Ost-Berlin aufstellte. DDR-Ärzte und Trainer schrieben Hohn in diesem Jahr den Einsatz von Anabolika (Oral-Turinabol) zu, eine Tagesdosis von 1135 Milligramm bei Einnahme.

Hohn widerspricht der Vorstellung, die IAAF habe damals verhindern wollen, dass der Speer so weit fliegen kann. „Der Speer sollte nicht mehr so flach aufkommen wie vorher“, sagt er. „Die alten Speere haben nach der Landung praktisch noch mal beschleunigt und sind zwanzig, dreißig Meter weit gerutscht.“ Der 54-Jahre alte Neuruppiner, Trainer seiner australischen Partnerin Kathryn Mitchell, des Chinesen Zhao Qinggang und der besten indischen Speerwerfer einschließlich des

„Mein Feuer erlischt nicht“

Federer ist explosiv auf dem Platz und lobt die Tennisrivalen Nadal und Djokovic

STUTTGART. Roger Federer musste bei der Frage schmunzeln: „Nein, ich hätte Rafa gestern bestimmt auch nicht geschlagen.“ Die Schweizer Tennis-Ikone hat den zehnten Triumph ihres alten Rivalen Rafael Nadal bei den French Open zwar nur oberflächlich und aus der Ferne verfolgt, dennoch ist sie sich sicher: „In der Form, in der ich mich auf Sand präsentiert hätte, wäre ich ohne Chance gewesen.“

Im Alter von fast 36 Jahren verstrickt sich Federer nicht mehr in fast aussichtslose Kämpfe. Nach seinem glorreichen Start ins Tennisjahr mit Siegen bei den Australian Open, Indian Wells und Miami verzichtete der Schweizer auf die komplette Sandplatzsaison, um seinem Körper und seinem Geist eine Regenerationspause zu geben. „Damit ich noch lange erfolgreich spielen kann.“ Die Entscheidung fiel ihm gar nicht so schwer, denn Sand ist ohnehin der Belag, den er am wenigsten liebt, und allzu viele Welttranglistenpunkte hatte er nicht zu verteidigen.

Federer fühlte sich müde nach Miami und ahnte schon, dass Nadal in Paris kaum zu bezwingen sein würde. „Was Rafa geleistet hat, kam für mich nicht un-

bedingt überraschend. Schon in Australien hat er angezeigt, was auf Sand kommen könnte. Und in Miami habe ich noch auf dem Platz gesagt, dass er die Sandplatzsaison zerstören wird. Dass er es so durchziehen konnte, ist absolut gigantisch.“

Die sagenhaften Comebacks der Altmeister nach ihren Verletzungspausen faszinieren die Tennisfans, wenn sie so fröhlich weiterspielen, könnten sie gegen Ende des Jahres sogar um die Spitze an der Welttrangliste kämpfen. „Ich traue das Rafa durchaus zu, aber ich glaube nicht, dass er darauf schaut.“ Genauo geht es ihm: „Mein Fokus liegt darauf, gesund zu bleiben und Turniere zu gewinnen. Mein großes Saisonziel ist Wimbledon.“ Dort, auf seinem geliebten Rasen, wird er der Favorit sein, wenn er auf Nadal treffen sollte. „Aber ich weiß nicht, wie viele Pfeile ich noch im Köcher habe.“ Im Moment, nach zehn Wochen Spielpause, fühlt sich Federer, als könnte er Bäume ausreißen. „Mein Körper macht im Moment überhaupt keine Probleme, der Rücken ist gut, das Knie hält gut, ich bin explosiv auf dem Platz.“

Am Mittwoch wird er beim Mercedes Cup in Stuttgart zum ersten Mal nach sei-

nem Turniersieg in Miami wieder aufschlagen, und er spürt wieder den Kitzel: „Wenn man Match auf Match spielt, wird es zur Normalität, das Feuer erlischt ein bisschen. Bei mir ist das nicht der Fall, und es wird auch nicht mehr der Fall werden. Denn ich werde nicht mehr so viel spielen, ich werde auf die richtige Balance zwischen Pause, Training und Spiel achten.“

Diese Einstellung ist die Lehre aus seinem Verletzungspech, das ihn vor über einem Jahr befiel: Schulter, Fuß, Knie und Rücken meldeten sich nach der jahrelangen Belastung: „Mein Körper machte mit mir, was er wollte, ich hatte ihn nicht mehr im Griff.“ Jetzt pflegt er ihn besser und verzichtet auf gefährliche Eskapaden wie Fußballspielen, Squash oder Skifahren. „Ich bin total erleichtert, ich gehe frisch und fit in die Rasensaison, das ist eine große Erleichterung für mich, denn manchmal sind Trainingsblöcke gefährlicher als Turniere, die kennt der Körper besser.“

In Nadals Pariser Triumph sieht Federer keine Inspiration für sich und Wimbledon: „Das ändert nichts an meiner Situation, höchstens dass Rafa mit viel Selbstbewusstsein nach Wimbledon kommen wird, was nicht ideal für mich ist.“ Er hat sich vorgenommen, sich in London nicht nur auf sein Serve-und-Volley-Spiel zu verlassen. „Ich glaube, ich bin gefährlicher, wenn ich den Mix finde zwischen dem Nach-vorne-Gehen und dem Attackieren von der Grundlinie. Aber im Rasentennis kommt es auch viel auf das Reagieren an, schauen, was kommt. Antizipation war immer meine Stärke: Wie macht man am besten seine Breakbälle, wie wehrt man sie am besten ab. Da muss ich mich wieder reinfinden. Aber ich bin optimistisch. Im Training habe ich supergut gespielt.“

Einen Gegner wird er gewiss nicht unterschätzen: Novak Djokovic. Der Serbe steckt zwar in einer Krise, aber Federer ist sich sicher: „Er hat ein sehr schwieriges Jahr und spielt für seine Verhältnisse schwach. Aber er ist ein viel zu guter Spieler, als dass es so anhalten wird. Er wird wieder in den Kampf um die Nummer eins eingreifen. Ich erwarte einen starken Djokovic in der nahen Zukunft.“

PETER HESS



Fit nach zehn Wochen Spielpause: Tennisprofi Roger Federer

Foto dpa

Leichtathletik muss bluten

Riss im olympischen Sport

Von Michael Reinsch

B ravo, könnte man aus der Reaktion des Leichtathletik-Weltverbandes IAAF herauslesen, dass ihr mit der Aufnahme der Mixed-4x400-Meter-Staffel ins Programm der Olympischen Spiele etwas für die Gleichstellung der Geschlechter tut. Wir verstehen, dass ihr bei der Teilnehmerzahl fest bleibt, obwohl uns das 105 Startplätze kostet (jetzt: 1900). Doch Thomas Bach dürfte vor allem etwas anderes ins Auge springen: Die Warnung, die sich in der Reaktion der IAAF auf die jüngsten Beschlüsse des Internationalen Olympischen Komitees zum Programm der Sommerspiele 2020 in Tokio verbirgt. Die Zahl ihrer Teilnehmer zu verringern, lassen die Leichtathleten wissen, „wird unvermeidlich Auswirkungen auf unser gemeinsames Ziel der Universalität haben“. Zehn der 207 Olympiamannschaften, die im vergangenen Jahr in Rio antraten, nahmen ausschließlich an Wettbewerben der Leichtathletik teil, ebenso wie die meisten Mitglieder von Bachs Lieblingsmannschaft, dem Flüchtlings-Team. Bis auf die Mitglieder eines einzigen dieser Teams bekamen sie alle, weil sie die Qualifikations-Normen nicht erfüllten, Wildcards von der IAAF, insgesamt mehr als zwanzig. Mit diesen Freikarten könnte es 2020 vorbei sein. Obwohl es um kleine Staaten und Teams geht, von Äquatorialguinea über Tuvalu bis Swaziland, geht dies doch gegen den hochsymbolischen Anspruch von Bach und IOC, Athleten der ganzen Welt, aus mehr als zweihundert Ländern eine Bühne zu bieten und damit die Vereinten Nationen zu übertreffen. Wir wollen ja alle willkommen heißen, klingt da an, aber das IOC lässt uns nicht.

Die Leichtathleten fühlen sich angegriffen. Ihr Status als olympische Sportart Nummer eins ist nicht mehr eindeutig. Durch die Aufnahme von drei Schwimm- und nur einen Leichtathletik-Wettbewerb haben die Schwimmer nun 49 Wettbewerbe, einen mehr als die traditionelle Kernsportart Olympias. Schon dass dies erst im Nachgang zu der Entscheidung des IOC von den Betroffenen diskutiert wird, deutet auf eine bemerkenswerte Leerstelle: Sebastian Coe ist der erste Leichtathletik-Präsident seit Menschengedenken, der nicht Mitglied des IOC ist. Am Wochenende sagte er gemeinsam mit 30 000 Fans Usain Bolt bei dessen letztem Wettbewerb in Jamaika auf Wiedersehen. Das dürfte zwar mehr Spaß gemacht haben, als in Lausanne mit dem IOC zu tagen. Doch die fehlende Gemeinsamkeit der einstigen Freunde Bach und Coe illustriert einen Riss durch die Welt des olympischen Sports. Spätestens seit Rio stehen beide für gegensätzliche, fast verfeindete Lager. Bach hat mit der Zulassung der russischen Olympiamannschaft trotz des großen Doping-Skandals und der Manipulation der Olympischen Winterspiele von Sotschi die Glaubwürdigkeit des olympischen Sports und seiner Vertreter untergraben und sich den Zorn vieler Athleten zugezogen. Coe, jahrelang Vizepräsident eines Verbandes, in dem Doping, Bestechung, Manipulation und gar Erpressung üblich waren, versucht seine und seiner Sportart Reputation durch ein Großreinemachen zu retten, das mit dem Ausschluss der russischen Leichtathletik-Mannschaft – auch von den Olympischen Spielen – begann. Noch geht es in dieser Auseinandersetzung um Kleinigkeiten – sieht man einmal von der Frage ab, wer mächtiger ist.

Neuseeland im America's Cup

HAMILTON (dpa). Das Emirates Team New Zealand hat die Herausforderer-Runde zum 35. America's Cup gewonnen. Im Finale der Challenger Play-offs vor Bermuda besiegte die Neuseeländer mit Steuermann Peter Burling am Montagabend das schwedische Team Artemis Racing 5:2. Damit kommt es vom 17. Juni an zur Neuaufgabe des Cup-Duells von 2013 gegen Titelverteidiger Vereinigte Staaten. Vor vier Jahren führte Neuseeland schon 8:1, konnte aber acht Matchpunkte in Serie nicht verwandeln. Stattdessen gelang Larry Ellison's Oracle Team USA um Steuermann Jimmy Spithill mit dem 9:8-Sieg eines der größten Comebacks der Sportgeschichte. Von diesem Trauma will sich das Emirates Team New Zealand im Revanche-Match vor Hamilton befreien.

Das Elektroauto kommt nicht allein

Während sich die öffentliche Diskussion fast ausschließlich um das Elektroauto dreht, setzen elektrische Nutzfahrzeuge, vom leichten Lastwagen bis zum Bus, zum Überholen an. *Von Hans-Jürgen Wildhage und Boris Schmidt*



Lademeister: In Eindhoven fahren seit Ende 2016 ausschließlich elektrische Busse. Auf diesem Foto haben sie dienstfrei und hängen im Depot an der Ladestation.

Foto Hersteller

Manchmal dauern die Dinge einfach etwas länger. Die Elektromobilität ist ein Beispiel. Bei der Eisenbahn ist das Thema seit Jahrzehnten durch. Aber im straßenbegleitenden Verkehr – das dauert.

Jetzt scheint es so, dass sich das Elektroauto zumindest mittelfristig durchsetzen wird, und langsam, aber stetig, schleicht der elektrische (Stadt-)Bus ins öffentliche Leben. In London fahren mehr als 50 Busse ohne Verbrennungsmotor im öffentlichen Nahverkehr, das ist die größte Flotte in Europa. Und die niederländische Stadt Eindhoven setzt seit Dezember 2016 nur noch elektrische Busse ein, die dreieckigen, knapp 20 Meter langen Riesen vom Hersteller VDL bieten zusammen rechnerisch sogar mehr Platz als die Londoner Armada, obwohl es nur 43 Einheiten sind. Dennoch steht der rein elektrische Bus erst am Anfang. Aber er ist weiter, als mancher vielleicht glaubt. In schon gut 20 deutschen Städten rollen Stromer über die Straßen, selbst auf Sylt. In Regensburg wird die Altstadt seit kurzem mit kleineren E-Bussen bedient. Diese kommen aus Italien, und Zufall natürlich, schon am ersten Tag musste eines der fünf Fahrzeuge abgeschleppt werden.

Das steht exemplarisch für die allgemeinen Anlaufschwierigkeiten. Die Probleme sind die gleichen wie beim Auto. Ein elektrischer Bus ist wesentlich teurer als ein herkömmlicher, also 500 000 Euro bis 750 000 statt 250 000 bis 350 000 Euro je nach Größe, dazu müssen beträchtliche Summen in die Infrastruktur investiert werden. Die Verkehrsplaner müssen entscheiden, ob sie ihre Fahrzeuge unterwegs während der kurzen Stopps zwischenladen (Opportunity Charging) oder abends im Depot. Für beides sind große Energiemengen nötig, beim Zwischenladen kurzfristig 300 bis 400 kW, im Depot zwar längerfristig, doch könnte die schiere Anzahl einer reinen Elektroflotte einer größeren Stadt mit rund 100 bis 200 Einheiten etwa eine Herausforderung für das Stromnetz sein.

Für 150 bis 200 Kilometer Reichweite braucht man über den Daumen gepeilt, 200-kWh-Akkus. Zum Vergleich: Der größte Tesla hat 90 kWh. Will oder muss man weiter fahren, sind nach dem heutigen Stand der Technik Brennstoffzellen-Busse, die Wasserstoff tanken, aber auch rein elektrisch fahren, oder Hybrid-Anwendungen nötig. Der Daimler-Konzern, in Deutschland Marktführer bei den Bussen mit seinen Marken Mercedes-Benz und Setra, hat sich bisher mehr auf diesen Bereich konzentriert. Der Konzern hat umfangreiche Erfahrungen mit elektrischen Busantrieben gesammelt, auch mit diversen Brennstoffzellenprojekten. Eine Kleinserie von rund 100 Hybridbussen mit seriellem Antrieb kam und kommt in Städten wie Stuttgart, Dresden, Karlsruhe oder Hamburg zum Einsatz. Dieser kann eine kurze Strecke rein elektrisch fahren. Die von den anderen Herstellern angebotenen Busse sind oft Parallelhybride, die keinen rein elektrischen Antrieb zulassen, der Elektromotor unterstützt lediglich die Dieselmotoren. Der Parallelhybrid ist der „Zwitzer“ – der serielle Hybrid erscheint als sinnvolle Brückentechnologie. Auch andere namhafte Hersteller wie Iveco setzen auf diese (Zwischen-)Lösung. Die Italiener mit ihrer deutschen Dependence in Ulm haben in Dijon und Mailand große Flotten im Umlauf, mit 220 oder 120 Fahrzeugen.

Es fällt auf, dass beim elektrischen Bus viele eher unbekanntere oder kleinere Hersteller ihr Glück versuchen. Heinz Friedrich, verantwortlich für den Bereich Mobility Solutions von Daimler Bus, erklärt das damit, dass sich viele Unternehmen aus dem vielfältigen Angebot der Zulieferer bedienen. Oft würden verfügbare Batterien und Antriebstechnologie zu Pilotflotten zusammengefügt, diese Flotten zeigten jedoch eine noch nicht ausreichende Verfügbarkeit der Fahrzeuge für einen professionellen Einsatz im täglichen Betrieb. Daimler Bus möchte einen elektrischen Bus auf die Straße bringen, der den Reifegrad eines Serienfahrzeuges hat und den Verkehrsbetrieben ohne Ausfallzeiten zur Verfügung steht. Die Vorstellung und Auslieferung des Fahrzeuges soll 2018 erfolgen.

Friedrich zeigt im Gespräch mit dieser Zeitung die besonderen Herausforderungen auf: Zum einen dürfe das Problem des Heizens und Kühlens nicht unterschätzt werden, man brauche je nach Bus eine Klimaanlage mit 25 bis 40 kW Leistung, das koste natürlich Reichweite. Es sei wiederum ein Vorteil, dass man bei bekannter Strecke das Energie-Management eines E-Busses optimal programmieren könne, andererseits erfordere ein Wechsel der Strecke wiederum viel rechnerischen Aufwand. Und das Laden, ob im Depot oder unterwegs, bleibe eine finanzielle, strukturelle und planerische Herausforderung.

Dass der Omnibus geradezu prädestiniert ist für den – zumindest lokal – emissionsfreien Elektroantrieb in Ballungsgebieten, liegt auf der Hand. Ebenso klar elektrisch dürfte die Zukunft des urbanen Lieferverkehrs aussehen. Soweit es sich dabei um Transporter à la Mercedes-Benz Sprinter, VW Crafter, Fiat Ducato und Co. handelt, sind die Weichen längst gestellt. Serienanläufe sind angekündigt, Flottenversuche laufen. Erst vor wenigen Wochen hat der Paketdienstleister Hermes verkündet, bis Ende 2020 nicht weniger als 1500 batterieelektrisch betriebene Lieferwagen der Typen Vito und Sprinter, beide von Mercedes-Benz, in Dienst zu stellen. Der Post, genauer ihrer Logistik-Tochter DHL, dauert die Serienreife von lautlosen und diesel-

freien Paketfrachtern aus den bekannten Häusern derweil zu lange. Jetzt ist das ehemalige Start-up „Streetscooter“ der RWTH Aachen im Besitz des gelben Riesen und produziert die kleinen batterieelektrischen Lastwagen munter selbst. Das innen wie außen grobschlächtrig gestaltete Nutzfahrzeug rollt schon in mehr als 2500 Exemplaren über die Straßen und wird inzwischen auch interessierten Dritten feilgeboten. Der Frontriebler ist mit 38 kW schwach motorisiert. Seine Lithium-Ionen-Batterie kann nominal 20,4 kWh speichern, was für Städtetouren bis 80 Kilometer Strecke ausreichen soll. Größere und dann auch angemessen stärkere Versionen sind in Planung.

Ist im leichten Nutzfahrzeugsektor also offenbar bald vieles elektrisch geregelt, sieht die Lage beim schweren Nutzfahrzeug anders aus. Hier lässt sich die unverändert drückende Last der bleisernen Akkumulatoren bei allem Fortschritt in der Energiedichte dieser Stromspeicher nicht so einfach aus der Kosten-Nutzen-Rechnung ausklammern.

Deshalb sagen alle namhaften Fachleute dem Dieselmotor im großen Lastwagen noch eine lange Zukunft voraus. Und wenn der Diesel dann mit E-Fuel, also synthetischem Kraftstoff aus erdölnabhängigen Quellen, betrieben wird, sei er

vollends raus aus der Schmutz-Ecke, meint der Verband der Automobilindustrie, VDA. Verbrauchstests unter Alltagsbedingungen absolvieren die modernen Euro-VI-Trucks ohnehin schon, vom Verdacht der Abgas-Betrügereien sind sie nach heutigem Kenntnisstand frei. CO₂-neutral fährt der von sauberem Treibstoff befeuerte Lastwagenmotor mit E-Fuel dann zudem. Daneben setzt vor allem Iveco auf das Fahren mit LNG, tiefkaltem, verflüssigtem Erdgas. Neben der Frage nach der Sauberkeit des Abgases (Methan) ergibt sich hier das Problem der Tankstellen-Infrastruktur.

Allerdings: Dass einige den großen Lastwagen zumindest mittelfristig mit einem Elektromotor betreiben wollen, gehört zur Beschreibung der Entwicklung dazu. So sieht der amerikanische Tesla-Ableger Nikola die Zukunft auch im Güterfernverkehr gänzlich frei von Diesel. Der Konzept-Truck Nikola One soll demnächst rein elektrisch fahren. 735 kW und 2700 Nm nennt die junge Lastwagenmarke, die mangels Produktionsstätte selbst noch keine Nutzfahrzeuge herstellen kann, für ihr Erstlingswerk als Eckdaten. Das wahrhaft Andersartige in diesem E-Truck aber zeigt sich in seiner Energiebe-

reitstellung. Anstelle der Nur-Batterie-Technik wie in den Tesla-Automobilen setzt die Lastwagen-Interpretation der amerikanischen Elektropioniere auf multiple Energiewandlung. Aus Wasserstoff, hergestellt woraus auch immer und mitgeführt für knapp 2000 Kilometer Reichweite, erzeugt eine Brennstoffzelle den Strom.

Ebenfalls auf den Energieträger Wasserstoff und die Brennstoffzellentechnik setzt Toyota. Die Japaner haben mit Komponenten aus dem Personewagen Mirai einen in der Basis handelsüblichen Haubenwagen von Kenworth auf H₂-Elektroantrieb umgebaut und lassen das Unikat mit 490 kW und 1800 Nm derzeit im Container-Nahverkehr einer Hafenanlage von Los Angeles probefahren. Wie bei LNG ergibt sich jedoch automatisch die Frage nach der nötigen Infrastruktur.

Diese Beispiele für elektrisch angetriebene, schwere Nutzfahrzeuge aus den ferneren Staaten dürfen jedoch nicht den Eindruck diesbezüglicher Untätigkeit der europäischen Lastwagenhersteller erwecken. Zwar steht der 40-Tonnen-E-Truck in der alten Welt nicht im Fokus, nur Volvo experimentiert mit Mini-Elektrifizierung mittels Hybridisierung, die anderen Marken können da und dort ebenfalls Versuchsmuster mit zwei Motorenarten vorzeigen. Aber die Mittelklasse zwischen 18 und 26 Tonnen im schweren Solowagen wie auch im leichten Sattelzug fährt gerade voll- und batterieelektrisch aus der Entwicklung in die ersten Testeinstätze.

Lastwagen diesen Kalibers haben in der Praxis oft Trocken- oder Kühlfracht für innerstädtische Supermärkte geladen, oder sie entsorgen die Ballungsgebiete von Müll, den die Großstädter produzieren. Die am deutschen Markt mit Abstand meistgefragten Marken MAN und Mercedes-Benz haben ihre jeweiligen Ideen von lokal abgasfreien Nahverkehrs-Lastwagen vor Jahresfrist auf der IAA in Hannover vorgestellt.

MAN will nun von 2019 an eine Handvoll batterieelektrisch angetriebener Lastkraftwagen zum Praxistest auf die Innenstadtsstraßen schicken. Dabei soll es sich um dreiecksige Solowagen und zweiecksige Sattelzugmaschinen handeln, Letztere zusammen mit einem einachsigen Sattelanhänger zu einem 28-Tonnen schweren Sattelkraftfahrzeug gekoppelt. An der Einbaustelle des üblicherweise 7,9 oder 10,5 Liter großen Reihensechszylinder-Dieselmotors sitzen im Prototyp drei 35,3 kWh-Lithium-Ionen-Batterien.

Die zentrale Elektromaschine, plaziert anstelle des Schaltgetriebes, soll 250 kW leisten und ein Anfahrmoment von 2700 Nm liefern. Angetrieben wird die Hinterachse konventionell mittels Kardanwelle. Die wiederum führt Daimler als technische Errungenschaft seines „Urban-E-Truck“ ins Feld. Die Achse basiert auf einem ZF-Modell und habe sich in ihrer Basisausführung als Niederflur-Portalachse schon in City-Omnibussen von Mercedes-Benz bewährt, sagt Daimler. Die Batteriekapazität ist im Urban-E-Truck modular aufgebaut und soll unterschiedlichen Einsatzansprüchen Rechnung tragen. Als Basisbestückung des Urban-E-Truck dient ein Batteriepaket aus drei Modulen mit einer Gesamtkapazität von 212 kWh. Damit sei eine Reichweite von bis zu 200 Kilometern möglich, heißt es.

Fazit: Der Nahverkehr mit Nutzfahrzeugen fährt in naher Zukunft elektrisch. Vor allem bei den Bussen und den öffentlichen Diensten wie der Müllabfuhr dürfte das zunehmende politische Verlangen nach emissionslosen Fahrzeugen für unsere Innenstädte eine große Rolle spielen.



Quadratisch, praktisch, rauh: Lieferwagen Streetscooter der Post

Foto Reuters



Im Tarnkleid: Daimlers Urban Elektroster auf der IAA 2016

Foto Rainer Wohlfahrt



Futur 2: Transporter Nikola

Foto Wildhage



Doppeldecker: Sadiq Khan, Londons Bürgermeister, mit Prototyp

Foto dpa

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Wirklich unplattbar

Von Hans-Heinrich Pardey

Es ist zwar nicht alles, manches aber doch schon besser gewesen früher einmal. Am Sonntagmorgen, die Sonne lacht, also allein hinaus auf dem E-Mountainbike mit ganz leichtem Gepäck. Nach rund sechzig Kilometer Gekraxel und Schotter stiebenden Abfahrten ein schmatzendes Geräusch unter dem Sattel. Oh nein, nicht das, tatsächlich, das Hinterrad hat einen Platten. Wirklich so jwd, wie es nur geht, muss einem das passieren – und überhaupt nichts dabei: kein Handy, kein Werkzeug, bloß den Notgroschen, der hier mitten in der Juchhei jedoch absolut nichts nützt. Das Rad irgendwo anschließen und zu Fuß ein Lastentaxi organisieren, irgendwelche Hilfe holen? Ach, herrliche hessische Waldeinsamkeit! Es wird ein Marsch mit geschobenem Bike daraus von sage und schreibe achtzehn Kilometern, ohne dass einem eine Menschenseele begegnet. Am Ziel wird die Reparatur auf den kommenden Morgen verschoben. Doch der Versuch gerät zur Ernüchterung: Der ordentlich durchgewalkte Reifenmantel lässt sich nicht von der Felge hebeln. Also zum Händler. Der grinst: „Machen Sie sich nichts draus. Daran sind schon ganz andere gescheitert. Wir haben dafür einen Spezialisten.“ Der macht sich gleich daran, ein Hüne mit viel Kraft in den Händen und Armen. Auch er hat richtig zu kämpfen, knetet den Mantel eine Weile durch, muss drücken und zerren und flucht auf die Felge: „Dabei ist das hier nicht einmal die schlimmste Sorte.“ Befund: Das Schieben hat inwendig den Mantel und äußerlich den Schlauch ruiniert, also ob beides als Radiergummi verwendet worden wäre. Also alles komplett neu bitten. Das Suchen geht los, und des leisen Fluchens ist so schnell kein Ende: „Dass die Kartons aber auch alle gleich aussehen müssen...“ Kaum ist der neue Mantel halbwegs auf die Felge gewürgt, noch mal Kommando zurück: „Da muss ja ein 27,5+ drauf!“ All so etwas hätte dem Freiherrn von Draus nicht passieren können. Der ist gestern vor 200 Jahren mit seiner Laufmaschine zu seiner ersten belebten Tour aufgebrochen – mit hölzernen Rädern, deren Lauffläche ein Eisenreifen war.

Rote Schönheit

Von Wolfgang Peters

Wir sind vergesslich und gewöhnen uns schnell an Veränderungen in der Welt des Autos. So hat sich in den vergangenen zehn, zwölf Jahren in der automobilen Population ein deutlich sichtbarer, aber nicht wirklich notierter Wandel vollzogen. Aber er wird plötzlich deutlich, wenn er sich präsentiert: Wie schön ein Auto sein kann, das rot ist. Eine Farbe, die einst wie selbstverständlich auf den Straßen präsent war, nicht dominierend, aber viel häufiger als heute. Und wie sehr wir diese emotionale und irgendwie positive Farbe doch vermisst hatten. Das wird deutlich, als das neue Auto im dunkleren und doch pulsierenden Rot neben den anderen Vehikeln in und vor unserer Garage in der Sommersonne glüht: Ein gut 22 Jahre alter Alfa Romeo 146 hat sich nach einer trefflichen Übernahmeentscheidung eingefunden. Passend zum alten, silbergrauen Kombi-Schweden von Volvo und zum auch schon acht Jahre in unseren Diensten tuckernden schwarzen Mazda-Kleinwagen, der glänzt wie neu. Der alte Alfa vibriert zudem neben einem Mercedes-AMG, der lackiert ist wie eines dieser Schlachtschiffe, die sich einst im Wellengrau der Nordsee verstecken sollten. Das ist schon damals nicht gelungen, wie wir wissen. Helles Grau also, kleines Schwarz und dann dieser matte dunkelwassergraue, dennoch aggressive Lackglanz auf einem Körper, der vor Kraft gerade noch laufen kann. Der dagegen zierliche Alfa ist das erste Doppelzündungsmodell nach dem Abschied vom Boxer, und sein früher alltäglicher roter Lack erhebt ihn trotz einer gewissen, modischen Gewöhnlichkeit im Auftritt in den Rang einer kleinen Kostbarkeit. Das hatte niemand vor gut zwanzig Jahren von diesem roten Alfa erwartet. Wir hatten uns schon an die sinnliche Schönheit eines roten Autos gewöhnt. Sie wurde nicht mehr bewusst erkannt, aber nicht vergessen.

Das Begeister-Rad

Mit Strom und Kraft durchs Gelände: Das Mountainbike Ghost Hybride Kato 6 AL mit Shimano-Elektromotor. Seite 2

Mit Micrationshintergrund

Der Nissan Micra ist schon ein kleiner Klassiker auf dem Markt. Jetzt kommt die fünfte Generation. Fahrbericht zum 1.5 dCi. Seite 3

Teuer wie nie

Lenovo modernisiert sein bestes Notebook, das X1 Carbon. Es ist ein Meisterstück. Aber der Preis ist hoch. Seite 4

Eine erste Begegnung mit Steps E 8000 von Shimano: Wie geht die intuitive Bedienung eines Elektromotors?

Von Hans-Heinrich Pardey



Nicht unbedingt ein Hingucker, aber ein Bike mit Biss: Ghost Hybride Kato 6 AL mit Shimano Steps E8000

Foto Pardey

Bärenstarkes Begeisterer-Bike

Nein, Liebe auf den ersten Blick war es wirklich nicht. Eher war es zunächst pure Begeisterung und aus der dann aufkeimend beständige Zuneigung, dies aber erst nach ein, zwei Ritten. Leider, leider: In einer Saison, in der sich wenigstens einige Hersteller trauen, zum Beispiel Giant, auch ein Mountainbike für den Mann farbenfroh zu gestalten, macht man bei Ghost wie schon seit Jahren gehabt weiter: mattschwarz als Hauptfarbe, besetzt mit neongelben Applikationen – stinklangweilig. (Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Manche Kollegen faseln von „edlem Mattschwarz“, aber herrje, wenn die Neonsticker sich schon nach 50 Kilometer zu lösen beginnen?) Aber es sollte nun mal endlich der Steps-E 8000-Antrieb von Shimano sein. Daher wurde dem Hardtail Hybride Kato 6 AL des deutschen Herstellers Ghost (rund 3300 Euro) eine Chance gegeben, obwohl sein Aussehen nicht besonders gefiel.

Der 2016 vorgestellte E 8000-Antrieb wurde bei Shimano speziell fürs Mountainbike entwickelt. Es gibt mit dem System E 6000 noch eine Steps-Variante für City- und Trekking-Räder. Diese hat unter anderem ein größeres Display für die Lenker-Mitte als das E 8000-System. Im Kato wird der kleine, schmale, unaufdringlich leise tönende 250-Watt-Motor,

der ein maximales Drehmoment von 70 Newtonmeter entwickelt, mit einem 504-Wattstunden-Akku kombiniert. Das reicht für die heimische 3:40-Runde über eine Distanz von 75 Kilometern mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 20,2 km/h. Auf dieser Standardtour sind mehrfach längere Steigungen zwischen acht und zwölf Prozent zu überwinden. Die Bedienung von Steps E 8000 scheint auf den ersten Blick ziemlich genauso zu sein wie bei anderen Pedelec-Antrieben. Aber das täuscht. Hinter dem Lenker sitzt ein kleines Farbdisplay, das sich hervorragend in allen Beleuchtungssituationen ablesen lässt. Im Standard-Modus zeigt es den Energievorrat, die momentane Geschwindigkeit und den Unterstützungsmodus. Der wird zusammen mit der Unterstützungsstärke sowohl schriftlich als auch farblich grafisch angezeigt. Schade, dass man zu dem Display umgreifen muss, wenn man zu anderen Angaben wie Durchschnittsgeschwindigkeit oder Reichweite umschalten will. Es gibt drei Unterstützungsmodi, Eco, Trail und Boost, sowie nach Umschalten auf den Gehe-Modus eine auf die vorge-schriebenen 6-km/h-Grenze beschränkte Schiebepöhlle.

Gewechselt wird zwischen den Unterstützungsgraden mit dem Firebolt-Schalter, den man auf der linken Lenkerseite mit dem Daumen bedient. Man hat also

zwei Daumen-Schalthebel mit je zwei Tasten unter dem Lenker: Rechts für die einfache Kettenschaltung (11 bis 42 Zähne, Kettenblatt vorn 34 Zähne) hinten und links für die Motorsteuerung. Und darin besteht die Andersartigkeit der Bedienung, die Shimano intuitiv nennt. Statt diesen verschlissenen Begriff zu benutzen sollte man vielleicht sagen: Steps E 8000 fährt sich wie ein Mountainbike mit drei Kettenblättern, obwohl der Antrieb ja nur eines hat.

Dieser Eindruck hängt damit zusammen, dass die drei Modi Eco, Trail und Boost deutlich unterschiedlich stark anschieben. Das machen andere Antriebshersteller anders, denn viele Kunden mögen es nicht, wenn die Unterstützung mit deutlichen Sprüngen den Grad ihrer Wirksamkeit ändert. Aber genau das ist es, womit Shimanos MTB-Antrieb begeistert kann. In der Ebene fährt man zunächst mal Eco: Das ist kein lahmer, mühsam in die Gänge kommender Sparmodus, sondern man ist vom ersten Moment an unterstützt durchaus zügig unterwegs. Erreicht man die Grenzgrenze der Unterstützung bei 25 km/h, schaltet Steps E 8000 unmissverständlich ab. Manche sagen „unkultiviert“ dazu, aber man kann es auch als klare Ansage verstehen. Nimmt man dann die Bearbeitung ein wenig zurück, weiß die Motorsteuerung manchmal nicht so ge-

nau, ab wann sie sich wieder einmischen soll, und kann sich nicht so recht zwischen Unterstützen und Nichtunterstützen entscheiden. Jetzt kommt eine erste mäßige Steigung, und deutlich kräftiger schiebt nach einem Tastendruck links der Modus Trail an. Richtig bärig geht dann der Antrieb zu Werke, wenn man auf Boost umschaltet. Obwohl Steps E 8000 nicht der stärkste Motor des Marktes ist, empfindet man die Unterstützung subjektiv als besonders kräftig. Nicht erschrecken, wenn öfter mal Fehlermeldung 13 im Display erscheint: Das System mag es nicht, wenn der Motor mit belastetem Pedal eingeschaltet wird.

Bis auf die Federgabel SR Suntour AION 35 SF 17 RC DS mit 130 Millimeter Federweg, die vom Lenker aus höhenverstellbare Sattelstütze Kind Shock Cruxi und die Felgen Rodi Black Jack 40 für die Schwalbe-Reifen der Dimension 27,5+ sind die Komponenten des Kato 6 ein Mix von Shimano-Teilen: nicht das Beste, aber solider Durchschnitt. Noch eine Kuriosität dieses perfekt passenden, höchst wendigen und wunderbaren agilen Mountainbikes: Laut Aufkleber ist das gefahrene Rad der Größe L für Menschen mit 25 Zentimeter mehr Körperlänge als der eigenen gedacht. Aber es passt doch so prima. Ja, meinte der Händler auf Rückfrage, die fielen klein aus. Größe S habe er erst gar nicht geordert.

Pure Dewalt

Kabellose Kettensäge mit Kraft und Flexvolt-Akku

Allmählich setzt sich der Akkubetrieb von Elektrowerkzeug auch bei Stromfressern wie Winkelschleifern und Sägen durch, denn die Stromspeicher werden immer leistungsfähiger. Selbst dort, wo die Anwender bisher Verbrennungsmotoren benutzt haben, nistet sich der Batteriebetrieb ein. Das jüngste Beispiel kommt vom Profi-Ausstatter Dewalt. Der hat in sein Akku-Programm eine Kettensäge mit der Bezeichnung DCM 575 aufgenommen, die in mehrerer Hinsicht bemerkenswert ist: Zum einen hat sie eine erstaunliche Leistung, und zum Zweiten werden Akkus verwendet, die auch in andere Geräte des gleichen Herstellers mit 18 Volt Spannung passen.

Das ist für ein Werkzeug mit hoher Stromaufnahme eigentlich zu wenig. Zwar kann man kräftige Elektromotoren auch mit niedriger Spannung betreiben, die dafür notwendige hohe Stromstärke erfordert aber dicke Leitungen und kann zu Überhitzung führen. Tatsächlich arbeitet die Säge daher auch mit höchst angemessenen 54 Volt. Das Geheimnis liegt im Akku, Dewalt nennt das System Flexvolt und revolutionär. Der Akku merkt anhand der Anschlüsse, ob er in ein Gerät mit 18 oder 54 Volt eingeschoben wurde. Entsprechend wird ein Teil der Zellen in Reihe geschaltet und nicht parallel, wenn die höhere Spannung gefordert ist. Der Energiegehalt des mit einer Abmessung von nur 13x8x9,5 Zentimetern kompakt geratenen Akkus bleibt mit 162 Wh natürlich gleich, er hat also mit 18 Volt neun und mit 54 Volt drei Ah Kapazität.

Die Säge haben wir im ersten Moment mit gemischten Gefühlen betrachtet. Statt der dünnen Kette, die sonst an Akkusägen die Schnittbreite und damit den Widerstand im Holz reduziert, findet sich hier am 40 Zentimeter langen Schwert ein Exemplar von Oregon mit 3/8-Teilung, wie es an Motorsägen verwendet wird. Das Gewicht von 6,25 Kilo mit Akku macht die Dewalt zum Trum. Und nach dem Starten ertönt nicht der zarte Klang mancher Mit-

bewerber, sondern ein energisches Kreischen. Dazu muss, zunächst etwas ungewohnt, ein Sperrhebel mit dem Daumen nach unten gedrückt werden. Dann legt die DCM 575 mit einer Gewalt los, die wir von einer Akku-Säge bisher nicht gekannt hatten, die Vibrationen halten sich dabei in Grenzen. Subjektiv entspricht die Leistung jener einer kompakten Kettensäge mit Verbrennungsmotor, das hohe Drehmoment sorgt dafür, dass die Drehzahl nur mit Mühe in die Knie zu zwingen ist. Die Kette erreicht dabei eine Geschwindigkeit von 15 Meter in der Sekunde – ein wesentlicher Grund für die hohe Sägeleistung. Am mannsdicken Stamm waren wir mit der Dewalt rund ein Drittel schneller als mit dem zierlichen Gerät aus dem privaten Bestand. Offensichtlich ist der Motor ein strammer Kerl, die Säge ist also auch für Fällarbeiten tauglich.

Das hat seinen Preis, er wird in Wattstunden gezahlt. Nach einer halben Stunde harter Arbeit meldet der Akku, dass er Nahrung braucht, er will dann für rund 75 Minuten ans Ladegerät. Der kluge Handwerker hat deshalb mindestens zwei davon, was sich im Systempreis niederschlägt. Die Säge mit Kette ist zu Preisen von etwa 320 Euro an im Handel, mit Akku und Ladegerät kostet sie mindestens 500 Euro. Der Kunde erhält dafür eine Akkusäge, die sich nicht nur radikal durchs Holz frisst, sondern auch mit einigen pfiffigen Details glänzt. So ist der Akkusack unten offen, so dass Schmutz herausfallen kann. Und der werkzeuglos verschleißbare Kettendeckel lässt sich nicht zu fest anziehen, die Arretierung klickt dann deutlich vernehmbar und dreht einfach durch. Gut gelöst ist auch die Spannvorrichtung, der Ölstand lässt sich freilich wie bei anderen Kettensägen auch nicht gut ablesen. Wir empfehlen Nachfüllen, wenn der Akku leer ist, der Tank ist dann noch knapp halb voll. Eine Einschränkung gibt es: Die DCM 575 soll nicht in feuchter Umgebung betrieben werden. Aber wer sägt schon im Regen? LUKAS WEBER



Ohne Schnur: Kettensäge DCM 575 von Profi-Ausstatter Dewalt Foto Hersteller



Kontaktanzeige: Der Maxiscooter Kymco AK 550i bringt die Vernetzung ins Rollen.

Fotos Böhlinger, Hersteller



Der Scooter zum Smartphone

Motorleistung trifft Rechenleistung: Der Kymco AK 550i im Fahrbericht

Er hieß Myroad 700i und war bei seinem Erscheinen im Frühjahr 2012 ein Glanzlicht in der Welt der Motorroller: Ein 699 Kubikzentimeter großer, 58 PS starker Zweizylindermotor mit mächtigem Drehmoment, elektrische Fahrwerkseinstellung, ABS und vieles mehr zeichneten das seinerzeitige Topmodell der taiwanischen Marke Kymco aus.

Günstig erschien der Preis von 8499 Euro, weniger vorteilhaft sein enormes Gewicht von nahezu 300 Kilogramm. Deutschland, ohnehin kein Rollerland, wollte sich mit dem Dickstift aus Fernost nicht so richtig anfreunden; nur wenige Myroads fanden den Weg auf die hiesigen Straßen. Doch die unternehmungslustige Marke aus Fernost lässt sich von nur mäßigen Erfolgen nicht entmutigen: Dieser Tage rollt mit dem Modell AK 550i ein neues Kymco-Topmodell zu den Händlern. Es ist das krasse Gegenteil des Myroad, nämlich ein sehngeschlanker Tourensport-Scooter im Stile des Yamaha T-Max, des europäischen Marktführers dieser Klasse.

Der sonore Klang aus dem dynamisch gestylten Auspuff lässt eher an ein 800-Kubik-Sportmotorrad als an einen Halbliterscooter denken – einzigartig im Rollerbau und dank der Tonlage nicht nervig. Ebenfalls auf Anhieb zu überzeugen vermag die Sitzposition. Sie passt mit der kleinen, verstellbaren Rückenstütze zumindest für Durchschnittsfiguren um die 1,80 Meter perfekt, egal, ob mit angewinkelten oder leicht gestreckten Beinen. Der Blick ins überreich mit Displays ausgestattete Cockpit zeigt in der Rollerwelt bisher einzigartige Informationsmöglichkeiten. Kymco spricht stolz vom ersten voll vernetzten Scooter der Welt. Gemeint ist damit die Einbindung des Smartphones ins Fahrzeug mit dem „Noodoe“ genannten System. Per Bluetooth verbunden, kann der Fahrer bestimmen, welche Informa-

tionen er im zentralen Rund-Display serviert bekommt. Die Motordrehzahl in Pseudo-Analogmanier, Wetterangaben aus dem Internet, eingehende Kurznachrichten, die Strecken-Navigation und vieles mehr stehen zur Auswahl, wobei das Smartphone in der Tasche (oder im mit USB-Buchse ausgestatteten Handschuhfach) bleiben darf.

Für den Anzeigenwechsel dieses individuell belegbaren Displays gibt es einen Taster rechts am Lenker. Eine erhebliche Ablenkung während der Fahrt war nicht gegeben, denn verpasste Anrufe oder eingegangene Nachrichten verortet Kymcos „Smart Scooter“ erst nach dem Anhalten. Klar, dass der smarte Kerl auch seinen Parkplatz speichert, so dass der Fahrer ihn jederzeit wiederfindet. Nicht nur in Oberems oder Niederlauen, sondern auch in Rom, London oder Paris.

Die Ausstattungsfülle des Cockpits ist beträchtlich. Angezeigt werden auf Wunsch der Reifendruck, die Funktionsstufe der Griffheizung, die Motordrehzahl und manches mehr – ziemlich bunt eingefärbt und im Großen und Ganzen gut ablesbar. Ein sehr gutes Sichtfeld offerieren auch die insektenfühlerartig ausragenden Spiegel. Ein „noch gut“ kassiert Kymcos Feinster für seinen mit Hilfe eines Inbusschlüssels um fünf Zentimeter in der Höhe veränderbaren Windschild; die Lärmbelastigung hält sich bis 140 km/h in Grenzen, der Windschutz ist okay. Obendrauf gibt es noch ein Keyless-System.

Die üppige Ausstattung führt zu einem Feld, auf dem der AK 550i nicht wirklich punkten kann, zumindest nicht gegenüber dem Platzhirsch von Yamaha. 230 Kilogramm Leergewicht sind starke 17 mehr, als dieser auf die Waage bringt. Und zwar trotz des feinen Aluminium-Brückenrahmens und der ebenfalls aus Leichtmetall gefertigten Zwei-

armschwinge. Auf das vorzügliche Fahrverhalten des Kymco allerdings hat der Gewichtsachteil keine negativen Auswirkungen: Das bestens austarierter Fahrwerk mit seiner 50:50-Gewichtsverteilung und dem sehr niedrigen Schwerpunkt macht Kriechgeschwindigkeit wie auch rasantes Kurvenwuseln gleichermaßen leicht. Selbst großen, zügig gefahrenen Motorrädern kann der Kymco AK 550i dank seiner prima abgestimmten Variomatik und der kräftigen Leistung von 51,5 PS (37,5 kW) auf Augenhöhe begegnen, solange es sich um landstraßentypisches Tempo handelt.

Das Fahrwerk ist ein Muster an Folgsamkeit, dabei aber nicht zu hart abgestimmt. Zugleich herrscht auch auf der Autobahn bis zum Spitzentempo von echten 160 km/h einwandfreie Fahrstabilität. Eine stabile USD-Gabel, Brembo-Doppelscheibenbremsen mit radialen Vierkolbensätteln, ein einstellbares, liegend montiertes Federbein und ein hochklassiges Bosch-ABS zeugen davon, dass es beim AK 550i mehr um Qualität denn Sparsamkeit ging. LEDs rundum sorgen für einen speziellen Leuchten-Chic.

Die Meckerliste fällt übersichtlich aus: Schön wären abgewinkelte Reifenventile und eine automatische Blinkerückstellung sowie eine Traktionskontrolle. Die hält Kymco angesichts des Vorhandenseins eines Regen-Modus mit weicherer Gasannahme und um fünf PS verringerter Leistung für entbehrlich. Nicht nur angesichts des Preises von 9799 Euro bringt Kymco den AK 550i, den es schon bald für A2-Führerscheininhaber mit 48 PS geben soll, in eine gute Wettbewerbsposition: Ähnlich viel Ausstattung gibt es nirgendwo, und der Preis liegt deutlich unterhalb des T-Max und all jener Scooter, die dem Marktführer von Yamaha am Zeug flicken wollen. ULF BÖHRINGER

Eine Frage der Größe und des Preises

Smartphone-Navi oder Opel-Kopilot im kompakten Astra und im SUV Mokka X

So kompliziert ist es doch nicht. Opel macht es dem Käufer eines neuen Astra oder Mokka X einfach, wenn er seinen Neuwagen mit feiner Unterhaltung, Internet und Navigation ausrüsten will. Die Preisliste mag noch so viele Extras enthalten, wichtig sind zwei Grundsatzentscheidungen.

Die erste ist die Entscheidung für oder gegen Opel Onstar, das 2015 grundlegend erneuerte Telematikpaket mitsamt eingebauter Sim-Karte und W-Lan-Hotspot für bis zu sieben Geräte. Die Kinder kommen ins Netz, und der Vater kann sich mit einem Telefonanruf sein Navigationsziel programmieren lassen. Drei Tasten übernehmen die Bedienung. Mit der blauen ruft man die Onstar-Zentrale an. Der Mitarbeiter am Telefon kann ein Ziel für das Navi-System herausuchen und programmieren. Im Notfall drückt man die rote SOS-Taste und wird abermals automatisch mit der Leitstelle verbunden. Der Berater, so schildert es Opel, fragt, ob und welche Hilfe benötigt wird. Sollte niemand antworten, werden der zuständigen Rettungsleitstelle der Standort des Fahrzeugs gemeldet, damit diese die erforderlichen Maßnahmen ergreift. Bei einem Unfall wird ohne menschliches Zutun der Kontakt hergestellt, das Service-Center ist rund um die Uhr besetzt.

Aus der Ferne lässt sich zudem eine Fahrzeugdiagnose starten, diese erhält man auf Wunsch regelmäßig monatlich. Smartphone-Besitzer binden Onstar mit einer App an, hier sind dann Betriebsdaten des Autos wie der Reifenluftdruck und die Ölrestlebensdauer ablesbar, und das Fahrzeug wird auf Knopfdruck geortet, entriegelt oder verriegelt. Nach einem Fahrzeugdiebstahl kann Opel der Polizei den Standort des verwendeten Autos mitteilen und die Wegfahrsperrung aktivieren.

Wir haben Onstar im Astra und Mokka X ausprobiert, die Mitarbeiter des Call-Centers sind sehr freundlich, die einzige

Einschränkung: Sie kennen keine Verkehrsinformationen. Onstar gehört zur Serienausstattung der gehobenen Modellreihen beider Fahrzeuge, die Datengebühren für die ersten zwölf Monate nach Erstzulassung übernimmt Opel.

Die zweite Entscheidung betrifft das Bordsystem: Großer oder kleiner Monitor, Routenführung per Smartphone oder doch lieber ein eigener Kopilot? Das kleine System heißt Radio R 4.0 Intellink und gehört in den gehobenen Modellreihen beider Fahrzeuge zur Serienausstattung. Das ist durchaus eine Kampfansage, denn man bekommt viel: einen 18-Zentimeter-Bildschirm, er ist berührungsempfindlich, eine Freisprecheinrichtung fürs Telefonat mit Bluetooth und die Musikwiedergabe vom Smartphone entweder drahtlos oder mit USB-Kabel. Ein Radio für UKW gehört ebenfalls dazu. Der Clou ist die Unterstützung von Apple Carplay und Android Auto mit den jeweiligen Telefon-Apps, und dann übernehmen die amerikanischen Hersteller das Kommando, wenn es um SMS-Nachrichten, Musik oder Routenführung geht. Beide Systeme arbeiten in unseren Fahrzeugen fehlerfrei. Die Navigation mit Google Maps oder Apple Karten ist für den Gelegenheitsfahrer brauchbar, aber man sieht nicht viel.

Wer als Vielfahrer mehr Überblick sucht, viele Ziele speichern will und das Mobiltelefon nicht jedes Mal ans Bordsystem anbinden will, ist mit der zweiten Generation des Navi 900 Intellink besser bedient. Die Anlage wartet mit einem größeren Monitor auf, es sind 20 Zentimeter in der Diagonale, und für die gute Orientierung gibt es, allerdings nur im Astra, ein farbiges Zweidisplay zwischen Tachometer und Drehzahlmesser. Das Navi kennt bereits die Straßenkarten von 30 europäischen Ländern, es muss also kein Kartenmaterial ins Smartphone geladen werden.

Die Darstellung auf dem Monitor ist übersichtlich. Fahrspurassistenten sind dabei, Hinweise zum aktuell geltenden Tempolimit gibt die kameragestützte Verkehrszeichenerkennung. Die Kartenanzeige könnte schmucker sein. Kontakte aus dem Smartphone lassen sich als Navigationsziel übernehmen, was jedoch nicht immer funktioniert. Der wichtigste Kritikpunkt sind die nur wenig überzeugenden Verkehrsinformationen aus dem Gratis-Dienst TMC oder mit dem etwas besseren TMC Pro. Schade, dass die Onstar-Mitarbeiter am Telefon auch nicht schlauer sind. Wenn ohnehin Sim-Karte und W-Lan zur Verfügung stehen, könnte man präzise Premium-Informationen ins Auto bringen, hier wurde eine Chance vertan.

Die Bedienung des Navi 900 ist eingängig, der Monitor ebenfalls berührungsempfindlich. Man kommt auf verschiedenen Wegen zum Ziel, mit Menüatzen oder dem Finger auf der Anzeige. Das Smartphone lässt sich per Bluetooth problemlos anknoppeln und arbeitet auch als Zuspeler für die Musikabteilung. Die Spracherkennung mit eigener Lenkradtaste arbeitet gut, und zwar in allen Funktionsbereichen. Ein CD-Laufwerk ist in der Preisliste des Mokka X übrigens nicht mehr als Zubehör aufgeführt, ein DAB-Plus-Radioempfänger stets aufpreispflichtig.

Das Telefon-Menü bietet eine ordentliche Grundausstattung inklusive Zugriff auf die Anruflisten und die Kontakte. Kurios jedoch: Es fehlt eine Suchfunktion, hier muss der Spracherkennung mit Sprachwahl einspringen. Wer sich für das teurere System entscheidet, bezahlt im Astra zwischen 840 und 1550 Euro, im Mokka X durchgängig nur 950 Euro. Carplay und Android Auto sind übrigens mit dieser größeren Anlage ebenfalls verwendbar. So gesehen spricht nichts dagegen, etwas mehr Geld auszugeben. MICHAEL SPEHR



Mit Apple und Google: Die Netzgiganten bringen Navigation und Multimedia ins Auto



Online angebunden: Opel Mokka X (oben) und der Astra Fotos Hersteller

Klarer Fall von Micrationshintergrund

2017 ist das Jahr der Kleinwagen, auch der Nissan Micra fährt komplett neu heran. Erwachsener geworden, soll er an die Erfolge der vorherigen Generationen anknüpfen.

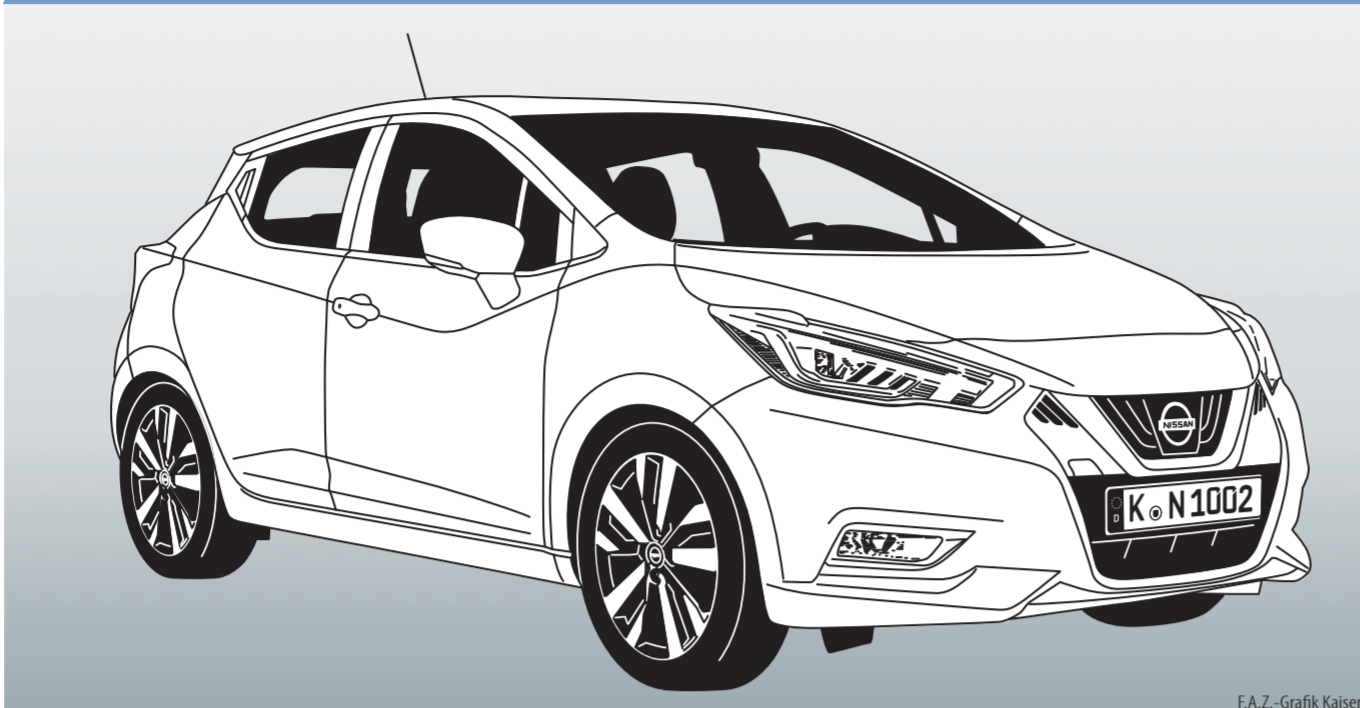
Von Martina Göres

Der Micra ist die Konstante im Programm von Nissan Deutschland. Die erste Generation gab ihr Debüt schon 1983, die fünfte ist seit Mitte März im Handel. Der neue Kleinwagen ist in Europa – nicht nur – für Europa entwickelt worden und wird im Renault-Werk in Flins bei Paris auf der gleichen Linie wie der Clio gebaut, er steht jedoch auf einer eigenen Plattform. Der auslaufende Micra war noch ein Weltauto mit vielen Kompromissen und wurde aus Indien nach Deutschland geschickt, die Generationen zwei und drei waren in Japan entwickelt worden und kamen aus dem Nissan-Werk im englischen Sunderland. Das ist ein klarer Fall von Micrationshintergrund.

Nissan will mit dem neuen Kleinwagen zu alter Stärke zurückfinden und wieder unter die Top Ten im Segment. Der gut sechs Jahre lang offerierte Micra IV hat sich in Deutschland nur 75 000 Mal verkauft, während der Micra III mit 124 000 Einheiten und vor allem die beiden ersten Generationen mit zusammen mehr als 450 000 Exemplaren wesentlich mehr Bedeutung hatten. Der Absatz soll um die Hälfte erhöht werden (2016: rund 12 000 Zulassungen), ob das in einem Markt mit dem neuen Fiesta, dem neuen Kia Rio und gegen Ende des Jahres dem neuen VW Polo gelingt, wird sich zeigen. Der Neuling ersetzt übrigens gleich zwei Autos, der kleine Minivan Note wird abverkauft und zugunsten des Micra vom Markt genommen.

Mit der fünften Generation, die in dieser Form nicht nach Japan kommt, ist der Micra um 17 Zentimeter auf eine Länge von exakt 3,999 Meter gewachsen. Noch wichtiger für ein besseres Raumgefühl ist vielleicht das Breitenplus um acht Zentimeter auf 1,73 Meter. Das Senken der Höhe um sechs Zentimeter auf 1,46 Meter erklärt den sehr guten Luftwiderstandsbeiwert von 0,29. Außerlich und innerlich hat der neue Micra nichts mehr mit dem alten zu tun. Aus dem ehemals rundlichen und zuletzt doch recht brav-biederer Knubbel ist ein markanter Typ mit Ecken und Kanten geworden, der vermehrt auch junge Menschen ansprechen soll. Auffällig sind die scharfe Sicke in der Flanke und die in der C-Säule versteckten Türgriffe der Fondtüren, die den stets als Viertürer auftretenden Micra wie einen sportlichen Zweitürer wirken lassen. Das Interieur ist eine klare Aufwertung gegenüber dem bisherigen

Der Fahrbericht: Nissan Micra 1.5 dCi N-Connecta



F.A.Z.-Grafik Kaiser

Empfohlener Preis 20 590 Euro
Preis des Testwagens 22 800 Euro
Vierzylinder-Dieselmotor, Turbolader, zwei Ventile je Zylinder, 1,56 Liter Hubraum
Leistung 90 PS (66 kW) bei 4000/min, maximales Drehmoment 220 Nm bei 2000/min
Schaltgetriebe mit fünf Vorwärtsgängen
Frontantrieb auf die Vorderräder
Länge/Breite/Höhe 4,00/1,73/1,46 Meter
Radstand 2,53, Wendekreis 10 Meter
Leergewicht 1140, zulässiges Gesamtgewicht 1590, Anhängelast 1170 Kilogramm
Kofferraumvolumen 300 bis 1004 Liter
Reifengröße 195/55 R 16

Infotainment Nissan Connect Navigation mit 7-Zoll-Touchscreen, DAB+-fähige Radio-CD-Kombination mit MP3, AUX- und USB-Eingang, Bluetooth-Schnittstelle für Smartphone-Integration, Bose Personal Premium Soundsystem

Assistenzsysteme Notbremsassistent mit Fußgängererkennung, Spurhalteassistent, Tempomat, Sicherheitspaket (500 Euro) mit Totwinkelassistent, Verkehrszeichenerkennung, Regensensor, Fernlichtassistent, Technikpaket (1000 Euro), Rundumsicht, Parkensoren

Verbrauch 3,2 bis 6,5 Liter Diesel, im Durchschnitt 5,3 Liter auf 100 Kilometer, 85 g/km CO₂ bei Normverbrauch von 3,2 Liter, Tankinhalt 41 Liter

Höchstgeschwindigkeit 179 km/h

Von 0 auf 100 km/h in 11,9 s, von 50 auf 100 km/h im 4./5. Gang in 12,5/31,0 s

Versicherungs-Typklassen HP 14, TK 16, VK 19

Garantie drei Jahre oder 100 000 Kilometer, Wartung alle 30 000 Kilometer oder jährlich

Die Anderen

Läuft vom gleichen Band: Renault Clio 1.5 dCi mit 90 PS, von 17 190 Euro an

Rio Grande aus Korea: Kia Rio 1.4 CRDi mit 90 PS, von 20 190 Euro an

Kommt Ende des Jahres neu: VW Polo 1.4 TDI mit 90 PS, von 18 275 Euro

Modell, es ist immer zweifarbig und in drei Ausführungen – abhängig von der Ausstattungslinie – erhältlich. Die farbigen Einsätze im Cockpit und in den bequemen und guten Seitenhalt bietenden Sitzen sind geschmackvoll aufeinander abgestimmt. Die Materialien sehen gut aus und fassen sich auch so an, der untere Teil der Armaturentafel ist angenehm weich gepolstert. Für die Topversion Tekna steht optional eine schwarze oder rote Lederausstattung zur Wahl. Zusammen mit den zehn Außenfarben und anderen Farb-Applikationen für die Außenhülle, fünf Ausstattungen und verschiedenen Designpaketen ergeben sich mehr als 120 Personalisierungsmöglichkeiten.

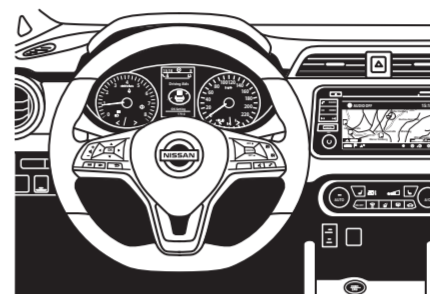
Der Innenraum bietet deutlich mehr Platz für Ellbogen, Schultern und Knie als bisher, kein Wunder, wuchs der Radstand doch um sieben Zentimeter auf 2,53 Meter. Das eingezogene Dach fordert allerdings seinen Tribut im Fond, wo großgewachsene Passagiere schon mal oben Ausstoßen. Auch sitzen die Hinterbankler recht steil, und der Öffnungswinkel der hinteren Türen dürfte etwas größer ausfallen. Elektrische Fensterheber gibt es nur vorn. Das unten abgeflachte Lenkrad ist höhen- und längsverstellbar, die Lehnen der Vordersitze lassen

sich mit einem Drehrad gut justieren. Beim Ladevolumen hat der Micra zugelegt, mit 300 Liter bietet er jetzt ein Plus von 45 Liter gegenüber dem Vorgänger und auch 20 Liter mehr als der (noch) aktuelle VW Polo. Nach dem Umlegen der im Verhältnis 60:40 klappbaren Rückenlehnen können bis 1004 Liter untergebracht werden, es entsteht allerdings eine Stufe, und die Kofferraumabdeckung ist wie aus Pappe.

Kein neues Auto ohne Internet: Von der mittleren Ausstattungslinie Acenta an ist ein Audiosystem mit gut eingepasstem Sieben-Zoll-Touchscreen dabei, der in Verbindung mit Apple Car Play das Netz ins Auto holt. Auf Android-Auto muss noch ein Jahr gewartet werden. Alle Micra haben einen Notbremsassistenten, gegen Aufpreis oder in der besten Ausstattungslinie Tekna serienmäßig ist der auch mit einer Fußgängererkennung verknüpft. Spurhalteassistent mit korrigierendem Bremsengriff, Verkehrszeichen-erkennung, die bis auf wenige Ausnahmen in unserem Testwagen tadelloso funktionierte, Totwinkelassistent und Rückfahrkamera sind optional erhältlich oder im Topmodell serienmäßig. Einmalig in der Kleinwagenklasse ist der sonst nur in höheren Fahrzeugsegmenten verfügbare

Around View, bei dem vier Kameras (vorn, im Heck und in den Außenspiegeln) eine 360-Grad-Vogelperspektive und damit eine perfekte Rundumsicht beim Parken und Rangieren auf dem Monitor erzeugen. Der 360-Grad-Blick ist Bestandteil des 1000 Euro teuren Technik-Pakets, das zudem Parkensoren hinten und – als akustisches Highlight im Segment – ein Bose Soundsystem mit in die Fahrerkopfstütze integrierten Lautsprechern enthält.

Das Motorenangebot bleibt relativ konventionell. Drei Triebwerke stehen zur Wahl, zwei Benzin und ein Diesel, jeweils in Kombination mit Fünfgang-Handschaltung. Weitere Motoren- und Getriebevarianten sollen folgen. Mit dem brandneuen, 73 PS starken Einliter-Dreizylinder-Benziner ohne Turbounterstützung kostet der Micra 12 990 Euro. Der 0,9-Liter-Dreizylinder-Turbobenziner mit 90 PS, für den sich den Nissan-Strategen zufolge mehr als zwei Drittel der Micra-Käufer entscheiden werden, startet bei 15 790 Euro. Für den 1,5-Liter-Vierzylinder-Turbodiesel mit 90 PS aus dem Renault-Regal, mit dem unser Micra ausgerüstet war, sind mindestens 16 190 Euro zu zahlen. In Verbindung mit der zweithöchsten Ausstattung



Unser Fazit

Stark: Kein Aschenbrödel mehr – der Micra ist ein markanter Typ mit Ecken und Kanten geworden. Üppige Ausstattung, großer Kofferraum.

Schwach: Wieder müssen wir den Verbrauch kritisieren. Im Durchschnitt mehr als zwei Liter über dem Normwert – wie kann das sein? Nur drei Jahre Garantie. Da bieten die koreanischen Hersteller wesentlich mehr.

Ich bin erwachsen: Lässt sich ausstatten wie ein Großer: Mit dem Around View Monitor wird Rangieren zum Kinderspiel. Und das Bose Soundsystem bietet vorzügliche Unterhaltung.

N-Connecta und einigen Extras kam der Testwagen auf 22 800 Euro, das sind beinahe 10 000 Euro mehr, als das Einstiegsmodell kostet.

Der akustisch unaufdringliche Selbstzürer macht im Micra seine Sache gut. Der Motor hat mit dem 1140 Kilogramm schweren Wagen leichtes Spiel und gibt sich munter und agil. Nur wenn die Drehzahl im fünften Gang auf unter 1400 Umdrehungen in der Minute fällt, wird es zäh, der Motor brummt unwillig, und Runterschalten ist angesagt. Leider war auch der Micra nicht so sparsam unterwegs wie angegeben – da befindet er sich in guter (eher in schlechter) Gesellschaft. Auf 5,3 Liter Diesel kamen wir im Durchschnitt, den Normwert von 3,2 Liter erreichten wir nur auf unserer Autobahn-Sparfahrt mit maximal 120 km/h. Windgeräusche sind bis zur Höchstgeschwindigkeit von 179 km/h kein Thema, das Fahrwerk ist eher straff abgestimmt. Verzögert wird vorn mit Scheiben-, hinten mit Trommelbremsen.

Die Micramorphose ist gelungen: Mit stylischem Design, mehr Platz und guter Sicherheitsausstattung hat der neue Micra in jedem Fall gewonnen. Dem kleinen Raumwunder Nissan Note trauern wir trotzdem ein wenig hinterher.

Neue Namen, neues Glück?

Fiat 500 L als frisches Trio

Nach der zweitürigen Version des kleinen 500 hat Fiat nun auch die größeren Derivate 500 L überarbeitet. Das Trio bekommt je nach automobiler Ausrichtung neue Frontpartien und aufgeräumtere Innenräume. Die Version Urban soll die Stadt erschließen, das Modell Cross, das die bisherige Variante Trekking ersetzt, will mit um 2,5 Zentimeter erhöhter Bodenfreiheit, elektronischer Traktionshilfe und Bergabfahrt-Assistent auch auf schlechten Wegen sowohl an Steigungen wie auch im Gefälle bestehen. Die um 14 Zentimeter auf 4,38 Meter verlängerte Ausführung Wagon schließlich bietet mit bis zu sieben Sitzen Qualitäten beim Personentransport. Für die Gepäckbeförderung stehen 455 bis 1480 Liter und beim Wagon 638 bis 1784 Liter Kofferraumvolumen bereit.

Alle drei Versionen gehen mit unverändertem Motorenangebot von Anfang Juli an in die zweite Lebenshälfte. Das Leistungsangebot der drei Benzin- und zwei Dieselmotoren liegt zwischen 95 und 120 PS. Zudem bietet Fiat den 500 L mit einem bivalenten Benzin-Erdgasmotor an, der es auf 80 PS bringt. Für ihn ist das automatisierte Schaltgetriebe Dualogic nicht zu haben, wohl aber für jeweils einen Benzin- und einen Diesel. Obwohl rund 40 Prozent aller Bauteile des aufgerüsteten 500 L erneuert wurden, bleibt beim Fahrwerk alles beim Alten. Die Abstimmung gefällt daher weiterhin mit ihrer komfortbetonter Auslegung, schlechte Straßenbeläge nimmt der Familien-500er mit großer Gelassenheit. Sogar die Schall-



Bella Italia? Fiat 500 L

Foto Hersteller

dämmung passt, der 500 L ist in allen Versionen ein eher ruhiger Zeitgenosse.

Die Preisliste beginnt mit 13 990 Euro für eine Sonderedition als Einführungsangebot, regulär startet sie bei 17 790 Euro für den Twinair Turbo. Spitzenmodell ist der 500 L Cross mit dem kräftigen 1,6-Liter-Diesel und 120 PS für 22 480 Euro. Schon die Einstiegsversion Popstar bekommt sechs Airbags, Klimaanlage, Tempomat sowie elektrisch beheizte und einstellbare Außenspiegel. In der Version Lounge bereichern unter anderem eine Zwei-Zonen-Klimaautomatik, ein großes Glas-Panoramadach und Nebelscheinwerfer das Komfort- und Sicherheitsangebot. Aufpreispflichtig ist das Uconnect-System für Navigation, Medienwiedergabe und Smartphone-Einbindung, das sich über einen sieben Zoll großen, berührungssensitiven Farbmonitor bedienen lässt. MICHAEL KIRCHBERGER

Picasso fände das voll cross

Citroën kommt spät, aber mutig / Der C3 Aircross attackiert Captur & Co.

Da hat Citroën lange darum gerungen, seinen Wagen den Namen des berühmten Malers mit auf den Weg geben zu dürfen, und jetzt, wo das Segment der SUV durchstartet, schieben sie Pablos Erbe aufs Altenteil der Minivans. Dem neuesten Spross wird das gleich sein, er entstammt der C3-Familie und erhält alle Attribute, die ihn zu einem jener fragten Pseudogeländewagen machen. Aircross heißt diese Gattung bei den Franzosen fortan. Der C3 Aircross also will, wenn er schon spät auf den Markt kommt, auf 4,15 Meter Länge so viel Verführung wie sonst niemand in diesem Segment bieten. Als Hauptgegner gilt der ebenfalls aus Frankreich stammende Platzhirsch Renault Captur, den Citroën in allen Belangen der Technik und der Ausstattung zu übertrumpfen gedenkt.

Aufgefahren werden 90 Varianten der äußeren Gestaltung samt Zweifarblackierung und Dachreling, dazu fünf vorkonfigurierte Möglichkeiten der Innenraumausstattung. In die Sicherheit wird mit ei-

nem Dutzend Assistenzsystemen investiert, darunter eine bis 80 km/h aktive Notbremse, Spurhilfe, Totwinkelwarner, Einparkautomat und Head-up-Display. Letzteres auf ein mäßig gut ablesbares Display übertragen. Wie selbstverständlich ist der Blick nach hinten verbaut, die Rückfahrkamera ist deshalb keine Option, sondern Pflicht. Für den Komfort sind unter anderem ein Raumangebot zuständig, das auf 2,60 Meter Radstand und viel Kopffreiheit zurückgreift, eine um 15 Zentimeter längs verschiebbare Rückbank und ein erfreulich großes Panoramadach. Für die letzte Konsequenz in Dingen der Erhellung hat es freilich nicht gereicht, die Scheinwerfer leuchten nur mit H 7, LED ist lediglich als Tagfahrlicht im Angebot.

Das Kofferabteil bietet 410 bis 1289 Liter Volumen, und ist der Beifahrersitz umgeklappt, lassen sich 2,40 Meter lange Latten verstauen. Die Heckklappe schwingt erfreulich weit auf, bis 1,85 Meter Körpergröße sind keine Kopfnüsse

zu befürchten. Die Sitze machen nach einem ersten Eindruck während der statischen Präsentation einen ordentlichen Eindruck, die Position zum Lenkrad passt besser als im konventionellen C3. Hinten ist die Beinfreiheit auf zweieinhalb Plätzen in Ordnung. Citroën offeriert neuerdings ein Fahrwerk mit progressivem Dämpferanschlag, es soll Maßstäbe setzen, wir werden darüber nach der ersten Probefahrt berichten.

Motorisch bieten die Franzosen 1,2 Liter kleine Dreizylinder-Turbobenziner in den Leistungsstufen 82, 110 und 130 PS sowie 1,6 Liter große Vierzylinderdiesel mit 100 oder 120 PS. Allesamt müssen mit sechs Gängen handsortiert werden, nur für den 110-PS-Benziner wird eine Automatik mit sechs Stufen angeboten. Der Aircross hat stets Frontantrieb, für etwaige Ausflüge sind Bergabfahrhilfe und elektronische Helferlein an Bord.

Eine kleine Sensation: Michelin ist nicht Erstausrüster der Reifen, stattdessen wird Hankook aufgezogen. Und gebaut wird der neue Citroën bei dem jüngsten Konzernzuwachs Opel in dessen spanischem Werk Saragossa. Dort entsteht der technisch nahezu baugleiche Opel Crossland. Was der C3 Aircross kosten soll, wird noch geheim gehalten. Die Markteinführung ist für Oktober angedacht. HOLGER APPEL



Winkelzüge: Der Citroën C3 Aircross ist der Zwilling des Opel Crossland und will dem Renault Captur ans Leder

Foto Hersteller



Auch Mini macht es spannend

Erste Probefahrt: Cooper S E Countryman All 4 / Der günstigste Hybrid mit Stecker

Mini setzt jetzt auch auf Strom. Der vom 24. Juni an erhältliche Mini Cooper S E Countryman All 4 ist das erste Plug-in-Hybrid-Modell der Marke und gleichzeitig das günstigste Plug-in-Hybrid-Fahrzeug auf dem deutschen Markt. Mit einem Einstiegspreis von 35 900 Euro liegt der Mini preislich gleichauf mit dem 190 PS starken Countryman SD mit Allradantrieb. Abzüglich der staatlichen Elektroprämie reduzieren sich die Anschaffungskosten für das 4,30 Meter lange, an der Steckdose aufladbare Kompakt-SUV auf 32 900 Euro.

Mini wäre nicht Mini, stünde nicht auch im Cooper S E Countryman All 4 der Fahrspaß an oberster Stelle. Damit sportliche Agilität künftig mit Vernunft und Sparsamkeit einhergeht, wurde der aus dem Cooper bekannte 136 PS starke Dreizylinder-Benziner mit einem 65 kW starken Elektromotor kombiniert. Gemeinsam kommen die beiden Aggregate auf eine Systemleistung von 224 PS und ein Drehmomentmaximum von 385 Newtonmeter. Das sind Werte, wie man sie sonst nur vom hochgezüchteten John Cooper Works kennt. Neben der Möglichkeit, bis zu 42 Kilometer weit rein elektrisch und lokal emissionsfrei zu fahren, bietet der teilelektrische Mini zudem einen hybridspezifischen Allradantrieb. Während der Verbrennungsmotor über eine 6-Gang-Steptronic ausschließlich die Vorderräder antreibt, wirkt der im Heck verbauten Elektromotor nur auf die Hinterräder. Den Plug-in-Hybrid-Antriebsstrang hat Mini vom BMW 2er Active Tourer unverändert in den Countryman verpflanzt, auch die direkt vor dem E-Motor unter der Rückbank platzierte, 7,6 kWh fassende und 50 Kilogramm schwere Lithium-Ionen-Batterie stammt aus dem BMW 225 xe. Mit einem Plus von 150 Kilogramm im Vergleich zum Cooper S ist der über 1,7 Tonnen schwere Cooper S E Countryman kein Leichtgewicht, behäbig ist er aber noch lange nicht. Erste Probefahrten zeigten: Dank

präziser Lenkung und straffem Fahrwerk fährt er so agil wie jeder andere Countryman und liegt zudem satt auf der Straße. Spielen beide Motoren zusammen, lässt der geräumige Fünfsitzer die meisten Fahrzeuge beim Ampelspur hinter sich, die 100-km/h-Marke kann unter vollem Leistungseinsatz nach 6,9 Sekunden geknackt werden, und der Vortrieb reicht maximal bis 198 km/h.

Rein elektrisch geht es aber nur rauf bis 125 km/h. Maximal 42 Kilometer weit kann der PHEV-Countryman elektrisch fahren, nach Norm selbstredend. Er tut dies geschmeidig und souverän, bei höherem Tempo und nach einem Kickdown schaltet sich der Verbrenner automatisch zu. Auf einer ersten Testfahrt im großstädtischen Stop-and-go-Verkehr kamen wir allerdings nur auf knapp 30 lokal emissionsfreie Kilometer. Um genügend elektrische Reichweite für eine spätere Nutzung, beispielsweise zur Einfahrt in eine Umweltzone, zur Verfügung zu haben, lässt sich der Batterieladestand

im Save-Modus per Knopfdruck auf über 90 Prozent halten oder über den Startergenerator auf dieses Niveau erhöhen. Selbstverständlich wird beim Bremsen oder Verzögern Energie für den ein oder anderen zusätzlichen elektrisch zu fahrenden Kilometer zurückgewonnen.

Der Normverbrauch ist mit 2,1 Liter und 13,2 kWh Strom je 100 Kilometer angegeben. Das Laden einer leeren Batterie dauert an einer herkömmlichen Haushaltssteckdose etwas mehr als drei Stunden, an einer 3,6-kW-Wallbox soll es in gut zwei Stunden erledigt sein.

Beim Raumangebot müssen in dem Teilzeitelektriker im Vergleich zu den konventionell angetriebenen Brüdern nur wenig Abstriche gemacht werden. Die Rückbank lässt sich zwar nicht mehr verschieben, zwei Passagiere kommen aber im für drei zugelassenen Fond gut unter. Und der Kofferraum fasst trotz des um 45 Liter kleineren Staufachs unter dem Ladeboden noch ordentliche 405 bis 1275 Liter. MARTINA GÖRES



In der Stadt elektrisch: Neuer Mini Countryman mit Hybrid-Technik

Foto Hersteller

Ein Haufen Kohle

Lenovo hat es schon wieder getan: Das X1 Carbon aus der Oberklasse ist frisch renoviert, leichter und schneller geworden. Aber es ist verflucht teuer.

Von Michael Spehr

Leicht, klein, robust und mit bestmöglicher Sicherheitstechnik ausgerüstet: Vor fünf Jahren stellte Lenovo sein erstes Thinkpad X1 Carbon vor. Schon im ersten Anlauf gelang das Experiment: Dieses Notebook wurde für die meisten Fachleute die Referenz in der Business-Klasse. Teuer, aber für den Geschäftsreisenden erste Wahl, hoch gelobt wegen seiner Verarbeitungsqualität und exzellenten Tastatur. Konnte der chinesische Hersteller 2012 mühelos das Siegertreppchen erreichen, ist der Wettbewerb mittlerweile härter geworden: HP, Dell und andere bieten attraktive Windows-Modelle mit langer Akkulaufzeit und feinsten Displaytechnik schon von 1400 Euro an.

So waren wir auf die mittlerweile fünfte Generation des X1 Carbon sehr gespannt. Der Vorgänger ist kaum ein Jahr alt, worin besteht die Innovation? Man entdeckt sie bereits beim Auspacken: Der Neue hat in der Tiefe mehr als einen Zentimeter verloren, und er ist leichter, 32,4 x 21,7 x 1,6 Zentimeter lauten jetzt die Maße, und die Waage zeigt ein Traumgewicht von nur 1,14 Kilogramm. Das Gehäuse der Basis besteht aus einer Hybrid-Magnesium-Legierung, die Oberseite aus Kohlenstofffaser und Fiberglas, beides wirkt ungemein stabil. Die Anzeige über eine Diagonale von 14 Zoll löst mit 1920 x 1080 Pixel auf und hat eine matte, nicht spiegelnde Oberfläche. Die höher auflösende WQHD-Variante erscheint erst im Sommer, schade. Der nächste Pluspunkt gegenüber dem Vorjah-



Schlank und schnell: Der neue Thinkpad X1 Carbon von Lenovo im Geschäftsführer-Schwarz für Manager

Foto Hersteller

resmodell ist die Modernisierung der Schnittstellen: Dank USB Typ C ist man für die Zukunft gewappnet. Zum Glück denkt Lenovo auch an die Gegenwart, und so lässt sich ein Adapter-Wirrwarr vermeiden, weil zwei herkömmliche USB-3-Anschlüsse, ein vollwertiger HDMI-Anschluss und Mini-Ethernet am Bord sind. Das Beste sind indes die beiden USB-Typ-C-Stecker mitsamt Thunderbolt 3 (40 Gigabit pro Sekunde) an der linken Seite. Beide Anschlüsse lassen sich zum Laden nutzen und unterstützen Displayport 1.2. An der Rückseite unseres Geräts mit Mobilfunkmodem befand sich ein Kartenschacht, wie man ihn vom Smart-

phone kennt, nämlich mit Halterung für eine Micro-Sim-Karte und Micro-SD als Speichermedium. Auch gibt es eine Aussparung für ein Sicherheitsschloss.

Lenovo widersetzt sich also der bei vielen Herstellern üblichen Hungerkur, was Schnittstellen und Konnektivität betrifft. Der Fingerabdrucksensor rechts vom Touchpad ist ein weiteres sinnvolles Extra. Er dient dazu, das biometrische Anmeldeverfahren Windows Hello zu nutzen; die eingebaute Kamera oberhalb der Anzeige lässt sich dafür übrigens nicht verwenden. Nach dem Aufspielen des Creators Update von Windows 10 erkannte der Sensor zunächst keinen einzigen

Fingerabdruck; erst ein Treiber-Update und das Löschen der bisher gespeicherten brachte Abhilfe.

Das Glas-Touchpad mitsamt darüberliegender Tastenreihe litt ebenfalls unter dem Update und musste neu konfiguriert werden. Das Touchpad unterstützt den Precision-Modus, der Eingaben direkt an Windows übermittelt, die Synaptics-Software wird überflüssig. Bewegungen und Mehrfingergeräten wurden bestens umgesetzt, und die Touchpad-Tasten liegen nun direkt an der Eingabefläche. Die Tastatur des X1 Carbon war stets ein Pluspunkt, und das ist sie auch hier: Der Tastenhub ist im Vergleich mit dem 2016er-

Modell etwas größer geworden, die Tastatur liefert ein sattes und präzises Feedback. Wer mit zehn Fingern schnell schreibt, ist begeistert. Die Tippräzision halten sich in Grenzen, was neuerdings nicht mehr selbstverständlich ist.

Das um 180 Grad nach hinten klappbare Display mit durchschnittlicher Helligkeit (290 Candela pro Quadratmeter), gutem Schwarzwert und exzellentem Kontrastverhältnis (1300:1) bietet einen weiten Blickwinkel und überzeugt. Als Massenspeicher arbeitete in unserem Gerät eine Samsung M2-SSD, die ausgesprochen schnell ist. Die Grafikeinheit ist die integrierte Intel HD Graphics 620 mit guter Gesamtleistung, aber für Spiele erwartungsgemäß weniger geeignet. Das TPM-Modul schützt Rechner und SSD im Falle eines Diebstahls, mit LTE-Modul und Lenovo Connect geht man unterwegs online. Der X1 Carbon kommt von Hause aus ohne Crapware und Werbe-Software, es ist eine Wohltat. Vor Viren und anderen Schädlingen schützt der Windows Defender, überflüssige Demos von McAfee oder Norton sind ebenfalls nicht installiert. So muss es sein.

Lüfter und Laufzeit sind die Schwachpunkte der kompakten Oberklasse-Notebooks. Der X1 Carbon gibt sich keine Blöße: Sein Lüfter mit großem Auslass an der rechten Seite ist zwar hörbar, aber er springt nur selten an. Die meiste Zeit hatten wir für typische Büroarbeiten ein lautloses Gerät vor uns. Die Akku-Laufzeit unseres Modells mit Core-i7-Prozessor 7600 U der jüngsten Generation lag bei etwas weniger als zehn Stunden im praxisnahen Einsatz. Kopfzerbrechen bereitet bestenfalls die Konfiguration: Warten auf den WQHD-Bildschirm oder schon jetzt kaufen? Der Lenovo-Shop führt die kleinste Modellvariante mit Core-i5-Prozessor, acht Gigabyte DDR3-Speicher und 256 Gigabyte SSD für 1730 Euro auf. Mit Core i7 und 16 Gigabyte Speicher sowie 512 Gigabyte SSD liegt man dann schon bei 2300 Euro, und die WQHD-Modellvarianten sind gewiss noch teurer. Das Qualitätsversprechen rechtfertigt diesen Preis, zumal im geschäftlichen Einsatz. Für die private Nutzung ist ein X1 Carbon der teure Luxus, den man sich gönnt, wenn man es kann.



Mit Außenborder: Gopro plus Mikro

Ein offenes Ohr für die Gopro

Mikrofon von Sennheiser

Wenn im Video das Leben tobt, der Ton aber matt und müde vor sich hin nuschelt, hatte die Action-Cam Schuld – oder genauer: das wasserdichte, aber leider auch schallschluckende Schutzgehäuse des sportiven Aufnahmezeugs. Sennheiser sprach auf Abhilfe und bietet nun, passend zur Feriensaison, ein Mikrofon an, das auch dem akustischen Part auf die Sprünge helfen soll. Das MKE 2 Elements genannte Utensil ist speziell auf die Gopro Hero 4 zugeschnitten und widersteht Wind, Wasser und anderen Widrigkeiten von Wetter und Natur, sagt der Hersteller. Wir haben es ausprobiert.

Der kleine Schallsensor steckt in einem wasserfesten Windschutzpuschel, und der wiederum sitzt an einer Gehäuserückwand, die sich anstelle des Originals mit dem Frontteil des Standard-Schutzgehäuses verbinden lässt. Zuvor gilt es, die nötige elektrische Verbindung herzustellen, was ein wenig feinmotorisches Geschick erfordert: Zur Kontaktaufnahme dient eine an einem dünnen Kabel befestigte kleine Platine mit einem Mini-USB-Stecker, der in den passenden Anschluss der Kamera gestöpselt wird. Ist das erledigt, nimmt die Gopro in Sennheisers schalenförmigem Gehäuseeitel Platz. Das klappt sogar, wenn die Kamera mit einem externen Huckepack-Akku filmen soll; kommt sie ohne diese Stromreserve aus, füllt ein passender Abstandshalter aus Schaumstoff den Platz. Die so präparierte Gehäuse-Rückseite wird nun ins Gelenk an der Unterseite der Gehäusefront eingehängt, zugeklappt und mit der Klammer auf dem Oberdeck verschlossen. Der Nachtteil des Konstrukts: Die Sennheiser-Rückseite ist nicht transparent, sie verdeckt also den eingebauten Suchermonitor der Kamera.

Einen Tauchgang in der Badewanne hat die Kamera mit dem Mikrofon-Außenborder klaglos überstanden, das Gehäuse blieb dicht. Und die Aufnahmequalität? Wir haben verschiedene Clips in freier Natur und mit Referenzsignalen aus dem Lautsprecher gedreht – und waren vom Ergebnis nicht allzu überrascht: Das externe Mikrofon macht seine Sache gut, erfasst einen weiten Frequenzumfang und bleibt auch dann tapfer auf Empfang, wenn der Windschutz nass wird. Der Vergleich mit dem eingebauten Gopro-Mikrofon ist ohrenfällig: Das Schutzgehäuse dämpft den Ton dramatisch, es bleibt von der Audio-Kulisse tatsächlich nur mattes Murmeln. Filmt die Kamera dagegen im Schönwettermodus ohne Gehäuse, braucht sie keine externe Unterstützung: Ihr Schallsensor reicht dann völlig aus, fängt den Ton sogar noch etwas lauter ein als das Sennheiser-Mikrofon. Steckt die Gopro aber im Gehäuse und geht sie womöglich sogar auf Tauchstation, ist der Außensensor eine höchst sinnvolle Ergänzung. Sennheiser lässt es sich allerdings ganz ordentlich bezahlen: 200 Euro kostet der Spaß. WOLFGANG TUNZE

Nimm mich mit, Kamera, auf die Reise

Trotz der Allgegenwart der Smartphone-Fotografie haben die Lumix TZ-101 von Panasonic und die Olympus Tough TG-5 ihre Berechtigung

Warum überhaupt noch Reisekameras? Heute sind Fotoapparate doch keine unhandlichen Holzboxen mehr, und neun Zehntel aller Touristen haben ständig eine Kamera als Komponente ihres Taschentelers bei sich. In zweierlei Hinsicht erscheinen speziell fürs Reisen entwickelte, kompakte Digitalkameras jedoch nach wie vor sinnvoll: Manches Smartphone taugt, ob mit oder ohne Hülle, nicht für wirklich raue Bedingungen: Seewasser, Sand, Matsch, Eis und Schnee oder ein Sturz aus dem Wanderrucksack. Und so mancher Tourist möchte einfach deutlich bessere Bilder mit nach Hause bringen, als die besten Smartphone-Kameras sie bislang liefern können.

Die Olympus Tough TG-5 (rund 480 Euro in den Farben Rot oder Schwarz) ist, wie der Name schon sagt, eine Kamera fürs Grobe. Eine ihrer Vorläuferinnen wurde in der Redaktion schon mal in einer Cremetorte versenkt und mit dem übrigen Abwasch gereinigt, ohne dass sie aufhörte, Bilder zu machen. Staubfest,

bis 15 Meter Tauchtiefe dicht, bis minus 10 Grad Celsius kältefest, überlebt sie auch Stürze aus einer Fallhöhe von 2,10 Meter. Man darf sich auch mal mit bis zu 100 Kilogramm auf sie draufsetzen. Ihre zwei Klappen sind rundherum mit Dichtlippen versiegelt und mit einer doppelten

Verriegelung versehen. Das Objektiv – Anfangslichtstärke 1:2, Brennweitenbereich 25 bis 100 Millimeter Kleinbildäquivalent – bleibt hinter seiner Glasscheibe. Ein Ring davor wird abgenommen, um Zubehör wie den Blitzdiffusor für Nahaufnahmen oder den Fisheye- und den

Telekonverter anzusetzen. Der neue Sensor hat weniger Pixel als der im Vorgängermodell, sorgt aber mit dem gleichen Bildprozessor wie in der OM-D E-M1 Mark II für mehr Bildqualität, einen größeren Dynamikumfang und macht die Tough insgesamt etwas schneller. Ob energieeffizientes GPS, 4k-Video, Vernetzbarkeit oder Spezialprogramme für die Unterwasserfotografie – die TG-5 hat eine sehr gute Ausstattung. Nur kommt man an manche Funktion wegen der kleinen Knöpfchen und Rädchen nicht so toll ran, vor allem mit Handschuhen nicht.

Die Lumix TZ-101 (rund 650 Euro) kann man völlig zu Recht in die Klasse der „Edelkompaktkameras“ mit 1-Zoll-Sensor (rund 20 Megapixel) einordnen, auch wenn das Kürzel TZ ausdrücklich für Traveller Zoom steht. Das Leica DC Vario-Elmarit mit optischer 5-Achsen-Bildstabilisierung hat eine Anfangslichtstärke von 1:2,8 und deckt einen Brennweitenbereich von 25 bis 250 Millimeter



Kompakt oder hart: Lumix TZ-101 (rechts) und Olympus Tough TG-5

Foto Pardey

Die Kiste



MOTORROLLER

Neubeginn mit altem Namen

Vespa und Lambretta, das ist wie Harley und Indian, bloß in der Roller- statt der Motorradwelt. Rivalen auf Augenhöhe in glorreichen Zeiten, bevor die einen in der Versenkung verschwanden, während die anderen (Vespa, Harley) sich in der Rolle des Marktführers einrichteten. Indian startete vor Jahren als wiedergegründete Marke des Polaris-Konzerns ein Comeback. Nun soll sich auch Lambretta wieder aufschwingsen durch eine Neugründung, hinter der die in Lugano ansässige Innocenti SA sowie das österreichische Unternehmen KSR Group aus Krems an der Donau stehen, wo zugleich der Sitz der Lambretta GmbH ist. KSR ist in Zweierkreisen unter anderem für den Vertrieb von Motorrädern der Marke Royal Enfield bekannt. Im Oktober, ziemlich genau 70 Jahre nach dem Bau der ersten Lambrettas in Italien, soll die Produktion der neuen Modelle namens V-Special in den Hubraumklassen 50, 125 und 200 Kubik beginnen. Entworfen wurden sie vom österreichischen Designbüro Kiska, das unter anderem für den Motorrollerhersteller KTM arbeitet. Die Scooter mit Kunststoff- oder auch Kohlefaserverkleidungen über einem Stahlgerüst sollen klassisches Design modern interpretieren, wie KSR mitteilt. Gefertigt werden sie beim Rollerhersteller Sym in Taiwan, der auch die Motoren beisteuert. Eine elektrische V-Special soll 2018 folgen, die Klassi-



HAUSHALT

Fast wie mundgeblasen

Die neue Kelchglasserie Power von Stölzle Lausitz hat eine markante, schnörkellose Form: flacher Kelchboden mit einer kleinen Wölbung zum Stiel und ein lang gezogener Kamin, der Kelch des Glases wird von einem leicht taillierten Stiel getragen, der übergangslos in die Bodenplatte eintaucht, ohne zusätzliche Rundungen oder Einbuchtungen. Das Rotweinglas etwa hat einen Durchmesser von zehn Zentimeter am unteren Ende des Kelchs. Sommeliers

und Weinliebhaber schätzen daran die optimale Belüftung selbst bei kleinen Mengen. Stölzle Lausitz aus dem sächsischen Weißwasser beherrscht als einer von wenigen Herstellern das Ziehverfahren in der maschinellen Glasproduktion. Diese Herstellungsweise kommt der handgezogenen, mundgeblasenen Produktion von Kelchgläsern mit gleichbleibend hoher Qualität sehr nahe, ist aber deutlich preisgünstiger. Die zusam-

men mit Sommeliers entwickelte Glasserie Power enthält zunächst ein Rot- und ein Weißweinglas sowie einen Sektkelch, ein Becher wird fehlend. Das Unternehmen mit einer Jahreskapazität von mehr als 40 Millionen Gläsern beliefert sowohl die Gastronomie wie den Fach-Einzelhandel, die Serie Power ist für 5,80 (Weißwein) und 6 Euro (Rotwein) je Stück zu haben, die Becher werden 3,80 Euro kosten. smm.

Fix gemixt

Smoothies als Ersatz für Obst und Gemüse? Wer sich sein Fitness-Getränk selbst zubereiten will, mag einen Blick auf die neuen WZF-Mixer werfen, die bei der Zubereitung der gesunden Vitamine und Nährstofflieferanten helfen wollen. In der Reihe Küchenminis erscheinen nun die Smoothie-to-go-Modelle. „To go“ bezieht sich auf die Flasche, zwei Trinkbecher à 600 Milliliter sind im Lieferumfang enthalten. Mit 300 Watt Leistung sorgt der kleine Smoothie-to-go-Standmixer für 23 000 Umdrehungen in der Minute. Die Einfassung besteht aus Cromargan. Die zwei Becher aus Kunststoff sind mit einem auslauf-sicheren Deckel mit Schraubverschluss ausgestattet, schreibt der Hersteller. Weitere Trinkbehälter können dazugekauft werden. Das vierflügelige Edelstahlmesser sorgt für ausgezeichnete Mixergebnisse, sagt der Hersteller, auch mit grünen Zutaten und beim Ice-Crushen. Die Bedienung sei denkbar einfach und intuitiv. Zum Mixen dreht man die Mixereinheit auf den gefüllten Becher und setzt diesen andersherum auf den Mixer. Durch Drücken des Start-



knopfes beginnt der Mixer zu arbeiten und stoppt, sobald man diesen wieder loslässt. So sei auch einfaches Pulsen möglich. Nach dem Mixen ersetzt man die Messereinheit durch den To-go-Deckel. Zur Sicherheit startet die Mixfunktion nur, wenn der Becher aufgesetzt ist. Der Smoothie-to-go kostet 60 Euro. misp.

FLUGZEUG

Connie landet nicht in Frankfurt

Luftfahrt-Fans nicht nur aus der Rhein-Main-Region hatten sich schon seit Wochen auf die Landung des Basler Oldi-Airliners Super Constellation und seinen Aufenthalt im Rahmen der „Tage der Luftfahrt“ des Flughafens Frankfurt am 24./25. Juni gefreut. Doch die Maschine kann nicht kommen. Unerwartete technische Probleme führten jetzt dazu, dass sie sogar die gesamte Flugsaison ausfällt. In der vergangenen Woche geriet bei Rolltests in Zürich eine Bremse wegen Überhitzung in Brand. Sie musste von der Flughafenfeuerwehr gelöscht werden. Hierbei entstanden Schäden am Reifen und der Bremse, die aber repariert werden können. Allerdings wurde im Rahmen der Wartungsarbeiten festgestellt, dass an den Landeklappen der 1955 in Dienst gestellten Maschine einige Anlenkungen korrodiert sind. Diese gewährleisten das Ein- und Ausfahren der Landeklappen im Flügel und geben diesen auch Halt. Das Team der Super Constellation Flyers Association (SCFA) als Halter des Flugzeugs hat zunächst versucht, diese betroffenen Anlenkungen als Ersatzteile aufzutreiben. Das gelang nicht, und deshalb müssen sie neu angefertigt werden. Das ist aufwendig und dauert lange, da auch das schweizerische Bundesamt für Zivilluftfahrt diese neuen Teile erst abnehmen und deren Einbau dann zertifizieren muss. Da die SCFA der Sicherheit höchste Priorität einräumt, haben sich die Verantwortlichen Anfang Juni entschlossen, die Flugsaison 2017 ausfallen zu lassen und

die Zeit für die notwendigen Reparaturen zu nutzen. Alle geplanten Teilnahmen an Airshows in der Schweiz und im Ausland sind deshalb abgesagt. Außerdem soll ein Spendenfonds eingerichtet werden, um die teuren Reparaturarbeiten durchführen und die Maschine 2018 wieder in die Luft bringen zu können. Weltweit gibt es noch eine weitere fliegende Super Connie, die ist allerdings in Australien stationiert. js.

SCHREIBGERÄT

849 zum Zweiten

Fast fünfzig Jahre hat sich die Schweizer Schreibgeräte-Manufaktur Caran d'Ache Zeit gelassen, um ihrem legendären Kugelschreiber 849 einen Gefährten beizugesellen. Der hatte seinerzeit mit seinem sechseckigen Schaft Design-Maßstäbe gesetzt und sich seither immer wieder neu erfunden. Jetzt kommt der erste 849 Füllfederhalter. Er nimmt den unverwechselbaren Sechseck-Look auf, seine Kanten am leichten Aluminiumschaft sind ein wenig abgerundet gegenüber dem Kugelschreiber, aber der Wiedererkennungswert ist garantiert. Außer mit seiner markanten Form setzt er mit seinen ungewöhnlichen Farben Akzente auf dem Schreibtisch oder in der schreibenden Hand: In vier Neonfarben (Purpur, Grün, Gelb und Orange) sowie in klassischem matten Marineblau und Schwarz sowie in einer weißen Lackversion hat der Neue derzeit seinen ersten Auftritt. Seine Stahlfeder ist in drei Breiten erhältlich und garantiert flüssiges und präzises Schreiben. Für mehr Komfort in der Hand lässt sich die Verschlusskappe während des



Schreibens ganz einfach wieder aufsetzen. Feder und Kappenkopf zielt das neue Emblem des Maison Caran d'Ache, das den 849 Füllfederhalter wie alle Schreibgeräte in seinen Genfer Werkstätten fertigt. Für 55 Euro ist der ikonische Sechskant in den Boutiquen der Marke oder online zu haben. smm.

FORSCHUNG

Unsichtbare Markierung

Kleine Massenbauteile wie Steckverbinder oder Zündkerzen lassen sich zu vertretbaren Kosten kaum vom Verkauf bis zu der Produktion zurückverfolgen. Das Fraunhofer-Institut für Physikalische Messtechnik (IPM) in Freiburg hat allerdings jetzt ein markierfähiges Identifikationssystem namens „Track & Trace Fingerprint“ vorgestellt, mit dem das für viele Produkte möglich sein soll. Dazu werden hochauflösende Bilder der individuellen Mikrostruktur aufgenommen und in einer Datenbank gespeichert, bei Bedarf wird der Vorgang wiederholt und die Daten werden abgeglichen. Diese Art der Rückverfolgung eignet sich nach Angaben des Instituts für viele Materialien, von Kunststoffen über Aluminium und Eisen- bis zu lackierten Oberflächen. Der Fingerabdruck eines Bauteils lasse sich auch bei Losgrößen von mehreren hunderttausend Stück im Sekundentakt eindeutig identifizieren. Das System sei nicht nur fälschungssicher, sondern auch ökologisch umzusetzen und funktioniere auch bei Störungen wie Verunreinigungen. Eine Pilotanlage soll noch im Laufe dieses Jahres in Betrieb genommen werden. Web.

HINWEIS DER REDAKTION

Ein Teil der in Technik und Motor besprochenen Produkte wurde der Redaktion von den Unternehmen zu Testzwecken zur Verfügung gestellt oder auf Reisen, zu denen Journalisten eingeladen wurden, präsentiert.